UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01581393 4

TH. KLAIBER

Die Deutsche Selbstbiographie

Digitized by the Internet Archive
in 2008 with funding from
Microsoft Corporation

http://www.archive.org/details/diedeutscheselbs00klaiuoft

L 6360d

Die deutsche Selbstbiographie

von

Theodor Klaiber

* * *

Beschreibungen des eigenen Lebens

Memoiren

Tagebücher

169397.
17.2.22.

MICROFORMED BY PRESERVATION SERVICES
DATE FEB 18 1991

Stuttgart
J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung
1921

Druck der J. B. Metzlerschen Buchdruckerei in Stuttgart

Meiner Frau,
der treuen Gefährtin meiner Arbeit,
gewidmet

Inhaltsverzeichnis

		Seite
Erstes Kapitel.	Die Anfänge und das 16. Jahrhundert	1
Zweites Kapitel.	Französische Einflüsse auf die deutsche Selbstdarstellung	28
Drittes Kapitel.	Vertiefung und Bereicherung der Selbstbiographie durch Pietismus und Aufklärung	54
Viertes Kapitel.	Die Selbstbiographie als Seelenroman und Entwicklungsgeschichte	83
Fünftes Kapitel.	Denkwürdigkeiten und Selbstbiographien im Zeitalter der politischen Umwälzungen, der nationalen Erhebung und der Reaktion	126
Sechstes Kapitel.	Idyllisch-romantische Einkehr im Jugendland	185
Siebentes Kapitel.	Kritik des Herkommens und Erweiterung des Gesichtskreises	217
Achtes Kapitel.	Die Selbstdarstellung in der Zeit des politischen und wirtschaftlichen Aufstiegs	261
Neuntes Kapitel.	Tagebücher als Urkunden geschichtlichen und persönlichen Lebens	302
Zehntes Kapitel.	Rückblicke und Ergebnisse	328
Register		351

Vorwort

Die vorliegende Arbeit ist als eine Art Höhenwanderung gedacht. Dabei soll vor allem bei den ragenden Gipfeln deutscher Selbstdarstellung verweilt, sie sollen nach ihrer Stellung in der Gesamtentwicklung, nach ihrer Bedeutung und Eigenart näher betrachtet und gewürdigt werden. Bei den Höhenzügen, die die Gipfel untereinander verbinden, bei den geringeren Erhebungen will sich die Darstellung nicht länger aufhalten als nötig ist, um ein deutliches Bild des gesamten Werdegangs zu gewinnen. So wurde Vollständigkeit in der Verzeichnung der Memoiren und Selbstbiographien nicht angestrebt. Sie ist vorerst auch gar nicht möglich. Um die Arbeit nicht in eine unabsehbare, für weitere Leserkreise ermüdende Stoffsammlung, in ein endloses Namen- und Titelverzeichnis ausarten zu lassen, mußte hier nachdrücklich Beschränkung geübt werden. Vor allem wurden in der Hauptsache nur die eigentlichen Selbstbiographien und Memoiren berücksichtigt. Von dem Eingehen auf die bruchstückartigen Aufzeichnungen über einzelne Erlebnisse, Reisen, Bekanntschaften und Beziehungen wurde fast durchweg abgesehen. Ebensowenig sind die sogenannten „Denkwürdigkeiten" in den Bereich der Darstellung einbezogen, die nur unverarbeitete Stoffsammlungen zu Lebensbeschreibungen, keine eigenen, zusammenhängenden Aufschriebe geben. Auch auf die mannigfachen Enthüllungsschriften von Skandalmachern, Überläufern usw. wurde verzichtet, so zahlreich und aufsehenerregend sie auch sein mögen. Sicherlich wird die scharfe Abgrenzung des Gegenstands der Sache nur zugute kommen. Viele Werke sind auch übergangen worden, weil sie weder durch geistigen Gehalt noch durch schriftstellerische Eigenart so sehr hervorragen, daß eine Belastung der Darstellung durch ihre Anführung wünschenswert erschienen wäre. Bei mancher Gruppe von Selbstbiographien genügte für meine Zwecke der Hinweis auf einige wenige bezeichnende Werke. Der Schluß, daß mir ein Werk, das ich nicht nenne, auch nicht bekannt sei, wäre sicherlich in sehr vielen Fällen voreilig. — Der Kenner des ganzen Gebietes weiß, daß bisher wenig Forschungen über unsere Selbstbiographien- und Memoirenliteratur

vorliegen. Vor allem habe ich der tiefgründigen, geistvollen „Geschichte der Autobiographie im Altertum" von Georg Misch viel Anregung zu verdanken. Sodann waren mir die Forschungen und Arbeiten von F. X. Wegele, F. Bezold, H. Glagau und vor allem von W. Mahrholz wertvoll und förderlich. Übrigens werden diese wie die andern von mir benutzten Arbeiten jeweils im Text genannt. — Unermüdlich hat mir die Stuttgarter Landesbibliothek die Werke zur Verfügung gestellt, die ich benötigte. Ebenso konnte ich dank dem Entgegenkommen meines Freundes, Professor Dr. Jedele, in ausgiebiger Weise die Schätze der Stuttgarter Hofbibliothek benützen. Endlich hat mir Herr Verlagsbuchhändler Lutz in Stuttgart in freundlichster Weise Einblick in seine Aufzeichnungen über die Memoirenliteratur gewährt. Für alle diese Förderung sei geziemend und herzlich gedankt.

Stuttgart, im Herbst 1920.

Dr. Theodor Klaiber

Erstes Kapitel.

Die Anfänge und das 16. Jahrhundert.

Selbstbildnisse haben ihren besonderen Reiz nicht bloß für den Kunstfreund, sondern auch für den Seelen- und Geschichtsforscher. Die Säle in den Uffizien zu Florenz, die Selbstbildnisse von Malern aller Zeiten und Völker enthalten, sind darum nie leer von angeregten und andächtigen Besuchern. Eine ähnliche Anziehungskraft üben auch literarische Selbstbildnisse aus, zumal wenn sie in der Form von eingehenden Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten auftreten. Und es ist ein lange nicht nach Gebühr gewürdigter Vorzug unseres deutschen Schrifttums, daß es besonders seit dem 18. Jahrhundert sehr reich ist an Werken dieser Art. Wie Frankreich das Land der Memoiren ist, bei denen der Hauptnachdruck auf die Darstellung politischen Geschehens und gesellschaftlicher Zustände fällt, so kann unser Vaterland als ein besonders günstiger Nährboden für die Selbstbiographie gelten, die in erster Linie auf die Schilderung persönlicher Entwicklung ausgeht. Kein anderes Volk ist so reich an reiz- und gehaltvollen Hervorbringungen selbstbiographischen Gepräges. In der Tat, die Selbstschilderer und Selbstdarsteller, die im Laufe der deutschen Geschichte ihre eigenen Schicksale und Erlebnisse beschrieben und ein Bild ihres Wesens hinterlassen haben, geben einen stattlichen und seltsam bunten Zug ab. Hier nahen sich Bettelmönche mit den Spuren wilder Selbstkasteiung im verhärmten Gesicht und abenteuerfrohe Ritter in klirrender Rüstung, dort schreiten ernste Gelehrte in langem Talar, derbe Landjunker und ehrenfeste Bürger. Ihnen schließen sich in gemessenem Abstande fromme Pietisten an mit andächtig gesenktem Haupte, verständig blickende Aufklärer, tränenreiche Jünger der Empfindsamkeit, und unter sie mischen sich rauhe Soldaten, entlaufene Mönche, entgleiste Studenten. Allmählich wird diese bunte Gesellschaft immer zahlreicher und mannigfaltiger und umfaßt nach und nach alle Lebenskreise, Stände und Berufsarten. Man erblickt in ihren Reihen viele von den Besten unseres Volkes: Dichter und Denker, Maler und Bildner, Kriegs-

leute und Staatsmänner, Gelehrte und Musiker, und unter ihren Lebensbekenntnissen sind Werke, die durch die Jahrhunderte leuchten.

Die erste Selbstbeichte großen Stils in der Weltliteratur sind Augustins Konfessionen. Aber so mächtig ihr Gedankengehalt, ihre Grundstimmung und ihre Sprache auf die Frömmigkeit, die Gottesgelehrtheit und die Andachtsschriften des Mittelalters einwirkten, auf das Gebiet der Selbstbiographie hatten sie zunächst keinen gleich starken Einfluß. Sei es, daß das Werk des Kirchenvaters als etwas Unnahbares und Unnachahmliches empfunden wurde, sei es, daß der Geist des Mittelalters überhaupt der Geltendmachung der Persönlichkeit und ihrer Pflege weniger geneigt war. So wurde die durch Augustin erweckte Lust zur Seelenschau und Selbstschilderung zunächst hauptsächlich durch mannigfach verborgene Röhren und Kanäle weitergeleitet, um dann erst in späteren Jahrhunderten Werke von selbstbiographischem Gepräge hervorzubringen, denn zumal in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters finden sich in Deutschland nur spärliche Ansätze zu selbstbiographischen Aufschrieben. Erst das 13. Jahrhundert bringt ein umfangreicheres Werk dieser Art in Ulrich von Lichtensteins „Frauendienst" hervor. In diesem erzählenden, in kunstlosen, gereimten Strophen zu acht Zeilen abgefaßten Gedicht, dem allerlei Lieder und dichterische Sendschreiben eingefügt sind, berichtet der Ritter und Sänger Ulrich von Lichtenstein die Geschichte seines schwärmerischen Minnelebens. Die Dichtung kann darum als die erste Selbstbiographie unseres Schrifttums gelten. Ulrich von Lichtenstein, ein Ahnherr des fürstlichen Hauses Lichtenstein, führte seinen Namen nach dem Schloß Lichtenstein in der Obersteiermark und wurde um 1200 geboren. Er spielte in der zeitgenössischen Geschichte seines Heimatlandes eine nicht unbedeutende Rolle, beteiligte sich lebhaft an den Kämpfen des Adels mit den Landesherren und war auch in die Fehden der Steiermark und Böhmens mit Ungarn verwickelt. Er erscheint als Landesrichter, sogar als Marschall der Steiermark und war allen Anzeichen nach ein tatkräftiger, bei seinen Standesgenossen hochgeachteter, einflußreicher Mann, der seinen Vorteil klug zu wahren verstand. Diese Seite seines Wesens und Lebens läßt freilich sein Frauendienst kaum ahnen, denn hier werden politische Angelegenheiten höchstens nebenbei erwähnt, und Ulrich erzählt in seinem Gedicht bloß von seinen Rittertaten und seinem Minne-

dienst. Wenn schon die provenzalischen Liedersammlungen gelegentlich von den Lebensschicksalen der Sänger und den besonderen Umständen, unter denen die Minnelieder gedichtet und gesungen wurden, berichteten, so gibt der „Frauendienst" eine zusammenhängende Erzählung, die mit dem Preis der Frauen beginnt und sodann den schon in früher Jugend gefaßten Vorsatz Ulrichs mitteilt, sein Leben dem Frauendienst zu weihen. Dann folgt die Erzählung all der Huldigungen, Fahrten und Abenteuer, die Ulrich in 30jährigem Dienste zweier Damen vollführt. Als Page der erkorenen Dame trinkt er das Wasser aus, das sie über ihre Hände goß. Um ihr zu gefallen, läßt er eine Mißbildung seiner Lippe durch schmerzhaften ärztlichen Eingriff entfernen. Bei der ihm gewährten Zusammenkunft bringt er am ersten Tag vor Herzklopfen kein Wort hervor. Einen beim Turnier verletzten, krumm angewachsenen Finger hackt er sich ab und sendet ihn mit einem dichterischen Sendschreiben in kostbarer Umhüllung der Herrin. Ihr zu Ehren macht er als Frau Venus verkleidet, im Frauengewand, mit gelben Zöpfen eine Ritterfahrt von Oberitalien bis zur böhmischen Grenze und verstieht dabei 307 Speere. Dann verkleidet er sich und seinen Knappen als Aussätzige, heischt vor der Burg seiner Dame Almosen und wird nachts aus dem Burggraben in ihr Gemach emporgezogen, aber nur, um nach kurzer Unterredung unsanft und unrühmlich in den Burggraben hinabbefördert zu werden. Wie er ihr trotzdem weiterdient, tut ihm schließlich die Dame eine Kränkung an, die ihn endlich zur Aufgabe seines Dienstes veranlaßt. Aber nach einiger Zeit beginnt dann der längst Verheiratete neuen Minnedienst und neue Ritterfahrt. Er zieht als König Artus umher, der vom Paradies zurückgekehrt die Tafelrunde wieder aufrichten will, bis sein Mummenschanz durch die Schlacht an der Leitha (1246), politische Wirren und eine daran anschließende längere Gefangenschaft unterbrochen und beendet wird.

Je phantastischer das im Frauendienst berichtete Treiben anmutet und je weniger es zu der aus anderen Quellen bekannten Wesensart Ulrichs zu stimmen scheint, desto häufiger ist die Frage aufgeworfen worden, ob hier Wahrheit oder Dichtung vorliege. Ulrich gibt seine Erzählung als Wirklichkeitsbericht, und es läßt sich nicht leugnen, daß ein äußerer Grund, seine Wahrheitsliebe anzuzweifeln, nicht vorhanden ist, zumal da er auch Dinge von sich be-

richtet, die keineswegs schmeichelhaft für ihn sind. Dazu scheinen dem Verfasser da und dort frühere Aufzeichnungen vorgelegen zu haben. Trotzdem ist kaum zweifelhaft, daß neben den unbewußten Irrtümern und Gedächtnisfehlern, die in allen Selbstbiographien vorkommen, im Frauendienst auch Übertreibungen und Ausschmückungen der wirklichen Begebenheiten nicht fehlen. Wie Ulrich die Phantasiewelt der höfischen Ritterdichtung und ihre Gestalten in die Wirklichkeit einzuführen suchte, so hat er auch wohl einzelne Züge aus diesen Dichtungen mit den eigenen Erlebnissen verschmolzen und dabei seiner lebhaften Einbildungskraft wie seinem beweglichen Temperament weiten Spielraum gelassen. „Wer sein ritterliches Ideal als ein humorloser Don Quixote so nachdrücklich in die nüchterne Wirklichkeit zu stellen trachtete, dem ist wohl auch zuzutrauen, daß er auf dem Gebiete uneingeschränkter Darstellung in Worten nicht sehr schonend mit den etwas alltäglichen Geschehnissen wird umgegangen sein", bemerkt Schönbach mit Recht. Darum braucht durchaus nicht alles erdichtet zu sein; aber an einzelnen Stellen, wie bei dem verunglückten Stelldichein auf der Burg seiner Dame, sind die aus Sage und Minneschwank entlehnten Züge so deutlich, daß an einer Ausschmückung der Wirklichkeit wohl kaum zu zweifeln ist. Auch die zweite Dame, der Ulrich huldigt, will oft wie eine freie Erfindung des Dichters anmuten, obgleich sich hier wie anderswo Wahrheit und Dichtung wohl schwer voneinander scheiden lassen. Jedenfalls ist der psychologische Gehalt des Werks, das gegen den Schluß, z. B. in der Beschreibung von Friedrichs des Streitbaren Tod in der Leithaschlacht, sich stark dem Ton der Reimchronik nähert, nicht sehr groß. Um so ertragreicher ist der Frauendienst für die Kulturgeschichte. Wir haben in der Dichtung eine der Hauptquellen für alle Darstellungen, die das Frauenleben im Mittelalter, die höfische Sitte, das Kostüm- und Waffenwesen zur Zeit des Minnesangs schildern. Für die Entwicklung der Selbstbiographie hat das Werk kaum irgendwelche Bedeutung gewonnen. Immerhin weist das Leben Wilmolts von Schauenburg und besonders der Teuerdank eine ähnliche Ausschmückung eigener Erlebnisse mit Zügen aus der hergebrachten Ritterromantik auf.

Was in den Kreisen der Mönche und Nonnen an Werken selbstbiographischer Art entstand, ist den Erzählungen von Wun-

dern und Erscheinungen nahe verwandt, wie sie schon früher im Zusammenhang mit den Märtyrergeschichten eifrig gepflegt wurden. Statt der feinen Kunst, mit der Augustin in seinen Bekenntnissen die Regungen seines Innenlebens zergliederte und eine wohlangelegte, zusammenhängende Geschichte seiner Seele gab, findet man in den Aufzeichnungen frommer Mönche und Nonnen, wie des Bayern Othlo im elften, der Hildegard von Bingen und Elisabeth von Schönau im zwölften Jahrhundert, bald grelle Schilderungen von Dämonenkämpfen und teuflischen Anfechtungen, bald Berichte von Erscheinungen und Gesichten aller Art, dabei werden religiöse Erlebnisse und Gefühle im Laufe der Zeit immer mehr in den Bildern und Wendungen des Minnewesens beschrieben. Die Vorbedingungen für eine freiere, seelisch gehaltvolle Selbstdarstellung wurde erst durch die deutsche Mystik geschaffen. Sie verlieh ihren Vertretern den Mut, inneres Geschehen unmittelbar und ohne Einkleidung in äußere Begebenheiten darzustellen. Sie schulte die Persönlichkeit zur Erfassung und Schätzung ihres Eigenwerts heran. Sie weckte in ihren Kreisen das Ichgefühl, ohne das selbstbiographische Aufzeichnungen undenkbar sind. Sie vertiefte und verfeinerte das Gefühlsleben. Sie wühlte die Innerlichkeit bis in ihre tiefsten Tiefen auf. So tritt naturgemäß in den Berichten dieser Mystiker über sich selbst das äußere Leben der Verfasser allenthalben zurück. Es kommt für sie nur insoweit in Betracht, als sich inneres Erleben daran knüpft: Erweckungen und Erleuchtungen, Betrachtungen und Offenbarungen, Stimmen und Gesichte, Verzückungen und Entrückungen. Besonders Frauen befleißigten sich in den Tagen der Mystik mit Vorliebe der Aufzeichnung ihres geistlichen Erlebens. Aus der langen Reihe von Namen seien zwei herausgegriffen: Mechthild von Magdeburg (gest. 1285) ist noch stark in den äußerlichen Berichten von Engel- und Teufelskämpfen, von Gesichten und Visionen befangen, läßt aber schon deutlich hin und wieder einen stärkeren persönlichen Zug, eine Verinnerlichung der Grundstimmung durchspüren, so kurz sie auch bei der eigentlichen Zergliederung des seelischen Geschehens verweilt. Hier ist die über ein Jahrhundert später im Dominikanerinnenkloster in Medingen lebende Margarete Ebner (1312—1351) erheblich fortgeschritten. Sie weiß von ihren seelischen Zuständen in überreichem Maße zu berichten und ihre Darstellung artet schon hin und

wieder in eine etwas selbstgefällige Mitteilsamkeit und Geschwätzigkeit aus, die neben den eigentlichen geistlichen Haupterlebnissen von den verschiedensten Beziehungen, Gewohnheiten und Einzelheiten ihres Lebens Kunde gibt. Zu literarisch wertvollen, abgerundeten, vollwichtigen Selbstbiographien sind die Aufzeichnungen der Mystiker freilich nur ausnahmsweise gediehen. Jedenfalls erheben sich weit über alles, was sich von Selbstdarstellungen dieser Art im Schrifttum des Mittelalters findet, die Aufzeichnungen über das Leben Heinrich Susos, des „Minnesängers unter den deutschen Mystikern". Er wurde zwischen 1295 und 1300 wohl in Konstanz geboren, stammte aus dem adligen Geschlecht von Berg, brachte die Hauptzeit seines Lebens im Dominikanerkloster in Konstanz, dem heutigen Inselhotel, zu, und starb in Ulm, wo er die letzten Jahre seines Lebens weilte, im Jahr 1366. Über die Entstehung dieser Aufzeichnungen berichtet Suso selbst im Eingang des Buches. Er sollte seiner „geistlichen Tochter" Elsbeth Stagel, einer Nonne im Dominikanerinnenkloster zu Töß, die sein Beichtkind war, von seinem Leben erzählen, weil sie von ihm begehrte, „daß er ihr etwas sagte von Leiden aus eigener Empfindung, daran ihr leidendes Herz eine Kraft möchte nehmen". Eine von Elsbeth ohne Susos Wissen angefertigte Niederschrift dieser Erzählungen hatte er im ersten Zorn über ihren „geistlichen Diebstahl", soweit sie ihm zu Händen kam, verbrannt. Eine innere Hemmung aber, die er als eine „himmlische Botschaft von Gott" deutete, wehrte ihm gleich darauf, sein Beginnen fortzusetzen, und so blieb wohl der größere Teil der Aufzeichnungen erhalten, wurde von Suso selbst überarbeitet, wohl auch erweitert, und bildet nun die vom Helden selbst eingegebene und beglaubigte Lebensbeschreibung. Dabei umfaßt der erste Teil das Leben Susos vor der Freundschaft mit Elsbeth Stagel, während der zweite mit der Bekanntschaft beider beginnt und bis zum Tode Elsbeths reicht. Wie schon die Entstehungsgeschichte des Werkes zeigt, handelt es sich bei diesen Aufzeichnungen nicht um eine zusammenhängende Lebensbeschreibung, sondern um einen auf mündlichen und teilweise auch schriftlichen Mitteilungen des Meisters beruhenden Aufschrieb, der erbauliche Zwecke verfolgt und darum auf zeitliche Ordnung, inneren Zusammenhang und stoffliche Vollständigkeit keinen Wert legt, vielmehr die einzelnen Begebnisse häufig abgerissen und ohne bestimmte Zeitangaben nebenein-

anderstellt, die äußeren Lebensumstände nur beiläufig andeutet oder streift, und vor allem die Schilderung des religiösen Innenlebens betont. So hebt denn auch die Erzählung nicht mit der Geburt und Abstammung Susos an, sondern mit der ersten Erweckung des „Dieners der ewigen Weisheit", wie Suso sich nennt, in seinem achtzehnten Jahr, und der Schilderung seiner durch Verzückungen und Gesichte genährten Sehnsucht nach innerlicher Vereinigung mit der ewigen Weisheit, deren Minne er seinen Dienst widmen will. Er gräbt sich mit eisernem Griffel den Namen Jesu (IHS) in die Brust, trägt von da an die Narben heimlich unter seinem Gewand und weiht nun all sein Leben ihm allein. Dabei wendet sein kindlich poetisches Gemüt die Formen des Minnedienstes auf dieses geistliche Verhältnis an. Zu Neujahr erbittet er sich nach dem Brauche der weltlichen Jugend von seiner Liebsten, der himmlischen Weisheit, ein Kränzlein und redet sie dabei ganz in den Wendungen des Minnespiels an als seinen fröhlichen Ostertag, seines Herzens Sommerwonne, seine liebe Stunde. In der ersten Maiennacht richtet er im Anklang an die Landessitte einen schönen Maienbaum für sie auf: das heilige Kreuz, und bei dem sursum corda vor der stillen Messe faßt er sein Meinen zusammen in dem heißen Wunsche, daß sein Lob als ein süßaufklingendes Saitenspiel auftöne zu dem geminnten zarten Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Neben diesen schwärmerischen Spielereien eines liebeatmenden romantischen Gemüts, die häufig in Entzückungen und Gesichten gipfeln, geht aber eine qualvolle Selbstpeinigung her, denn zur Minne gehört nach altem Recht auch Leiden, und jeder Minner ist ein Märtyrer. „Er hatte gar eine lebendige Natur in seiner Jugend, da die begann, sich selber zu empfinden, und er merkte, daß er mit sich selbst überladen war; das war ihm bitter und schwer. Er suchte manche List und große Buße, wie er den Leib möchte untertänig machen dem Geiste." So trägt er nun ein Niederkleid mit spitzen Stiften und ein Kreuz mit eingeschlagenen Nägeln unter dem Gewand auf dem Rücken, sowie Ketten und Bande an Leib und Gliedern. Er geißelt sein Fleisch, versagt sich Speise und Trank und ahmt Zug um Zug in seinen Abtötungen die alten Anachoreten nach, bis „seine Adern erkaltet, seine Natur verwüstet war" und ihm nach 16 Jahren solcher märterlichen Übung in einem Gesicht kundgetan wurde, daß Gott es nicht länger von ihm haben wolle.

Mit den Prüfungen hat es freilich darum noch kein Ende. Ein neues Gesicht zeigt ihm, daß sein künftiges Leben nicht Ruhe, sondern eine geistliche Ritterschaft sein solle, und er bewährt sie nun treulich im Kampfe mit inneren Anfechtungen aller Art, die ihn befallen, und in den Gefahren und Verfolgungen, die seine seelsorgerliche Tätigkeit mit sich bringt. Mit ergreifender Eindringlichkeit erzählt er, wie man ihn des Diebstahls wächserner Gelöbnisbilder und des Betrugs mit einem blutenden Kreuzbild beschuldigt, wie er während der Pestzeit vom Pöbel als vermeintlicher Brunnenvergifter beinahe zerrissen wird, wie er die eigene Schwester, die in Sünde fiel, wieder auf den rechten Weg und ins Kloster zurückbringt, wie er ein gefährliches Abenteuer mit einem Raubmörder am Rhein erlebt, wie er unaufhörlich unter Krankheit, übler Nachrede, Lieblosigkeit der Freunde und innerer Verlassenheit zu leiden hat. Der nun folgende zweite Teil der Lebensbeschreibung enthält Aufzeichnungen über den Verkehr Elsbeths mit dem Freunde und Beichtvater. Hier ist alles verzeichnet, was sie an geistlicher Belehrung oder an Mitteilungen aus seinem inneren Leben nach und nach empfing. Auch Briefe der beiden sind hier eingeschaltet. Die letzten Kapitel enthalten Unterweisungen über die höchsten und letzten Fragen von der Erkenntnis Gottes, von seinem Wesen, von der Heiligung der Menschen, darunter ist ein Kapitel mit kurzen knappen Sinnsprüchen, in denen sich Suso als ein Meister der Spruchweisheit zeigt. Das Buch schließt mit der Mitteilung von Elsbeths Tod, die dann noch ihrem geistlichen Vater erscheint und ihm anzeigt, wie „adelich sie in die blossen gotheit vergangen were".

Was den bleibenden Wert dieser Aufzeichnungen ausmacht, ist neben ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung die Unmittelbarkeit und Frische, mit der sie das Bild eines kindlich lauteren, aufrichtigen, phantasievollen, nach den höchsten Zielen des religiösen Lebens greifenden Mannes zeichnen. Suso steht denn auch vor dem Leser mit den feinsten Zügen seiner klar umrissenen Persönlichkeit. Wie gesiebt und bewußt nimmt sich gegenüber dieser inneren Unschuld und Kindlichkeit die begriffs- und gefühlsspaltende Art Augustins aus. Man gibt Görres gern recht, der über Suso schreibt, es werde nicht leicht ein anderer gefunden werden, der die Erforschung seines innersten Seelengrundes dem einigermaßen Kundigen so leichtgemacht habe, als diese durch ihre ungefälschte Lauterkeit bis in ihre

tiefste Verborgenheit durchsichtige Natur. So gehörte Suso denn auch zu den Persönlichkeiten, die mehr wirkten durch das, was sie selbst waren, als durch das, was sie taten und lehrten. Sein Leben ist der lebendige Ausdruck, ja die Fleischwerdung der Gottinnigkeit, nach der die deutsche Mystik jener Zeit rang, und so ist die Beschreibung dieses Lebens zu einem Hochgesang auf das mystische Lebensideal geworden, der an liebenswürdiger Zartheit und sieghafter Innerlichkeit einzig dasteht in unserem Schrifttum. „Dies liebewarme Herz hat all sein Leben in einen großen Hymnus ausgedichtet, und wo er durch dasselbe hinschreitend aufgetreten, sind unter seinem Fußtritt Blumen aufgesproßt. Aus allem spricht jenes schöne Ebenmaß uns an, das die reife Frucht eines vollkommen durchgebildeten Lebens, unmittelbarer Ausdruck der schönen Harmonie der Kräfte ist, die es sich errungen."

Susos Sprache und Stil, besonders in seiner Selbstbiographie, ist zweifellos vom Minnesang und vom höfischen Epos stark beeinflußt und zeugt von wahrhaft dichterischer Kraft und Fülle. Bei ihm wird alles lebendig, was er geschaut hat von wirklichen Dingen oder von inneren Gesichten. Bei der Beschreibung dessen, was er in seinen Verzückungen erblickt oder was er mit innerem Durchdenken umfaßt hat, glaubt man oft geradezu, wie Strauch bemerkt, Beschreibungen von Gemälden zu lesen. Wie wundervoll schildert er den Engeltanz, den er am Vorabend des Engelfestes im Gesicht erschaut: „Dies Tanzen, schließt er seine Darstellung, war nicht geschaffen in der Weise, als man in dieser Welt tanzt; es war ein himmlisches Auswallen und Wiedereinwallen in den wilden Abgrund der göttlichen Verborgenheit." Oft genug wird man bei solchen Schilderungen an die holdseligen Bilder der Kölner Schule oder an die italienischen Maler des 14. und 15. Jahrhunderts, vor allem an Fra Angelico da Fiesole erinnert. Nüchterne lehrhafte Trockenheit liegt ihm fern, denn die Bilder und Vergleiche strömen ihm von allen Seiten zu, und immer wieder drängen sich ihm seine Erfahrungen und Erkenntnisse zu sinnspruchartigen Sätzen voll Glanz und Geist zusammen. Auf den Höhepunkten der Schilderung aber, wenn er die ganze Fülle seiner liebewarmen Gefühle ausströmen läßt wie in der Geschichte von seiner verirrten Schwester, da rauscht seine Sprache in breiten, stürmischen, hochwallenden Wogen mächtig einher. Im

Leben Susos spricht nach den treffenden Worten von W. v. Scholz in seiner Susoauswahl ein Dichter zu uns, „ein starker Beweger unserer schönen, anschaulichen, gedanklich nicht zersetzten, reichen alten Sprache, ein Mann, der zu dieser Sprache von Geburt an begabt ist, dem selbst Gedanken fast naturgemäß leuchtende Anschauung, Vision werden". Wenn Suso als Erzähler keinen langen Atem hat, sondern nur kurze in sich geschlossene Abschnitte gibt, so vermag er innerhalb dieser Abschnitte den Leser um so fester bei der Hand zu nehmen, ihn auf den Gipfel der Geschehnisse zu führen und ihm die Ereignisse mit packender Lebendigkeit und Eindringlichkeit zu vergegenwärtigen. Es sei nur an die unheimliche Begegnung mit dem Mörder im Rheinwald erinnert.

So kommt dem Leben Susos im deutschen Schrifttum ein bedeutsamer Platz zu, ist es doch das erste Beispiel einer Selbstbiographie in deutscher Prosa, eines der anziehendsten Erzeugnisse dieser Gattung und ein liebenswürdiges geistliches Gegenstück zu Dantes vita nuova auf deutschem Boden. Für die starke weitgreifende Wirkung des Buches, das neuerdings mit Susos anderen deutschen Schriften von K. Bihlmeyer mit einer trefflichen Einleitung herausgegeben wurde, zeugt auch seine Übersetzung in die lateinische und verschiedene andere europäische Sprachen.

Wie Susos Leben, so gehört auch die Selbstbiographie Kaiser Karls IV. dem 14. Jahrhundert an. Auch er zeigt sich von dem Geiste der Mystik berührt. Der hochgebildete Herrscher aus dem Hause der Luxemburger stand freilich daneben mit dem Humanismus und mit seinen italienischen Hauptvertretern in nahen Beziehungen. In seinem böhmischen Königreich traten die ersten Versuche zur Schaffung einer humanistischen Geschichtsschreibung ins Leben und der Gedanke, die eigenen Jugenderlebnisse bis zu seinem Regierungsantritt aufzuzeichnen und in einer Selbstbiographie zu beschreiben, legte sich dem Kaiser vor allem durch die vom Humanismus begünstigte höhere Wertung der Einzelpersönlichkeit nahe. Auch die dem Humanismus eigene Schätzung des Nachruhms hat wohl in die Beweggründe des Kaisers hereingespielt, obgleich Form und Gehalt seines Werkes sonst kaum Spuren humanistischer Lebensauffassung und Schriftstellerkunst zeigen.

Die lateinisch abgefaßten Aufzeichnungen (Böhmer, Fontes rer. germ. I) beginnen mit einer Einleitung, in der Karl IV. seine

Nachfolger auf die Nichtigkeit der irdischen Dinge aufmerksam macht, ernste Lehren an diese Betrachtung knüpft und dabei die Grundlinien seiner sittlichen Lebensauffassung darlegt. Weiter berichtet er von seinen Eltern und seiner Geburt, gibt Mitteilungen über seine politisch bedeutsamen verwandtschaftlichen Beziehungen, und erzählt dann die wichtigeren Ereignisse seines Lebens bis zu seiner Thronbesteigung im Jahr 1346. So umfassen die Aufzeichnungen die 30 ersten Lebensjahre des Kaisers, sozusagen seine Lehr- und Wanderjahre, deren Schauplatz Frankreich, Deutschland und Italien war. Die Wahrheitsliebe des Verfassers, seine ruhige ernste Sachlichkeit und sein gereiftes Urteil begründen die hohe Bedeutung des Werkes als Geschichtsquelle. Dazu verstattet es mehrfach auch tiefere Einblicke in das innere persönliche Leben des Kaisers. So besonders in der dem Werk vorausgeschickten Widmung, in einer ausgedehnten erbaulichen Betrachtung über verschiedene Gleichnisse Jesu, die Karl als eine Art von nächtlicher Eingebung einführt, und endlich in dem Bericht von einem wunderbaren Traum, den der damals sittlich schwer Gefährdete als eine göttliche Warnung aufnahm. Man sieht hier in die Seelenkämpfe eines jungen Mannes hinein, der ernstlich bemüht ist, in sittenloser Umgebung sein besseres Selbst zu wahren und im Getriebe der Welt die bleibenden sittlichen Wahrheiten fest im Auge zu behalten. An solchen Stellen glaubt man zwischen den sonst etwas trockenen Berichten von Kriegszügen und politischen Händeln etwas vom Geist der Mystiker, eines Augustin und Petrarca, hindurchzuspüren.

Zeigte sich im 14. Jahrhundert der Trieb zur Selbstdarstellung nur ausnahmsweise und in bestimmten Kreisen wirksam, so bildete sich im Laufe des 15. Jahrhunderts eine geistige Verfassung heraus, die der Entstehung zahlreicher Aufzeichnungen von selbstbiographischem Gepräge um so günstiger war. In dem Maße, in dem sich das Selbstgefühl und die Bedeutung des Bürgertums hob, lernte man auch in diesen Kreisen die Zusammenhänge der Weltbegebenheiten, die enge Verknüpfung von Vergangenheit und Gegenwart, den Wert der Überlieferung schätzen, und man begriff, welche Bedeutung im Gewebe des Geschehens dem einzelnen Augenblick innewohnen konnte. Nun begann man auch einzusehen, daß die Aufzeichnung des Selbsterlebten und Selbsterfahrenen von größtem Nutzen für Familie und Nachkommen werden konnte. Wie man

jetzt Stadtchroniken verfaßte und dabei wohl auch Berichte von eigenen Erlebnissen mit einfließen ließ, so unternahm man auch die Überlieferungen der Familie niederzuschreiben und dabei wichtige Abschnitte des eigenen Lebens mit aufzuzeichnen. So bilden dann Berichte über die politischen Kämpfe in den Städten wie in den Denkwürdigkeiten des Halle'schen Ratsmeisters Marcus Spittendorf, Nachrichten über Familien- und Geschlechterkunde, wie das „Püchel von meim geslechet und von abenteuer" von dem Nürnberger Bürger Ulman Stromer, Merkbücher mit Mitteilungen über Einnahmen, Ausgaben und sonstige persönliche Angelegenheiten, wie das Tagebuch des Wiener Arztes H. Tichtl, den Kern, aus dem sich neue Keime selbstbiographischer Darstellung entwickeln. In den bekannten Ausgaben der Chroniken deutscher Städte findet sich eine Reihe solcher Aufzeichnungen, die in der Mitte zwischen Chronik und Selbstbiographie stehen und viel zu erzählen wissen von Unfällen und Händeln, von Gattinnen und Kindern, von Geldgeschäften und Hauskäufen, von Kränkungen und Ehrungen der Verfasser. Die letzteren erstehen so vielfach mit ihren Familien und ihrem Hauswesen recht lebendig wieder auf aus dem Staube der Vergangenheit. Besonders trifft das zu auf die aus dem 15. Jahrhundert stammenden Aufzeichnungen des Augsburger Kaufmanns Burkart Zink (Chroniken deutscher Städte Bd. 5). Sie wirken erheblich persönlicher als die Chroniken der Stromer, Tucher, Rem, Butze usw., verraten starke erzieherische Neigungen, zeugen von warmherzigem, gesundem Bürgersinn und sind in einem frischen, saftigen, durch Gleichnisse und sprichwörtliche Wendungen belebten Deutsch geschrieben. Durch ihre lebendige Anschaulichkeit hat auch die an kulturgeschichtlichem Stoff ungemein reiche „Chronik der Herrn von Zimmern" von jeher zahlreiche Leser gefunden. Sie ist 1564/67 auf schwäbisch alemannischem Grenzgebiet entstanden, führt aber vielfach in ältere Zeit zurück und enthält ebenfalls manche selbstbiographische Bestandteile. Ein Gottfried Keller fand in ihr den Stoff zu zwei seiner bekanntesten Balladen. Als wertvolle Quelle für die Kulturgeschichte von Köln in der Zeit von 1560—98 seien weiterhin die Gedenkbücher des Kölners Hermann von Weinsberg genannt, die auch manche selbstbiographische Bestandteile enthalten. Nicht minder wird die Neigung, sich selbst und der Welt

Rechenschaft zu geben vom eigenen Tun und Lassen, erheblich stärker auch in den Kreisen der großen und kleinen Machthaber und Herren, der Fürsten, des Adels, der Ritter, denn aus dem immer offenkundigeren Versagen der Reichsgewalt erwachsen ihnen neue Verantwortlichkeiten und reichere Möglichkeiten selbständigen Handelns. So entstammen diesen Kreisen und ihrer nächsten Umgebung zahlreiche Werke, die in die Reihe der Denkwürdigkeiten gehören oder als Anläufe zu solchen gelten können, ob nun Andreas von Lapiz, Burggraf von Steier, die Geschichten erzählt, die er erlebte, und die Krönung Friedrichs III. beschreibt, zu der er als Knappe mitritt, ob die Helene Cottanerin ihren fesselnden, durch Freytags Bilder aus Deutscher Vergangenheit bekannt gewordenen Bericht über die heimliche Entwendung der ungarischen Krone niederschreibt, ob Ludwig von Eyb in seinen Denkwürdigkeiten brandenburgischer Fürsten seinen Herrn, den Markgrafen Albrecht Achilles, als Spiegel der scheidenden Ritterschaft verherrlicht oder Wilmolt von Schauenburg durch einen Vertrauten, wahrscheinlich den Sohn jenes L. v. Eyb, eine Beschreibung seiner ritterlichen Taten und Abenteuer aufsetzen läßt.

Die starke Erweiterung des erdkundlichen Gesichtskreises, die das Jahrhundert brachte, spiegelt sich sodann in der raschen Zunahme der Reisebeschreibungen, die mehrfach ansehnlichen selbstbiographischen Gehalt aufweisen. Das Erlebnis einer Reise mit ihren Abenteuern und neuen Eindrücken ist ja von vornherein geeignet, das Lebensgefühl zu kräftigen, wie dem eigenen Dasein erhöhte Bedeutung und Beachtsamkeit zu geben. Zwar die Pilgeraufzeichnungen der älteren Zeit bieten nur wenig wertvollen selbstbiographischen Gehalt. Alles vollzieht sich auf diesen Reisen mit einer wohlgeregelten Vorschriftsmäßigkeit. Die Orte, die zu besuchen, die Gefühle, die an den Andachtsstätten aufzubringen, die Merkwürdigkeiten, die zu erwähnen sind, bleiben sich meist gleich, und so liegt eine ermüdende Eintönigkeit über den meisten dieser Berichte. Sie wird nur allenfalls durch die Erzählung etwaiger Reiseunfälle, Seestürme und sonstiger Begebnisse unterbrochen. Herzöge und Grafen, Fürsten und Ritter, später auch einfache Geistliche und Bürger sind in das Heilige Land gezogen und haben ihre Wallfahrt beschrieben, aber erst seit dem 15. und 16. Jahrhundert werden diese Berichte reicher, persönlicher, weniger dürr und schablonen-

mäßig. Statt vieler solcher Reisebeschreibungen sei des Predigermönchs Felix Fabri „Geistliche Pilgerfahrt" von 1422 genannt, die er auf Bitte der Ulmer Nonnen verfaßte. Die Wanderbüchlein und Reiseaufzeichnungen des 15. Jahrhunderts wurden so die Keimzellen und Vorläufer der zu selbständigem selbstbiographischem Wert gediehenen Reisebeschreibungen des 16. Jahrhunderts, die zu den wertvollsten Denkmälern der Zeit gehören.

Sodann gewinnt nunmehr der Humanismus, der erstmals in Karls IV. Aufzeichnungen leise an die Tore der deutschen Selbstbiographie gepocht hatte, verstärkte Geltung. Zwar spielte diese Bewegung im Leben unseres Volkes niemals die Rolle wie in dem des italienischen. Bei uns verknüpfte sich mit der Wiedererweckung des Altertums nicht die schrankenlose Entfesselung der Einzelpersönlichkeit wie im Süden, aber immerhin trug der Humanismus mannigfach dazu bei, das Selbstbewußtsein zu vertiefen und zu beflügeln sowie die Kunst der Selbstdarstellung zu verfeinern und zu bereichern. Nicht bloß, daß die Briefe der Humanisten, ihre Vorreden, ihre Streitschriften oder die Verzeichnisse ihrer Schriften zu allerlei Selbstbekenntnissen und Selbstbetrachtungen Anlaß gaben, auch die veränderte Weltanschauung zeigte Altes und Gewohntes mannigfach in neuem Licht, und die Pflege der Vergangenheit, die der Humanismus mächtig belebte, trug zusammen mit dem Gedanken des Nachruhms, der seinen Vertretern sehr am Herzen lag, nicht wenig dazu bei, da und dort den Anstoß zu selbstbiographischer Darstellung zu geben. So begann Kaiser Max I. schon in den Zeiten seines frühen Mannesalters schreibend und diktierend die Aufzeichnungen über sein Leben abzufassen, die erweitert, fortgeführt, ergänzt und umgearbeitet dem selbstbiographischen Kern des Teuerdank und des Weißkunig zugrunde liegen. Tiefere Einblicke in das innere Leben des Kaisers bieten diese beiden Werke freilich kaum jemals, und wenn Aufzeichnungen aus dem eigenen Leben um so mehr den Namen der Selbstbiographie verdienen, je unmittelbarer und lebendiger daraus die Persönlichkeit des Helden und Verfassers zum Leser spricht, so sind der Teuerdank und der Weißkunig nur in sehr bedingter Weise als selbstbiographische Darstellungen anzusprechen. Immerhin ist die Absicht in gewissem Sinn selbstbiographisch. Das Privatleben Maximilians, seine Jagden, Turniere und sonstigen Abenteuer sollen in der allegorischen Lehr-

dichtung Teuerdank, sein öffentliches Wirken und besonders seine Feldzüge in dem Ritter- und Schlüsselroman Weißkunig beschrieben werden. Dabei sind im Teuerdank, dessen Gedanke, Anlage und Grundstock vom Kaiser herrührt, besonders durch Melchior Pfintzings breite Ausführung der Überlegungen und Reden der Handelnden die frischen Farben der geschichtlichen Ereignisse und die Linien der Wirklichkeit fast ganz verwischt, dafür aber der moralisierend lehrhafte Zug des Ganzen beherrschend in den Vordergrund gerückt. Von den drei Teilen des Weißkunig, an dem Max ebenfalls mitgearbeitet, den aber Marx Treytzsaurwein verfaßt hat, kommen besonders für den dritten Teil eigene Aufzeichnungen des Kaisers in Betracht. Leider ist die Darstellung hier so verworren und bruchstückhaft, daß ihm wenig zusammenhängende Kunde zu entnehmen ist. So steht ihm der zweite Teil an selbstbiographischer Bedeutung voran. Hier gibt die Schilderung der Unterweisung Marens, des jungen Weißkunigs, in allerlei Wissenschaften, Künsten, Fertigkeiten, die Beschreibung seiner Verlobung mit Maria von Burgund, seiner Waffenprobe gegen die Ungarn und seiner Vermählung das Bild eines überaus begabten, vielseitigen Fürsten, dem kein Bereich der damaligen Bildung verschlossen blieb. Da an jede Gattung von Unterricht irgendein Zug seines späteren Lebens angeknüpft wird, so tritt nach Rankes Urteil „die kecke, kunstreiche, fürstliche Natur des Helden, die höher ist als seine Taten reichen, hier deutlich heraus, und die Eigentümlichkeit seines Lebens wird beinahe mit Vollständigkeit dargestellt".

Die Fähigkeit, die Bewegungen des eigenen Innern festzuhalten und schriftstellerisch wiederzugeben, sowie die Darstellung des äußeren Geschehens durch ständige Beziehung zum Innenleben des Erzählenden zu beleben, die Kunst sich behaglich mitzuteilen, den Erlebnissen ihren Humor abzugewinnen und das Bezeichnende auch im Umkreis des eigenen alltäglichen Lebens zu sehen, regt sich dann noch lebendiger im Anfang und Verlauf des 16. Jahrhunderts. Jetzt gedeihen die Keime, die sich im 15. Jahrhundert gebildet hatten, wenigstens teilweise zur Reife. Das 16. Jahrhundert bringt eine erste Blüte der deutschen Selbstbiographie nicht zum mindesten auch, weil die großen sozialen und religiösen Kämpfe in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Zeitgenossen nötigen, sich von ihren eigenen Überzeugungen, Willensantrieben und Gefühlsregungen

immer wieder Rechenschaft zu geben. Dazu kommt die gewaltige Erhöhung des Lebensgefühls durch die geistigen Strömungen der Zeit, die jeden zur Stellungnahme zwingen und ihm eine kühnere, freiere geistige Haltung geben.

Ein liebenswürdiges Werkchen steht gleich am Eingang des Jahrhunderts. Der Miltenberger Bürgerssohn Johann Butzbach war nach manchen Abenteuern als fahrender Schüler, nach wechselvollen Erlebnissen und Mühsalen in Böhmen, wo er mehreren Herren diente, nach einer kurzen Tätigkeit als Klosterschneider in Johannisberg am Rhein, und nach einer entbehrungsreichen Studienzeit in Deventer bei dem berühmten Alexander Hegius, im Jahr 1500 in das Kloster Laach eingetreten. Sechs Jahre darauf, im Alter von 28 Jahren, schrieb er die Erzählung seines bisherigen Lebens bis zum Eintritt ins Kloster in lateinischer Sprache nieder, um seinen 15jährigen Stiefbruder, der Schüler zu Münster in Westfalen war, durch diese Aufzeichnungen aufzurichten, damit er seine Schülerleiden im Blick auf die Mühsale seines Bruders besser ertrage. Dabei sollte das Büchlein dem Bruder das klösterliche Leben als lockendes Ziel vor Augen stellen und ihn womöglich zum Eintritt in das Laacher Kloster bewegen. Wenn Butzbach sein Büchlein Hodoporicon oder Wanderbüchlein betitelte, so schwebten ihm als Vorbild wohl die zahlreichen Reiseberichte seiner Zeit vor Augen. Der lebendigen Anschaulichkeit und munteren Frische seiner Darstellung spürt man es deutlich an, daß der Verfasser in jungen Jahren an sein Werk ging, in einer Zeit, wo die Erinnerung an die überstandenen Gefahren und Mühsale noch ungeschwächt in ihm lebte und das behagliche Gefühl ihn durchwärmte, nach manchen Stürmen nunmehr den ruhigen Hafen gefunden zu haben. So setzt gleich die Schilderung der ersten Jugend des Helden mit freundlicher Laune ein, in dramatischer Steigerung folgt der Bericht über die bitteren Erfahrungen des fahrenden Schülers, der zuletzt nach langen Irrfahrten nach der Heimat zurückfindet, und endlich, nachdem mit der Studienzeit in Deventer der letzte Berg erstiegen ist, ruht die Darstellung in der lockenden Schilderung des Klosterlebens aus. Butzbach stand dem Humanismus nahe und hat sich in zahlreichen, längst vergessenen, gelehrten Schriften als Schüler des Trithemius ausgewiesen. Das Büchlein, das seinen Namen auf die Nachwelt bringen sollte, hielt er, wie das oft so

zu gehen pflegt, selbst für so unbeträchtlich, daß er es in einem Verzeichnis der eigenen Schriften gar nicht nennt, obgleich er in seinen Aufzeichnungen alles tut, um seine Bildung und Gelehrsamkeit zu betätigen und zu beweisen. Nicht bloß benützt er für die geographischen Schilderungen Böhmens und des Rheingaus, für geschichtliche Nachrichten und Städtebeschreibungen Schriften wie Schedels Weltchronik und andere zeitgenössische Werke, er ergeht sich auch gerne in erbaulichen Betrachtungen, führt beflissen und eifrig Stellen aus Schriftstellern des Altertums an und weckt mit seinen wohlgemeinten Anläufen zu rednerischer Ausschmückung der Darstellung hin und wieder ein Lächeln. Ernstlich können diese gelehrten Schnörkel die einfache Natürlichkeit und ungezwungene Schlichtheit der Darstellung nicht beeinträchtigen.

Immerhin spricht aus der Selbstbiographie des Schweizers Thomas Platter, die nun mitten in die Reformationskämpfe hineinführt, ein erheblich stärkeres und eigenwüchsigeres Persönlichkeitsgefühl, als aus dem Wanderbüchlein des biederen Benediktiners. Schon daß Platter sein Werk in deutscher Sprache verfaßt hat, sichert diesem eine größere Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit, denn so kann er den wirklichen Wortlaut aller Äußerungen und Reden, die er berichtet, in seiner ganzen volkstümlichen Kraft und Anschaulichkeit wiedergeben. Dann war der angesehene Basler Buchdrucker und Schulrektor zweifellos eine zähere und rauhere Natur, die unter den Kämpfen und Nöten eines unsteten wechselvollen Lebens sichtlich weniger litt, als der weichere Franke. So sind es kernige Schilderungen, wenn Platter in seiner, aller Empfindsamkeit fremden, sachlichen Art von den Jahren seiner rauhen Jugend erzählt, da er als Hirtenbüblein im Vispertal in Wallis seine Geißen hütete und mehr als einmal auf den steilen Bergen in Todesnot war, bis ihn der Drang zum Studium in die Welt trieb, wo er als kleiner Schütze einem groben Bacchanten dienen und ähnlich wie Butzbach alle Not und Schmach eines fahrenden Schülers bis zur Hefe durchkosten mußte. Nicht minder lebendig schildert er dann, wie er seine gelehrten Studien in Zürich vollendet und, um sich durchzubringen, das Seilerhandwerk lernt, daneben aber die Nacht zum Studium benützt. Wir sehen ihn weiterhin in den von Zwingli angebahnten Kämpfen auf der Seite der Reformation eine Rolle spielen, bis er Korrektor,

dann Drucker zu Basel, endlich Rektor der lateinischen Schule daselbst wird und als 75jähriger Greis auf Bitten seines Sohnes in 14 Tagen seine Selbstbiographie niederschreibt. In dem Werk offenbart sich seine derbe, kernhafte, aber auch reizbare und leidenschaftliche Natur in ihrer ungebrochenen Ursprünglichkeit. Auch gibt sich darin deutlich die Genugtuung kund über die glückliche Erstehung so vieler Gefahren in der Heimat und Fremde, zu Wasser und zu Land, sowie die Freude über den erfolgreichen Aufstieg aus dürftigen Verhältnissen zu „ziemlichem Glück und Ehren". So ist Platters Selbstbiographie in vielem das Vorbild von Werken wie Uli Bräckers „Armem Mann aus dem Tockenburg" oder Klödens und Rietschels Jugenderinnerungen, die mit ähnlicher Eindringlichkeit die Entbehrungen und Kämpfe einer harten Jugend schildern. Zugleich tritt bei ihm über dem äußerlich Merkwürdigen seines Lebens die Schilderung seiner geistigen Entwicklung keineswegs zurück. Knapp und eindringlich vergegenwärtigt er sein geistiges Werden und Wachsen, besonders auf die Beweggründe seiner Berufswahl und seine religiöse Stellung fallen bezeichnende Lichter.

Wie Thomas Platter hat dann auch sein Sohn Felix Platter Aufzeichnungen über sein Leben hinterlassen. Sie lassen die Gewandtheit, Weltaufgeschlossenheit und geistige Beweglichkeit des Verfassers deutlich erkennen, der es zum berühmten Arzt und Professor an der Hochschule zu Basel, sowie zum angesehenen, wohlhabenden Mann brachte. Seine Art ist weniger bodenständig als die seines Vaters, aber er versteht behaglich zu erzählen, seiner Jugendgeschichte fehlt es nicht an anmutigen Zügen — besonders das Studenten- und Gelehrtenleben in Montpellier ist lebendig geschildert — und die Geschichte seiner Brautschaft und Eheschließung ist durch Freytags Bilder aus deutscher Vergangenheit gebührend bekannt geworden. W. Mahrholz in seinen „Deutschen Selbstbekenntnissen" (Zur Geschichte der Selbstbiographie von der Mystik zum Pietismus 1919) stellt diese Selbstbiographie besonders hoch. Er rühmt die beruhigte, beschauliche Darstellung des Werkes, das im Unterschied von den Aufzeichnungen Thomas Platters eine Neigung zur psychologischen Kleinschilderung, zu intimer Seelenmalerei, zu eingehender Charakterzergliederung voraus habe. Auch besitze es in der Unmittelbarkeit, Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Selbstschilderung einen besonderen Vorzug.

Wie Felix anläßlich seiner Reise nach Montpellier Abschied und Ankunft in der Heimat zu idyllischen Szenen voll Stimmungskraft ausgestalte, das weise seiner Darstellung den Rang über den Romanen der Zeit an. Mit Recht hebt Mahrholz dann vor allem die geschlossene, zielstrebige Anlage des Ganzen hervor und kommt zu dem Ergebnis, das Werk als seelische und darstellerische Leistung unter die bedeutendsten Selbstbiographien des Jahrhunderts zu rechnen. In der Tat ist Platter, der Sohn, erheblich gelenker, bewußter, sozusagen moderner als sein Vater, aber andrerseits hat die naive, treuherzige Sachlichkeit des alten Platter ihren besonderen poetischen Reiz. Seine Lebensbeschreibung ist darum auch ein Volksbüchlein geworden, während die Aufzeichnungen des Sohnes mehr den kulturgeschichtliche Aufschlüsse suchenden Leser anziehen, ähnlich wie die Aufzeichnungen des schweizerischen Lexikographen Josua Maler (1529—1599), der besonders seine Wanderfahrten in Frankreich und England lebendig beschrieben hat.

Ein Werk, das wieder in die erste Hälfte des Jahrhunderts führt und aus den Kreisen des mit der Reformation verbündeten Humanismus stammt wie Thomas Platters Selbstbiographie, sind die Denkwürdigkeiten des St. Gallers Johannes Keßler, der seine umfangreichen, auf die zeitgenössischen Vorgänge ausführlich eingehenden Aufzeichnungen „Sabbata" betitelte, weil er sie in seinen Feier- und Mußestunden niederschrieb. Auch Keßler war von einfacher Herkunft wie Thomas Platter, auch ihn trieb der Drang nach Höherem in die Fremde, auch er sah sich nach Abschluß seiner Wanderjahre genötigt, ein Handwerk zu betreiben. Er wurde Sattler, bald aber berief seine Heimatstadt St. Gallen den wackeren Vorkämpfer der Reformation zum Lehrer an der lateinischen Stadtschule, später wurde er Prediger an der Stadtkirche und starb 1574 als Antistes der ev. Kirche St. Gallens. Seine „Sabbata" ist eine Zeitchronik mit starkem selbstbiographischen Einschlag. Und gerade diese letzteren Bestandteile des Werkes geben ihm einen besonderen Reiz. Wie treuherzig und anschaulich ist der berühmte Bericht Keßlers von seinem Zusammentreffen mit Luther im Schwarzen Bären in Jena, und wie lebendig sind die Wiedertäuferwirren in der Schweiz und die Kämpfe um die Durchführung der Reformation in St. Gallen geschildert, die Keßler selbst miterlebte.

Von den mannigfachen Aufzeichnungen über das politische und

kriegerische Leben der Zeit sind verschiedene in Tagebuchform abgefaßt, wie die Aufschriebe des Vigilius von Zwichem über den Schmalkaldischen Krieg, wie das Tagebuch des Grafen Wolrad von Waldeck über seinen Aufenthalt auf dem Augsburger Reichstag von 1548, anderes wie die Lebensgeschichte des Sigmund von Herberstein und die lateinisch geschriebenen Annalen des Hubert Thomas aus Lüttich oder die Aufzeichnungen des Tirolers G. Kirchmaier über den Bauernaufstand in seinem Heimatland enthält wenig im engeren und höheren Sinn Selbstbiographisches, ebenso wie auch in der lebensvollen Schilderung, die der Schreiner Heinrich Gresbeck von dem Wiedertäuferaufruhr in Münster und dem Fall der Stadt auf Grund eigenen Miterlebens gibt, die Persönlichkeit des Verfassers fast völlig zurücktritt. Nicht minder sachlich ist auch das von E. Kausler herausgegebene Tagebuch Burkhard Stickels (Württ. Jahrbücher 1866) gehalten, das dieser Landsknechtführer von 1566—1598 auf seinen Kriegszügen führte. Er diente u. a. auch unter Herzog Alba in den Niederlanden und starb als Obervogt von Leonberg in Württemberg. Persönlicher sind die Aufzeichnungen des Feldhauptmanns Sebastian Schärtlin gehalten, nur begnügt er sich meist mit knappen Mitteilungen über seine Beteiligung an den kriegerischen und politischen Ereignissen der Zeit und über seine persönlichen Händel. Sie zeigen den Verfasser als einen kühlen, auf seinen Vorteil bedachten Rechner, der aber aus seinen Gefühlen kein Hehl macht und einem seiner vom Schauplatz abtretenden Gegner wohl auch ein herzliches „der Teufel hole ihne" nachruft. Diese Aufrichtigkeit des Empfindens durchweht auch die Lebensbeschreibung des Ritters Goetz von Berlichingen, die als die Hauptquelle von Goethes ewig junger Dichtung dem deutschen Volke besonders ans Herz gewachsen ist und mehrfach in Neuausgaben u. a. auch in der Lutzschen Memoirenbibliothek erschien. Wohl ist Goetzens geistiger Gesichtskreis nicht sehr groß, von einem tieferen Verständnis seiner Zeit ist er weit entfernt. Sein Rechtsgefühl ist höchst einseitig entwickelt. Dazu kann der Zweck der Selbstrechtfertigung, dem die Aufzeichnungen ausgesprochenermaßen dienen, nicht sehr günstig auf ihre geschichtliche Zuverlässigkeit wirken. Und doch fesselt an dem Werk immer wieder die treuherzige Frische, die gute Laune, das biedere Behagen, womit Goetz

seine Fehden und Händel berichtet. Und wenn der derbe Ritter und Klopffechter in der volkstümlich anschaulichen Erzählung seiner Reiterstücke weder politischen Weitblick noch höhere geistige Bildung bekundet, so muß man ihm zugute halten, daß er auch in keiner Weise eine Rolle in diesem Sinn zu spielen sucht. Er gibt sich, wie er ist, das hat seine Lebensbeschreibung einem Goethe wert gemacht, darin liegt auch heute noch ihr eigener Reiz.

Zahlreich sind auch im 16. Jahrhundert die Reiseberichte. Waren im Mittelalter die meisten Reisebeschreibungen Berichte von frommen Pilgerfahrten, so beginnen im 16. Jahrhundert nun auch andere Reisen immer mehr der Beschreibung für wert geachtet zu werden. In der Tat sind auch die Reisen, bei denen weltliche Zwecke verfolgt werden, wie Erweiterung des Gesichtskreises, wissenschaftliche Belehrung, Befriedigung der Abenteuerlust, geschäftliche Ziele, wesentlich reicher an geistigem Ertrag und Gewinn fürs persönliche Leben, als die meist sehr nach bewährten Schablonen verlaufenden Wallfahrten ins Heilige Land. Albrecht Dürers Tagebuch seiner niederländischen Reise von 1510 ist Tagebuch und keine zusammenhängende Darstellung, enthält aber mannigfach selbstbiographischen Stoff, wie die bekannten Stoßseufzer des Meisters über Luthers Verschwinden nach dem Wormser Reichstag. Auch die Berichte von Fahrten in die neuentdeckten Länder, deren eine ganze Anzahl erhalten ist, sind weniger Selbstbiographien, als Bruchstücke von solchen. Immerhin zeugen aber die Aufzeichnungen der Staden, Federmann, Hohermuth, Philipp von Hütten und wie sie alle heißen, von dem kräftigen Pulsschlag abenteuer- und unternehmungslustiger Persönlichkeiten. Besonders Philipp von Hutten, der im Dienste der Welser in deren venezuelanischen Kolonien den Zug des Statthalters Hohermuth 1535—1538 mitmachte und späterhin Generalkapitän der Welserschen Truppen wurde, hat in seiner „Zeitung aus Indien" lebendig und anschaulich von den Abenteuern und Wundern der Ferne erzählt. Ernste wissenschaftliche Absichten verfolgte der Augsburger Arzt Leonhard Rauwolf bei der mehrjährigen Reise nach Syrien, Palästina, Mesopotamien, Arabien, Babylonien und Armenien, die er nachmals beschrieben hat. Der eingehende, 1582 in Augsburg erschienene Reisebericht enthält mehrfach Abschnitte rein erd- und völkerkundlichen oder botanischen Inhalts — seine botanischen

Studien lagen Rauwolf besonders am Herzen —, aber daneben hat er für alle Eindrücke ein offenes Auge, besitzt die Gabe, auf seinen Reisen etwas zu erleben und das Erlebte lebendig zu erzählen. Ob es sich nun um Überfälle durch räuberische Eingeborene, um Verhandlungen mit betrügerischen Zöllnern und Beamten, um Religionsgespräche mit Juden und Mohamedanern handelt. Dazu sind ihm die klassischen Werke, die von den bereisten Gegenden handeln, geläufig, seine Belange sehr vielseitig, seine persönlichen Eigenschaften ansprechend und liebenswürdig. Vor allem aber ist die Gabe, sein Wesen mit ungekünstelter Natürlichkeit und Gelenkigkeit darzustellen, bei ihm in bemerkenswerter Weise ausgebildet. Der eigentlichen Selbstbiographie kommt unter all diesen Reisebeschreibungen ein Werk am nächsten, das von einer kaufmännischen Geschäftsreise berichtet: des Ulmers Hans Ulrich Krafft „Reise und Gefangenschaft" (Bibliothek des Literarischen Vereins Stuttgart Band 61). Im Jahr 1573 sandte das Augsburger Kaufmannshaus der Mannlich den jungen Krafft als seinen Vertreter nach Tripolis, wo die Firma eine Faktorei besaß, und weiterhin auch nach Zypern, Aleppo und anderen Orten der Levante. Der Bankerott seines Hauses brachte Krafft in Tripolis ins Schuldgefängnis, wo er drei Jahre lang alle Drangsale und Unannehmlichkeiten eines orientalischen Gefängnisses, Erpressungen der Kerkermeister, schlechte Kost, Krankheit, Ungeziefer über sich ergehen lassen mußte. Seiner Geschicklichkeit und Gewandtheit gelang es endlich, gegen ein Lösegeld die Freiheit wieder zu erlangen, und über Marseille und Italien erreichte er glücklich seine schwäbische Heimat, aber nur, um nach kurzer Erholung in Troppau wieder eine Stellung anzunehmen. Von hier aus bereiste er Polen, Ungarn, Schlesien, kehrte mit 37 Jahren nach Ulm, seiner Vaterstadt, zurück und fand nun als Ulmischer Pfleger in Geislingen einen geruhsamen Wirkungskreis. Mit der Heirat und dem feierlichen Einzug in Geislingen schließen die Aufzeichnungen, in denen sich eine seltene Fülle des persönlichen Lebens, eine ungemeine Vielseitigkeit der Belange, eine bewundernswerte Beweglichkeit und Spannkraft des Lebensgefühls kundgibt. Um den gewaltigen Fortschritt zu ermessen, den die Erstarkung des innersten Eigenlebens, die Ausweitung des geistigen Gesichtskreises, die schriftstellerische und sprachliche Ausdrucksfähigkeit im 16. Jahrhundert machten, muß man die

Aufzeichnungen Kraffts mit irgendeiner Reisebeschreibung des 15. Jahrhunderts vergleichen. Eine unverkümmerte Lust am Leben und Erleben hilft Männern wie Krafft über alle Hemmungen und Widerstände hinweg. Mit allen Sinnen saugen sie die bunte Fülle der mannigfaltigen Eindrücke durstig in sich hinein. Ihre frohgemute Unerschrockenheit und umsichtige Findigkeit gibt ihnen eine humorvolle Überlegenheit in allen Lagen, und ihr gesundes Lebensbehagen ruht auf einem selbstverständlichen Gottvertrauen. Ein frischer Natursinn, ein lebhaftes Nationalgefühl kommt noch hinzu, um diese lebendig und anschaulich geschriebenen Aufzeichnungen zu einer durchweg fesselnden und erwärmenden Lektüre zu machen, ob nun der Verfasser von fremden Sitten und Gebräuchen erzählt, ob er eine polnische Königskrönung, eine gefährliche Landung, eine fröhliche Hochzeit, seine Leiden in der türkischen Gefangenschaft, einen morgenländischen Sklavenmarkt oder endlich seinen feierlichen Einzug in Geislingen schildert. Ein Menschenleben mit einer ungewöhnlichen Fülle von Beziehungen, Empfindungen und Wechselfällen zieht am Leser vorüber, und in allem, was der wackere Ulmer berichtet, spiegelt sich seine kernhafte, frische Persönlichkeit.

Von den sonstigen Tag- und Gedenkbüchern, Denkwürdigkeiten und Aufzeichnungen, die das Leben des 16. Jahrhunderts widerspiegeln und zu denen auch die Denkwürdigkeiten von Charitas Pirkheimer, der Äbtissin des St. Klarakloſters in Nürnberg und Schwester des bekannten Humanisten, gehören, ragen drei Werke durch ihre kulturgeschichtliche und schriftstellerische Bedeutung über den Durchschnitt empor. Im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts schrieb Lucas Geizkofler, ein geborener Tiroler, Protestant und Rechtsbeirat der Fugger in Augsburg, die Geschichte seines Lebens bis zu seiner Verheiratung (1590) nieder. Die Geizkofler hatten von der Mitte des 15. Jahrhunderts an ihre Geschlechtsregister fortgesetzt und darin von Menschenalter zu Menschenalter die wichtigsten Ereignisse der Familie, Geburten, Heiraten, Todesfälle, Adelsbriefe, Rechtsansprüche aller Art verzeichnet. Die späteren Familienglieder fügten dann nähere Nachrichten über ihre Lebensverhältnisse hinzu und schufen dadurch eine Hauschronik, wie sie in dieser Vollständigkeit nur von wenigen bürgerlichen Geschlechtern der deutschen Vergangenheit vorliegt.

Was Lucas Geizkofler von seiner Studienzeit in Straßburg, Paris und Dole, sowie von der Bartholomäusnacht in Paris, die er miterlebte, in kunstloser Schlichtheit zu berichten weiß, läßt seinen offenen Blick, wie seine ehrenhafte Gesinnung im besten Licht erscheinen und gibt wertvolle kulturgeschichtliche Einblicke in die religiösen, politischen und volkswirtschaftlichen Zustände während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Als unvergleichliches Kultur- und Sittengemälde jener Zeit wurden von jeher die Denkwürdigkeiten des schlesischen Junkers Hans von Schweinichen geschätzt, die das Leben und Treiben an den Fürstenhöfen der Piasten und auf den Schlössern des schlesischen Adels in der Zeit von 1575—1600 mit saftiger Anschaulichkeit und ergötzlicher Lebenswahrheit schildern und von Trinkgelagen und Banketten, von erpresserischen Pumpversuchen und üblen Geldgeschäften, von Zänkereien mit Gläubigern und Händeln mit Standesgenossen, von feuchtfröhlichen Reisen und kaum verhüllten Bettelfahrten eines verlotterten Fürsten des Drolligen und Ergötzlichen genug zu berichten wissen. Schon Goethe hat auf das eigenartige Buch hingewiesen, und seither sind mehrfach kürzere oder umfangreichere Abschnitte daraus veröffentlicht worden. So ist der unverwüstliche, gutgelaunte Junker, der in seinen Aufzeichnungen neben den Getreidepreisen pünktlich die Abende anmerkt, an denen er „voll" gewesen, beinahe eine volkstümliche Gestalt geworden, zumal da er sich aus dem wilden und zerfahrenen Leben seiner Jugend im Laufe der Jahre zu einer gewissen bescheidenen Achtbarkeit und Gediegenheit emporarbeitete.

Schweinichens Denkwürdigkeiten gegenüber, in denen ein ziel- und zügelloses Treiben mit spaßhafter Sachlichkeit geschildert wird, steht die Selbstbiographie Bartholomäus Sastrows nach Gehalt und Bedeutung beträchtlich höher. Was der als Bürgermeister in Stralsund 1603 Verstorbene erlebt hat in bewegten Jugendjahren, die ihn bis nach Rom führten, in den Diensten der pommerschen Fürsten, besonders auf dem Reichstag in Augsburg von 1547 und 1548 und beim Reichskammergericht zu Speier, auf Reisen hin und her in Deutschland, als Ehemann und Notarius in Greifswald, das hat er, wohl auf Grund von Tagebüchern, lebendig und geistreich in meisterhaft anschaulicher Sprache zusammenhängend beschrieben, „damit seine Kinder daraus vielfältig

sehen, wie wunderbarlich aus allem Kreutz, Unglück, Gefahr und Widerstand, darin alle menschliche Hilfe vergebens, der getreue wahrhaftige Gott so offen übernatürlicherweise ihn errettet und vermittels solches Kreuzes, offenkundiger Gefahr und auf dem Hals liegenden Unglück zu Digniteten, Ehren, ziemlichem Vermögen und Wohlstand befördert und gebracht hat". Der offene Blick Sastrows, sein durch Reisen, juristische Bildung und politische Tätigkeit geschultes Urteil geben den Beobachtungen, die er vor allem auf dem Reichstag zu Augsburg macht und den Bildern, die er von Karl V., seinem Bruder Ferdinand, dem Kurfürsten Moritz von Sachsen und andern Großen seiner Zeit entwirft, ihren besonderen Wert, zumal da Sastrow für bezeichnende Züge, Aussprüche und Geschichten ein gutes Gedächtnis hat. Sein schlagfertiger Witz und Humor, dem auch behagliche Selbstverspottung nicht fremd ist, zeugt von einem Persönlichkeitsgefühl, das an Tiefe und Kraft der naiven Selbstzufriedenheit der Goetz und Schweinichen erklecklich überlegen ist, und die Fähigkeit, sich selbst von seinen inneren Vorgängen Rechenschaft zu geben und sich über die Dinge zu stellen, ist bei Sastrow zu einem Grade der Durchbildung gediehen, der sein Werk als einen Höhepunkt erscheinen läßt in der Entwicklung der deutschen Selbstbiographie im 16. Jahrhundert. W. Mahrholz, der Sastrows Lebensbeschreibung besonders eingehend würdigt, hebt hierbei besonders hervor, daß es ihm in hohem Maße gelungen sei, nicht nur Teile und Ausschnitte eines Lebens, sondern das ganze gelebte Leben in seiner mannigfachen Verästelung zu geben. „Familienchronik und Bildungsgeschichte, Amt und Beruf, Reisen und Abenteuer, Verhandlungen und hohe Politik, Gelehrsamkeit und Polemik, Ehe- und Familiengeschichten, kleine Anekdoten und Lebensläufe ihm bekannter Persönlichkeiten, Charakterschilderungen und Äußerungen persönlicher Frömmigkeit, persönlicher Geschichtsauffassung, persönlicher Entwicklung: all das strömt in dieser Selbstbiographie zusammen und wird durch die Individualität des Schreibers zu einem einheitlichen Welt- und Lebensbild von strotzender Fülle und Buntheit." Das Leben des kraftvollen und tüchtigen Pommern konnte als das hoffnungsvollste Unterpfand einer gedeihlichen und erfolgreichen Weiterentwicklung der deutschen Selbstbiographie gelten. Wenn das 17. Jahrhundert dem Schrifttum der Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten statt glanzvoller Blüte

eine Zeit der Dürre und Unfruchtbarkeit brachte, so lag der Grund dafür vor allem in den unglücklichen politischen Verhältnissen unseres Vaterlands, die immer schwerer auf den Gemütern lasteten und die Entfaltung eines starken und frohen Selbstgefühls im Keime erstickten.

Sucht man die Züge auf, die den Denkwürdigkeiten und Selbstbiographien des 16. Jahrhunderts ihr gemeinschaftliches Gepräge geben, so fällt zunächst ihr innerer Zusammenhang mit der Familienchronik, dem Haus- und Gedenkbuch ins Auge. Den Verwandten, Kindern und Nachfolgern sind die besten von diesen Werken gewidmet, auf den Ton lehrhaften Behagens und beschaulicher Mitteilsamkeit sind sie meist gestimmt, und selten führt die Darstellung in die Tiefen eines mit sich selbst ringenden Selbstbewußtseins auf die Höhen einer überlegenen, durch die Herkömmlichkeiten in Kirche, Staat und Gesellschaft unbeirrten Weltanschauung. Fast durchweg begnügen sich die Darsteller des eigenen Lebens mit der Berichterstattung über ihre äußeren Erlebnisse, vor allem die merkwürdigen und ungewöhnlichen. Sie steigen, wie Glagau in seiner Untersuchung über die Selbstbiographie als geschichtliche Quelle zutreffend bemerkt, als Annalisten in der schlichten Erzählung auf der zeitlichen Leiter Sprosse um Sprosse hinan, ohne die Begebenheiten zu ihrem Charakter in Beziehung zu setzen, ohne nach den inneren Antrieben ihrer Taten zu forschen, ohne überhaupt auf Beobachtungen über das eigene Innere auszugehen. Seelische Tiefe und Feinheit oder überraschende Einblicke in die Geheimnisse des Seelenlebens darf man bei diesen ungeglätteten kunstlosen Werken mit sich selbst einiger Naturen so wenig erwarten, als wohlerwogene Anordnung und durchdachte Gruppierung des Stoffs oder gar sorgfältig aufgebaute und ausgeführte Zeit- und Seelengemälde. Aber wohltuend berührt die derbe Sinnenfrische, die sich fast überall kundgibt, die unbefangene Freude an der bunten Fülle des Erlebens und Geschehens und ein kraftvolles Lebensbehagen, das sich selbst durch sehr fragwürdige Verhältnisse nicht verkümmern läßt.

Die Gründe jener Mängel und Schranken liegen wohl vor allem darin, daß den Deutschen jener Tage das Vollgefühl der Persönlichkeit fehlte, das die Phantasie des Erzählers beflügelt, seine Erinnerungen durchglüht und ihm den Mut der eigenen Sonderart gibt. Wohl verleugnet sich ja auch in der deutschen Selbstbiogra-

phie des 16. Jahrhunderts ein gesteigertes Selbstbewußtsein, ein stärkeres Persönlichkeitsgefühl keineswegs. Aber wie weit steht selbst das Ichgefühl eines Sastrow, der zu den selbstsichersten Selbstdarstellern jener Zeit gehört, noch zurück hinter dem eines Cellini und Cardanus. Die Deutschen sind immer noch von der Scheu beengt, aufzufallen, anders zu sein oder zu scheinen als die andern, die Volksgenossen, die Standesgenossen, die Religionsgenossen. Bei den Italienern ist von solcher Bescheidenheit und Gebundenheit kaum etwas zu finden. Der Mut, sich selbst zu gehören, sich zu seiner Eigenart zu bekennen, ist bei ihnen schon erheblich weiter gediehen als im übrigen Europa. So erzählt ein Cellini in seiner Selbstbiographie nicht bloß äußere Ereignisse, sondern er gibt, obwohl Beobachtungen über die eigene Persönlichkeit zu bieten keineswegs sein Bestreben ist, den ganzen Menschen in seiner Darstellung, wie Burckhardt fein bemerkt, oft mit Widerwillen, aber mit hinreißender Wahrheit und Fülle. Und in ähnlicher Weise verdankt Cardanus, der berühmte Mailänder Arzt und Naturforscher, in seinem Buch De vita propria diesem starken Persönlichkeitsgefühl die Sicherheit und Unerschrockenheit, mit der er seine leibliche, geistige und seelische Persönlichkeit, samt den Bedingungen, unter denen sie sich entwickelt hatte, aufrichtig und sachlich schildert. „Er begehrt dabei weder sich noch die Welt zu schonen. Er bekennt seine Fehler (Falsches Spiel, Rachsucht, Reulosigkeit, verletzende Ausfälligkeit) ohne Frechheit und ohne Zerknirschung, ohne Sucht sich damit aufzuspielen mit dem einfach sachlichen Wahrheitssinn des Naturforschers." In der deutschen Seele waren damals und sind noch heute die sittlichen und religiösen Hemmungen zu stark, als daß eine solche Verfassung mehr werden könnte als eine regelwidrige Ausnahme. Und auch für die Stimmungen, aus denen Michel Montaignes an selbstbiographischen und psychologischen Mitteilungen und Einblicken so reichen Essais geflossen sind, war das Deutschland des 16. Jahrhunderts kaum der Ort. Den eigenen Fehlern nicht als Büßer und Sittenrichter gegenüberzustehen, sondern als kühler, gelassener Beobachter, mit fröhlich behaglicher Neugier in sich selbst hineinzublicken, die eigenen Zustände, Regungen, Wandlungen und Widersprüche gemächlich ohne Erregung und ohne Verlegenheit festzustellen und nachzuzeichnen, war dem damaligen Geschlecht nicht gegeben, und man kann fragen, ob es über-

haupt deutsche Art ist. Immerhin sind auch so die Werke, die das 16. Jahrhundert auf dem Gebiet der Selbstbiographie und Denkwürdigkeiten hervorgebracht hat, ein verheißungsvoller Anfang. Die volle Entfaltung dessen, was dem deutschen Volk im Bereich der Selbstdarstellung zu vollbringen beschieden war, fällt erst in eine spätere Zeit.

Zweites Kapitel.

Französische Einflüsse auf die deutsche Selbstdarstellung.

Die bisherige Entwicklung hatte noch zu keiner scharfen Scheidung von Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten oder Memoiren als gesonderten Formen der Selbstdarstellung geführt. Erst mit dem 17. Jahrhundert beginnen die beiden Gattungen deutlicher auseinanderzutreten und sich auch in Deutschland in ihrer Sonderart immer ausgeprägter zu entwickeln. So fließend im einzelnen Fall die Grenzen sein mögen, die die Selbstbiographie von den Memoiren trennen, so deutlich läßt sich erkennen, daß jede dieser beiden Grundformen zusammenhängender Selbstdarstellung ihre besonderen Wurzeln und Hintergründe im seelischen Leben hat, daß einer jeden ein bestimmter Stil und besondere Ziele eigen sind, und daß jeder für sich ein abgesonderter Bereich zukommt, auf dem sie ihre Eigenart am ungehindertsten entfalten kann. Die Selbstbiographien, in denen das innerste Wesen dieser Gattung am reinsten und vollkommensten zum Ausdruck kommt, wie Augustins Bekenntnisse, Rousseaus Confessions, Goethes Dichtung und Wahrheit, gehen von dem Bedürfnis ihrer Verfasser aus, ihr ganzes Leben oder seine wichtigsten Abschnitte in ihrem inneren Zusammenhang zu überdenken und in dieser Weise im Spiegel der eigenen Seele aufzufassen. Das, was von Menschen und Dingen berichtet wird, soll vor allem dazu dienen, den eigenen Werdegang deutlicher ins Licht zu stellen. So wird sich jene Gemütsverfassung, die sich gerne in die Rätsel und Hintergründe des eigenen Daseins versenkt, die im Zufälligen das Bedeutungsvolle, im Vergänglichen ein Gleichnis des Ewigen sieht, die bei allem äußeren Geschehen nach tieferen

Zusammenhängen schürft, vorzugsweise der Form der Selbstbiographie bedienen, in der seit Augustins entscheidendem Vorbild das Los der Einzelpersönlichkeit als eine Spiegelung der für alle geltenden Gesetze erscheint, jeder Lebenslauf seine Bedeutung erhält durch das Walten höherer Mächte, mögen sie Natur und Schicksal oder Gott und Vorsehung genannt werden. Der Glaube an einen planmäßigen Verlauf des menschlichen Lebens, der einem sinnvollen Ganzen zustrebt, liegt bald verborgen und unausgesprochen, bald in ausdrücklicher Betonung in der Grundstimmung beschlossen, die den Mutterboden für die Selbstbiographie aller Zeiten bildet. Schließlich liegt schon in dem Gedanken einer ansteigenden Lebensentwicklung die Vorstellung einer gewissen Zielstrebigkeit, die sich mit den erwähnten Anschauungen nahe berührt. So gibt denn die Selbstbiographie, wo sie in vollkommener Durchbildung und reiner Prägung auftritt, die Schilderung einer Entwicklung, einer fortschreitenden Entfaltung der eigenen Persönlichkeit in der Stufenfolge der ihr beschiedenen Lebensmöglichkeiten. Wo stellt sich aber diese Entwicklung augenfälliger dar als in der Kindheit, in den Lehr- und Wanderjahren des Lebens, wo die Seele den Eindrücken und Einflüssen der Außenwelt noch aufgeschlossener ist als später, wo innere Wandlungen sich rascher und durchgreifender vollziehen, wo die allgemein gültigen Gesetze des Lebens und Wachsens noch deutlicher erkennbar sind. Darum ruht das Auge des Selbstbiographen mit besonderer Liebe auf der Jugendzeit. Sie nimmt im Unterschied von Memoiren und Denkwürdigkeiten in der Selbstbiographie eine bevorzugte Stellung ein, und der feinste Reiz der meisten Selbstbiographien beruht eben in der Schilderung der Kindheits- und Jugendjahre. Dabei finden sich freilich innerhalb der Selbstbiographie die verschiedensten Abstufungen. Bei den einen dieser Werke wiegt das gedankenhafte Gepräge vor, sei es, daß die Selbstbiographie zum Erweis für die Wahrheit und Richtigkeit einer bestimmten Weltanschauung und Lebensauffassung gestaltet wird, sei es, daß sie durch eingeflochtene Betrachtungen und Erörterungen eine reichliche Gedankenbefrachtung mitbekommt. Bei anderen Werken wieder fällt der Hauptnachdruck auf die lebendige Vergegenwärtigung des Vergangenen in leidenschaftlichem Nacherleben oder auf die befriedete Ruhe der Rückerinnerung, bei der auch der Humor ergiebig zu seinem Rechte kommen kann.

Im Unterschied von der Selbstbiographie, die vielfach dem psychologischen Roman nahesteht sowie denjenigen Zweigen der Geschichtsdarstellung, die im Geschehen tiefe Weisheitsgedanken und höhere Erziehungspläne nachzuweisen suchen, sind die Memoiren oder Denkwürdigkeiten ihrem Grundgepräge nach mehr in die Nähe des literarischen Bildnisses, der Streit- und Rechtfertigungsschrift und der sogenannten pragmatischen Geschichtsschreibung zu rücken, die alles Weltgeschehen auf menschliche Wünsche, Leidenschaften, Ränke und Torheiten zurückführt und dem Zufall einen weiten Spielraum im Leben einräumt. Auch Denkwürdigkeiten und Memoiren geben Selbsterlebtes, nur freilich tun sie es unter einem anderen Sehwinkel und Gesichtspunkt. Wenn dem Selbstbiographen die Beobachtung und Darstellung der eigenen Entwicklung, des eigenen Wachstums obenansteht, wenn er in der Hauptsache nur die Ereignisse und Persönlichkeiten in seine Darstellung einbezieht, die für das eigene Schicksal und Innenleben bedeutsam wurden, so tritt dieser Gesichtspunkt in den Memoiren mehr zurück. Sie entstehen meist da, wo irgendwie Geschichte gemacht wird. Während es in der Selbstbiographie heißt: „Diese und jene Begebenheit hatte diesen oder jenen Einfluß auf meine Entwicklung" melden die Memoiren: „Als ich lebte, geschah dies und jenes, das ich mit ansah und wovon ich hörte." So ergehen sich die Memoiren vielfach in der Darlegung von Verhältnissen und in der Kennzeichnung von Persönlichkeiten, auch solcher, mit denen der Verfasser nur in zufällige und oberflächliche Berührung kam. Die Bildnisreihe der Zeitgenossen ist in einem Memoirenwerk meist wichtiger als das Selbstbildnis des Verfassers, und das Ich des Erzählers tritt häufig bis zur Unfaßbarkeit zurück. Die Anekdote, das leichthingezeichnete Bildnis, die Darstellung von bedeutsamen politischen und militärischen Begebenheiten, von gesellschaftlichen und höfischen Ränken und Machenschaften tritt in den Vordergrund, während die Kindheits- und Jugendjahre entweder gar nicht oder nur flüchtig beachtet und geschildert werden. So spielt auch in Memoiren und Denkwürdigkeiten die sinnige Betrachtung nicht die Rolle, wie in der Selbstbiographie. Statt dessen ballt der Verfasser seine Beobachtungen gerne zu Klugheitsregeln, zu politischen Mahnsprüchen, zu zugespitzten Kernworten zusammen. Wenn die Selbstbiographie den Sinn eines Lebenslaufs aus einem geahnten Grund-

gedanken heraus als ein zusammenhängendes Ganzes verstehen möchte, so beschränken sich die Denkwürdigkeiten gerne auf das Stückwerk des Lebens, auf die Begebenheiten in ihrer reinen Tatsächlichkeit. Ihr Augenmerk ist darauf gerichtet, zu zeigen, wie das Persönliche und Alltägliche zum Geschichtlichen wird, wie die großen Begebenheiten aus dem kleinsten Tun einzelner sich zusammensetzen, wie die Weltbühne hinter den Kulissen aussieht, wie die Fäden des Geschehens in der Hand der Drahtzieher zusammenlaufen. So entstehen Memoiren vor allem in Zeiten, wo einzelne Männer die Dinge leiten, wo die Macht und Willkür maßgebender Persönlichkeiten den Ausschlag gibt und darum der Verlauf der Begebenheiten durch persönliche Beweggründe und Ziele bedingt scheint, wo höfische Ränke, diplomatische Schachzüge, Hintertreppeneinflüsse eine entscheidende Rolle spielen. Immer tritt bei den Werken dieser Art das Bedürfnis, mit der Mitwelt abzurechnen, kräftig hervor, viel mehr als bei der Selbstbiographie, und so lassen Memoiren und Denkwürdigkeiten oft genug alte Kämpfe wieder aufleben, sie reißen vernarbte Wunden wieder auf und erwecken weithin Widerspruch und Ärgernis.

Wie den Deutschen seine ganze innerliche und schwerlebigere Art sowie das Fehlen eines bewegten öffentlichen Lebens im 17. und 18. Jahrhundert auf die Selbstbiographie hinwies als die ihm nächstliegende Form der Selbstdarstellung, so hat in Frankreich schon frühe die Memoirenliteratur eine hohe Blüte erlebt. Während in Deutschland erst Keime und Ansätze zu einem Schrifttum dieser Art sich zeigten, konnten die Franzosen schon eine stolze Reihe von Meisterwerken der Memoirenliteratur aufweisen. Der Grund hiefür liegt nicht bloß in der älteren Kultur und der früheren literarischen und politischen Reife der Franzosen, sondern vor allem auch darin, daß der Franzose die eigene Person viel besser zur Geltung zu bringen versteht als der Deutsche. Er vermag sich selbst der Welt vorzuführen nicht ohne Selbstgefälligkeit, aber mit Geschmack, er besitzt jene Fähigkeit, fesselnd und reizvoll zu erzählen, ihm ist gute Haltung, kühle Beobachterlaune, die Kunst scharf und sicher zu kennzeichnen, in besonderem Maße eigen, ebenso wie der Blick fürs Lächerliche, die Leichtigkeit im Handhaben der Sprache. Kein Wunder, daß so die französische Memoirenliteratur vor der deutschen einen starken Vorsprung voraus hatte und mächtig auf das

deutsche Schrifttum einwirkte in einer Zeit, da die Überlieferungen des im 16. Jahrhundert Erreichten erloschen zu sein schienen. Im 17. und 18. Jahrhundert hatten in Deutschland ohnedem weithin, besonders bei den höheren Ständen, französische Kulturformen die Vorherrschaft erlangt. Man kleidete sich nach französischer Mode, man ahmte die Stile der französischen Kunst, des französischen Kunstgewerbes nach, man bewunderte die französische Dichtung und bediente sich im mündlichen und brieflichen Verkehr der französischen Sprache. Da lag es nahe, auch die Formen der Selbstdarstellung anzuwenden, deren sich die westlichen Nachbarn zu bedienen pflegten, wenn sie der Mit- und Nachwelt etwas von ihrem eigenen Erleben mitteilen wollten. In der Tat konnte der schwerfällige Deutsche von damals, dem es so schwer wurde, im richtigen Ton von sich selbst zu erzählen, von den französischen Memoiren genug lernen. Nicht bloß die unverkünstelte Klarheit und Natürlichkeit des Ausdrucks, den glatten Fluß und die ruhige Nüchternheit der Darstellung, sondern auch die elegante Haltung, die bald mehr in zierlicher Vornehmheit und spielerischer Anmut sich kundgibt, bald mehr in weltmännischer Ironie und spöttischer Laune. Auch die regere Beteiligung der Frau an der Selbstdarstellung geht wohl auf das Vorbild Frankreichs zurück, wo die Frau als Verfasserin von Memoiren bereits eine bedeutsame Rolle spielte. In Deutschland folgen die Prinzessin von Tremouille, die Kurfürstin von Hannover, die Markgräfin von Bayreuth diesem Beispiel nach. So fallen ins 17. Jahrhundert die Anfänge einer unter französischem Einfluß stehenden deutschen Memoirenliteratur. Sie erwächst in höfischen und fürstlichen Kreisen, erhält sich in der Zeit der ersten preußischen Könige besonders in diesem Staate, gedeiht in der Zeit Friedrichs des Großen zu stattlicher Entfaltung, um dann im Anfang des 19. Jahrhunderts in den Tagen des vaterländischen Aufschwungs eine Wiedergeburt in deutschvölkischem Sinne zu erleben. Anfangs herrscht bis ins 19. Jahrhundert hinein bezeichnenderweise noch die französische Sprache in diesen Denkwürdigkeiten vor, bis sich immer mehr die deutsche an ihre Stelle setzt.

Das „Leben der Prinzessin Charlotte Amélie de la Tremouille, Gräfin von Oldenburg (1652—1732), erzählt von ihr selbst" (in Übersetzung und mit Erläuterungen herausgegeben von Dr. R. Mosen 1892), gibt Kunde von merkwürdigen Schick-

salen und ungewöhnlichen Verkettungen, gewährt auch belehrende Einblicke in das Leben der Vornehmen jener Zeit. Etwa von 1684 an werden die Aufzeichnungen immer dürftiger, um schließlich ganz zu versiegen. Dagegen zeigt sich die Prinzessin in den ersten Teilen des Buchs, die von ihrer Jugend in Frankreich und in den Niederlanden handeln, sowie von ihrem Aufenthalt in Dänemark, in Varel und Oldenburg, als eine gewandte lebendige Erzählerin von guter Haltung. Besonders die Gewissensnöte, die der überzeugten und eifrigen Protestantin der Übertritt ihres Vaters zur katholischen Kirche verursacht, und die häuslichen Mißhelligkeiten, die dieser Schritt mit sich bringt, sind in packender und bewegter Weise geschildert. Im übrigen sind die Denkwürdigkeiten der Prinzessin durchaus ein Erzeugnis französischen Geistes. Die Verfasserin wurde in Frankreich geboren und erzogen. Nur durch ihre Mutter, eine geborene Prinzessin von Hessen-Kassel, und durch ihre Heirat mit dem Grafen Anton I. von Oldenburg stand sie in näherer Beziehung zu deutschem Leben und Wesen.

Deutsche Geistesart spricht dagegen aus den ebenfalls französisch abgefaßten Memoiren der Kurfürstin Sophie von Hannover, die im vierten Band der Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven veröffentlicht, wahrscheinlich 1680/81 geschrieben wurden. Die Freundin von Leibniz, Tante der Liselotte, Mutter Georgs I. von England und der Königin Sophie Charlotte von Preußen, auch Urgroßmutter Friedrichs des Großen war wohl der ausgeprägteste Charakter unter den 13 Kindern des unglücklichen Winterkönigs Friedrichs V. von der Pfalz. Nur mit geringer Freude gedenkt sie ihrer Jugend in Holland. „Meiner Mutter war der Anblick ihrer Hunde und Affen lieber als der ihrer Kinder", schreibt sie in ihren Erinnerungen. Vor allem suchte die länderlose Königin das Töchterlein zu benützen, um durch ihre Verlobung mit dem Vetter Karl Stuart, dem zweiten seines Namens, ihre Erbansprüche an die englische Krone zu befestigen. Aber der Plan mißlang und die Prinzessin fand ein Obdach bei ihrem ältesten Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, in Heidelberg. Hier gewann der schöne, weltgewandte Herzog Georg Wilhelm von Lüneburg ihr Herz und das Versprechen ihrer Verlobung. Aber der Bräutigam verlor in Venedig, dem Treffpunkt der damaligen vornehmen Lebewelt in wilden Ausschweifungen seine Gesundheit.

Unfähig, die Braut in diesem Zustand heimzuführen, bat er seinen jüngeren Bruder Ernst August, an seiner Stelle die Prinzessin zu ehelichen, und trat ihm zugleich die Anwartschaft auf seinen Thron ab. Sophie ging auf diesen Handel ein, und sie schildert im zweiten Teil ihrer Aufzeichnungen außer ihrer Vermählung und ihrer Ehe mit Ernst August vor allem ihre Reise nach Italien, Frankreich und Dänemark, sowie die Irrungen im braunschweigischen Hause, die aus der Vermählung Georg Wilhelms mit Eleonore d'Olbreuse entstanden. Als Sophie 1679 ihren Schwager Johann Friedrich von Hannover und bald darauf ihre älteste Schwester Elisabeth sowie den ältesten Bruder Karl Ludwig von der Pfalz verlor, dem sie besonders nahestand, suchte sie während der Abwesenheit ihres Gemahls in Italien, ihre trüben Gedanken durch Aufzeichnung ihrer Erinnerungen zu vertreiben, ähnlich wie ihre Nichte, die Liselotte, sich durch einen ausgedehnten Briefwechsel für die Kränkungen eines widrigen Geschicks und die Mißlichkeiten einer unbehaglichen Lebenslage schadlos zu halten suchte. Sie geht dabei auf die großen Weltereignisse und entscheidenden politischen Begebenheiten nur wenig ein, ebensowenig wie auf ihre innere geistige Entwicklung, der Gegenstand des Buches sind vielmehr ihre persönlichen Schicksale und äußeren Erlebnisse, sowie Beobachtungen, die sie in den Kreisen der fürstlichen Familien und Höfe ihrer Zeit zu machen Gelegenheit hatte. So spiegelt sich in ihren Memoiren vor allem das Leben des kurpfälzischen und braunschweigischen Hauses, dessen Beschreibung zugleich ein lebenswahres Kultur- und Sittenbild aus dem 17. Jahrhundert gibt. Als scharfer, spottlustiger Beobachterin entgeht ihr kein bezeichnender Zug, und die Absicht, „durch ihr Schreiben der Melancholie zu entgehen und sich in guter Stimmung zu erhalten", trägt noch viel dazu bei, daß sie das Auffallende und Lächerliche besonders hervorhebt. So entstand die Schilderung ihrer Gouvernante, „deren Äußeres ganz geeignet war, kleine Kinder fürchten zu machen", und die beim Abhören der täglichen Lektionen sich ihre Zähne zu putzen pflegt, „die das immer sehr nötig hatten". So berichtet sie mit besonderem Behagen von den Späßen, die sie sich mit ihrer Umgebung erlaubte. „Denn ich hatte mir angewöhnt, alle Leute zu verspotten. Die Geistreichen belustigten sich darüber und die andern fürchteten mich." Dabei ist die Art dieser Streiche für den Ton, der damals in den vornehmen

Kreisen herrschte, ebenso bezeichnend wie das, was sie von ihren Reisen zu melden weiß. Die Köpfe der 11000 Jungfrauen und der drei Könige, die sie in Köln sieht, haben keinen Reiz für sie, aber um so fesselnder versteht sie von den ersten Eindrücken zu erzählen, die sie am pfälzischen Hof vom Familienleben ihres Bruders bekommt. Wie ihr die Kurfürstin alsbald die „Herkunft aller ihrer Kleider" entwickelt, wie beide Ehegatten den Gast zum Vertrauten ihrer Beschwerden über den andern Teil machen, wie dann die ehelichen Mißhelligkeiten dazu führen, daß der Kurfürst vor der schlechten Laune der Gattin in das Zimmer der Schwester sich flüchtet und die Kurfürstin der Geliebten des Gatten in den kleinen Finger beißt: das alles ergibt ein Bild von farbensprühender Anschaulichkeit, wie die Berichte vom Besuch der Verfasserin am Stuttgarter Hof, wo der Prinz von Holstein, um der Prinzessin Sophie sich galant zu zeigen, ein so großes Glas auf ihre Gesundheit trinkt, daß er alles wieder von sich gibt, oder wie die Schilderung des französischen Hofs, den sie später bei einem Aufenthalt in Versailles kennen lernt. Neben ihrer witzigen Spottlust, die mit dem Vorwiegen des Verstandes in ihrem Geistesleben zusammenhängt, fehlt es der Kurfürstin auch nicht an tieferem Empfinden. Mit unverstellter Rührung erinnert sie sich noch der Freude, die sie und ihr Gatte nach der Ankunft in Hannover als Neuvermählte darüber empfanden, nunmehr mit voller Freiheit einander angehören zu dürfen, sowie der Verzweiflung, die sie über das erste eheliche Mißverständnis empfand: „Ich wünschte tot zu sein, denn ich würde keine Freude mehr am Leben gehabt haben, ohne von ihm geliebt zu sein." Daneben findet ihre besorgte Mutterliebe und die innige Verehrung, die sie dem Bruder entgegenbrachte, in ihren Denkwürdigkeiten mannigfachen Ausdruck. Ihr gut deutsches Empfinden bekundet die Kurfürstin durch ihre Ablehnung der italienischen Anschauungen von Liebe und Ehe, die sie bei ihrer Reise nach dem Süden kennen lernt. „Man kann sich denken, schreibt sie, wie eine Deutsche, wie ich, sich fremd in einem Lande fühlen mußte, wo man nur an Liebesangelegenheiten denkt und wo die Damen sich für entehrt halten würden, wenn sie keine Verehrer hätten. Ich hatte immer gelernt, daß Koketterie ein Verbrechen sei, und ich fand die Moral Italiens dem ganz entgegengesetzt." Auch sonst beweist die Kurfürstin in Fragen der Sitte, der Religion usw. in diesen Aufzeichnungen

ihr gesundes Urteil, sie versteht es auch, gewöhnlichen Dingen eine anregende Seite abzugewinnen und belebt die Darstellung immer wieder durch eine witzige Bemerkung, ein geistreiches Wort. Mit all diesen schriftstellerischen und menschlichen Eigenschaften verbindet sie aber eine stolze, skeptische Sinnesweise, die in dem Bewußtsein königlicher Abstammung und überlegener Bildung wurzelt und in einem Friedrich dem Großen und seiner Bayreuther Schwester geistverwandte Nachfahren gefunden hat.

Ein weiteres, in französischer Sprache abgefaßtes Memoirenwerk, das im Anfang des 18. Jahrhunderts entstand, sind die Mémoires originaux sur le règne et la cour de Frédéric I, roi de Prusse (1833). Ihr Verfasser ist der Burggraf Christof von Dohna vom Hause Wartenberg-Schlodien, der 1665 im Schloß Coppet bei Genf geboren wurde, wohin sein Vater, Graf Friedrich, holländischer General und Gouverneur des Fürstentums Oranien, vor den Quälereien Ludwigs XIV. sich zurückgezogen hatte. Seiner Mutter, einer geborenen Französin, verdankte Christof von Dohna seine ausgesprochene Vorliebe für die französische Sprache. Schon mit 14 Jahren trat er in brandenburgische Dienste, nahm 1685/86 mit den brandenburgischen Truppen am Krieg gegen die Türken in Ungarn teil, und trat hernach in das Korps der grands-mousquetaires, die der Große Kurfürst ausschließlich aus französischen Edelleuten gebildet hatte, die ihres Glaubens wegen vertrieben waren. Bald wurde er Befehlshaber dieses Regiments und zeichnete sich in den Kriegen gegen Ludwig XIV. aus. Dann zog er sich auf seine Landgüter zurück, wurde aber 1698 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am englischen Hof ernannt, war 1711 bei der Wahl Kaiser Karls VI. preußischer Gesandter in Frankfurt, verließ 1716 den Staatsdienst und starb 1733. Seine 1719 zur Belehrung und zum Nutzen seiner Kinder niedergeschriebenen Aufzeichnungen setzen frisch ein mit der Schilderung seiner Jugend in Coppet. Der berühmte Bayle war hier sein Lehrer. Doch half sein Unterricht dem Zögling zu der Überzeugung, daß es nicht genügt, Gelehrter zu sein, um gut unterrichten zu können. Im weiteren Verlauf bringen die in ihrer einfachen und würdigen Haltung überaus anziehenden Denkwürdigkeiten reizvolle Einzelheiten über zahlreiche Persönlichkeiten, wie den Großen Kurfürsten, Friedrich I. von Preußen, Wil-

helm III. von England, deren Äußerungen mehrfach im Wortlaut berichtet werden. Eingehend und fesselnd ist u. a. die Schilderung vom Tod des Großen Kurfürsten, und für die Zeit von Dohnas englischem Aufenthalt verdienen seine Aufzeichnungen besondere Beachtung. Von da an enthalten sie nur noch vereinzelte Tatsachen und Begebnisse von Wichtigkeit, wie die Zusammenkunft Peters des Großen mit König Friedrich I. von Preußen, um dann mit dem Jahr 1713 abzubrechen.

Wie groß im allgemeinen, von Ausnahmen wie Dohnas Denkwürdigkeiten abgesehen, auch in den Kreisen der höheren Beamten damals die Unfähigkeit war, Beobachtetes und Erlebtes darzustellen, wie ungewandt und ungeschickt ein Unternehmen dieser Art angefaßt wurde, das zeigen u. a. auch die in den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte Band 4 mitgeteilten Bruchstücke aus den Memoiren von Nikolaus Bartholomäus Dankelmann und Leberecht von Guericke, zwei Vertretern des höheren brandenburgischen Beamten- und Diplomatentums, an der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts. Sie sind in einem üblen Französisch abgefaßt und bekunden einen schmerzlichen Mangel an Gesichtskreis. Da zeigt ein Spielgefährte und Mitschüler Friedrich Wilhelms I., der vielgewandte Freiherr Karl Ludwig von Pöllnitz, erheblich größere Weltläufigkeit und schriftstellerische Gewandtheit in den verschiedenen selbstbiographischen Berichten über die Kreuz- und Querzüge, die ihn als Glücksritter an verschiedene Höfe Europas führten. Über diese Reiseerinnerungen, die vielfach eine Art von Baedeker für die vornehme Welt jener Zeit bildeten, erheben sich an Wert und Bedeutung beträchtlich seine Mémoires des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg (1791). Pöllnitz (1692—1775) kam schon früh unter Friedrich I. in Hofdienste, genoß bei Friedrich Wilhelm I. besonderes Vertrauen, verkehrte im Tabakskollegium und war über die Vorfälle am Hof und in der Kgl. Familie gut unterrichtet. In seinem Werk, das wohl 1754 entstand, behandelt er nicht ohne starke Benützung zeitgenössischer Druckwerke und anderer Quellen, wie der Memoiren der Markgräfin von Bayreuth und der brandenburgischen Memoiren von Friedrich II., die Regierungszeit des Kurfürsten Georg Wilhelm, des Großen Kurfürsten, sowie der Könige Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. Beachtung verdienen dabei

nur seine Mitteilungen über die Zeit der beiden letzten Herrscher, besonders Friedrich Wilhelms I., weil er hier wenigstens teilweise aus eigener Anschauung und Beobachtung berichten konnte. Das Werk ist unterhaltend und flott geschrieben, bringt manchen bezeichnenden Zug aus dem Leben des preußischen Hofes und der Jugend des großen Königs, auch zahlreiche lebendige Charakterschilderungen wie die des alten Dessauers, des Grafen von Seckendorff usw. Besonders eingehend wird Friedrich Wilhelm I. behandelt. Immerhin wird man, wie Droysen sagt, gut daran tun, in dem geistreichen Geplauder dieses immer lächelnden Höflings, der seit dem Regierungsantritt Friedrichs II. seiner Charakterfehler wegen immer mehr allgemeiner Mißachtung verfiel, die verstohlene Absichtlichkeit, die heimlichen Bosheiten und Giftstiche nicht unbeachtet zu lassen, mit denen er seiner Erzählung die nötige Würze gibt. Dem mannigfach Gedemütigten und Mißachteten war es eine gewisse Genugtuung, von andern übel zu reden. Stand Pöllnitz als Schriftsteller zweifellos höher denn als Mensch und Charakter, so trifft auf den preußischen Feldmarschall D. G. v. Natzmer das Umgekehrte zu. Der furchtlose, offenherzige Diener dreier Herrscher aus dem Hohenzollernhause, des Großen Kurfürsten, König Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I., war ein wackerer Soldat und frommer Christ, aber seine 1730 niedergeschriebenen und 1881 veröffentlichten Memoiren zeigen französischen Einfluß nur in ihrem mit französischen Brocken gespickten Deutsch. Sonst zeugen sie vernehmlich genug von der schriftstellerischen Unbeholfenheit des Verfassers, der treuherzig, bieder und mit bemerkenswerter Schwerfälligkeit von seinen meist kriegerischen Erlebnissen erzählt.

Die hohe geschichtliche und politische Bedeutung der Regierung Friedrichs II. spiegelt sich auch in dem starken Anschwellen der Memoirenliteratur. Eine wichtige Rolle als Geschichtsquelle spielen dabei die militärischen Tagebücher aus den Kriegen des Königs, die vielfach aus gelegentlichen Einträgen in die Parolebücher herausgewachsen sind. Von dem zahlreichen Schrifttum dieser Art, an dem neben den Offizieren der verschiedenen Grade gelegentlich auch Feldprediger, Soldaten usw. beteiligt sind, sei das Tagebuch aus dem Siebenjährigen Krieg erwähnt, das der preußische Musketier Dominikus führte (herausgeg. 1891), ein gescheiter, ker-

niger Westfale und wackerer Soldat. Persönlichere Färbung als die meisten ähnlichen Aufzeichnungen haben dann vor allem auch die Tagebücher des Quartiermeisters Leutnants von Barsewich: „Meine Kriegserlebnisse während des Siebenjährigen Kriegs" (1863), und Karl Wilhelm von Hülsens Denkwürdigkeiten: „Unter Friedrich dem Großen. Aus den Memoiren des Altervaters 1752—1773. Herausgegeben von Helene von Hülsen 1890." Geschrieben sind die Aufzeichnungen wohl 1778, als der Verfasser, der im Infanterieregiment Below den Siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte, vierundvierzig Jahre alt war. Während er sich in seinen Schlachtberichten teilweise ganz an Archenholtz hält, sind die Bilder, die er aus dem Garnison- und Feldleben gibt, von anmutender Frische. Mit besonderer Liebe ist die Mutter des Verfassers, eine wackere Soldatenfrau, gezeichnet. Stehen die erwähnten Werke nicht unmittelbar unter dem Einfluß der französischen Memoirenliteratur, so gilt das um so mehr von den folgenden.

Von den vielen Aufschrieben und Erinnerungsbüchern, in deren Mittelpunkt die Gestalt Friedrichs II. steht, seien nur einige genannt. Die Memoiren und Tagebücher von Heinrich Alexander de Catt (herausgeg. 1884 in den Publikationen aus den preuß. Staatsarchiven), der als literarisches Faktotum des Königs mit diesem jahrelang, besonders während des Siebenjährigen Krieges 1758—1760, in fast täglichem nahen Verkehr stand und von diesen Plauderstunden reizvolle und anziehende Bilder entwirft. Ferner gehören hieher die Souvenirs d'un citoyen (1789), deren Verfasser, der Sekretär der Akademie der Wissenschaften Formey (1711—1797), einer der fruchtbarsten Schriftsteller der Zeit war und viel Beachtenswertes von dem großen König und andern berühmten Zeitgenossen zu berichten weiß. Die 1804 erschienenen Denkwürdigkeiten von Thiébault, der als Lehrer für französische Literatur an der Militärakademie wirkte und zugleich Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin war, sind betitelt: Mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin ou Frédéric le Grand, sa famille, sa cour, son gouvernement, son académie, ses écoles et ses amis littérateurs et philosophes. Par Thiébault. 5. Tom. Das unterhaltende und belehrende Werk (Deutsche Übersetzung in der Lutzschen Memoirenbibliothek) stellt besonders das Verhältnis des Königs zu Gelehrten, vorzüglich zu

französischen Gelehrten, dar und schildert Friedrich den Großen im Privatleben und in seiner Stellung zur Wissenschaft. Es bildet einen unschätzbaren Beitrag zur Kenntnis des Königs und seiner Umgebung. Werke dieser Art, die nicht bloß französisch geschrieben, sondern auch von Ausländern verfaßt sind, gehören im Grund nur durch ihren Gegenstand zur deutschen Memoirenliteratur. Das gilt nicht von den Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl zu Hessen-Kassel. Sie sind zwar französisch abgefaßt und zeugen von der französischen Bildung des Verfassers. Dieser selbst aber ist ein guter Deutscher. Sein Werk führt, wie das der Franzosen, auch in die Nähe Friedrichs des Großen. Es ist als Manuskript gedruckt und wenigstens teilweise in deutscher Übersetzung von K. Bernhardi 1866 in Kassel erschienen. Landgraf Karl, der jüngere Bruder des späteren Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen-Kassel, wurde 1744 geboren. Seine Mutter, die nach der Scheidung von dem später zum Katholizismus übergetretenen Gatten die Erziehung ihrer drei Söhne mit größter Sorgfalt überwachte und deren Charakterbildung durch einen unermüdlich und hingebend geführten Briefwechsel aufs förderſamste beeinflußte, war eine englische Prinzessin und mit dem dänischen Königshause verschwägert. Am dänischen Hofe wurden denn auch die Brüder bald heimisch, und Landgraf Karl wurde schon mit zwanzig Jahren dänischer Generalmajor, im zweiundzwanzigsten General der Infanterie und Präsident des Kriegskollegiums, und im dreißigsten dänischer Generalfeldmarschall. Er dankte diese rasche und ehrenvolle Laufbahn vor allem auch seinem durchaus edlen und lauteren Charakter, sowie seiner liebenswerten Persönlichkeit, die Klugheit mit Freimut, Umsicht mit echtem Wohlwollen verband. Vermöge dieser Eigenschaften verstand er es, sich das Vertrauen dreier Könige von Dänemark, Friedrichs V., Christians VII., Friedrichs VI., fast unausgesetzt zu erhalten. Auch die aufrichtige Zuneigung Friedrichs des Großen wußte er zu erwerben, obwohl er diesem gegenüber aus seinen religiösen Überzeugungen keinen Hehl machte. Er kam mehrfach in nähere Berührung mit dem greisen König und war vor allem während des Bayrischen Erbfolgekriegs, 1778/79, sein täglicher Tischgenosse. „Mit einer fast rätselhaften Gewalt eroberte er das verödete Herz des alten Helden, der weder in seiner Familie, noch unter seiner aussterbenden Tafelrunde, noch endlich unter

seinen Höflingen jemanden hatte, dem er sein ganzes Vertrauen schenken zu dürfen glaubte." Die Mitteilungen des Verfassers über diese Zeit gewähren daher einen tiefen Einblick in die Geschichte der letzten Lebensjahre des großen Königs. Außer diesen Abschnitten der Denkwürdigkeiten, die den Landgrafen wie den großen König von der besten und liebenswürdigsten Seite zeigen, fesseln dann besonders die Mitteilungen der Denkwürdigkeiten über die Wirren und Machenschaften am dänischen Hofe zur Struenseezeit, sowie die Beziehungen des Landgrafen zu Freimaurern, Illuminaten und dem rätselhaften Alchymisten und Wundermann St. Germain. Auch ein Besuch am Stuttgarter Hof, wo der russische Großfürst Paul eben zu Besuch weilte, bietet manchen bezeichnenden Zug. Mit dem Jahre 1784 bricht die Übersetzung der Aufzeichnungen ab, deren Rest der Veröffentlichung noch harrt. Die Vorteile einer eifrigen Beschäftigung mit dem französischen Schrifttum, die sich vor allem in einer geglätteten und geschmeidigten Darstellung zeigen, lassen sich auch bei diesen anregend und lebendig geschriebenen Denkwürdigkeiten nicht verkennen.

Unter den Memoirenwerken der Zeit sind wohl schon ihrer Verfasserin wegen am bekanntesten geworden die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Prinzessin Friedrike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth von 1709—1733". Als 1810 eine deutsche und eine französische Ausgabe dieser französisch verfaßten Memoiren der Schwester Friedrichs des Großen erschien, schienen alle die weitverbreiteten Vorurteile gegen preußische Art durch dieses Werk gerechtfertigt zu werden. Diese Schilderungen eines freudlosen Familienlebens, das der Verfasserin und dem Kronprinzen die Jugendjahre zur Qual machte, diese schonungslose Enthüllung der Roheiten, denen die Königin und ihre Kinder seitens des Königs ausgesetzt waren, gaben scheinbar denen recht, die in Friedrich Wilhelm I. nur den brutalen Korporal und Prügelmeister sahen. Und der Potsdamer Geist mit seiner polternden Bildungsfeindlichkeit, seinem knausernden und barbarischen Tyrannentum, schien in der Gestalt Friedrich Wilhelms I. für immer gebrandmarkt. Kein Wunder, daß die Geschichtsforscher, die Friedrich Wilhelm I. in seiner wahren Bedeutung für die Entwicklung des preußischen Staates erkannt hatten, gegen diese Denkwürdigkeiten die schärfsten Worte fanden und in dem Gemälde, das die Schwester

Friedrichs des Großen von ihrer Jugend und dem Hofe ihres Vaters entwarf, nur ein Zerrbild sahen ohne geschichtlichen Wert, gezeichnet von einer Frau, der Racheverlangen, Gehässigkeit und die Freude an schriftlicher Afterrede die Feder geführt habe. Erst neuerdings hat wieder eine mildere Beurteilung der Markgräfin und ihrer Denkwürdigkeiten Platz gegriffen, und besonders R. Fester hat es versucht, durch eine verständnisvolle Würdigung Wilhelminens und ihrer persönlichen Eigenart für dieses Urteil einen festen Unterbau zu schaffen. Er beleuchtet in seiner Arbeit über die Bayreuther Schwester Friedrichs des Großen die schweren Erziehungsfehler, durch die schon das zarte Kind an Leib und Seele Schaden nahm, er schildert die Treibhausluft, in der jene altkluge Frühreife gedieh, die der Entwicklung des Gemüts nur hinderlich sein konnte, er würdigt die Schwierigkeit ihrer Stellung zwischen Vater und Mutter und findet in den fürchterlichen häuslichen Szenen nach dem Fluchtversuch des Kronprinzen die Wurzeln einer nervösen Erkrankung, die der Prinzessin für immer das Gleichgewicht der Seele raubte. Auch ihre Vermählung brachte hierin keine Besserung. Die engen Verhältnisse ihres fränkischen Ländchens drohten sie zu ersticken. Ihr Stolz litt unsäglich unter der demütigenden Armseligkeit ihrer Lage. Dazu kam die bitter empfundene Untreue des Gatten und eine mit den Jahren immer zunehmende Kränklichkeit. Kann man sich da wundern, daß eine schon frühe vorhandene Neigung zu trübsinnigen Betrachtungen und Rückblicken sich zu jener galligen Stimmung steigerte, von der diese Aufzeichnungen ein so beredtes Zeugnis ablegen, daß die Fürstin während der Arbeit an ihren Denkwürdigkeiten die Herrschaft über sich selbst verlor und für die ihr zugefügten Mißhandlungen mit ihrer scharfen Zunge eine späte Rache nahm. Eine rückhaltlose, fast zynische Offenheit und Schonungslosigkeit im Urteil über die Menschen war ihr ja immer eigen, und die humorvolle Beobachtungsgabe „für unseres Herrgotts Tiergarten" war, wie Fester launig bemerkt, ein Stück ihres Wesens. Dazu spielt bei ihr auch eine künstlerische Freude an drastischer Ausmalung und komischen Wirkungen eine starke Rolle. Das muß davon abhalten, die Verfasserin immer beim Wort zu nehmen. Mannigfach mögen diese Denkwürdigkeiten in ihrem Ton und Geist auch beeinflußt sein durch die Vorbilder, die der Verfasserin bei ihrer Arbeit vorschweb-

ten. Ranke fühlt sich durch die Aufzeichnungen der Markgräfin an die Memoiren der Mademoiselle de Montpensier erinnert. Nachsicht und Milde in der Beurteilung ihrer Verwandtschaft ist allerdings keiner der beiden Damen geläufig. Beide haben „entfernt vom Hofe ihre Einsamkeit mit der Erinnerung an ihn erfüllt". Aber die eifrige Memoirenleserin in Bayreuth kannte nicht bloß dieses Werk der französischen Memoirenliteratur und hat wohl auch von den anderen manches gelernt. So gehören denn auch ihre Aufzeichnungen zu den fesselndsten Werken dieser Art. Wohl fehlt die Gliederung im großen, die geschickte Anordnung der Stoffmassen zu übersichtlichen Gruppen, aber die einzelnen Szenen sind von ungewöhnlichem dramatischen Leben erfüllt, voll Frische und Unmittelbarkeit. Wie erlebt der Leser jene furchtbaren häuslichen Stürme mit durch, die in den wilden Auftritten nach der Flucht des Kronprinzen gipfeln. Wie versteht es die Verfasserin, selbst für die endlosen höfischen Ränke, die der Plan ihrer englischen Heirat nach sich zieht, Anteilnahme zu wecken, wie anschaulich schildert sie das tägliche Leben am Hofe: morgens das Exerzieren und Schießen vor den Fenstern, dann die Tafelstunde mit ihren sehr bescheidenen leiblichen Genüssen, hierauf der Mittagsschlaf des Königs im Lehnstuhl, währenddessen strenge Stille geboten ist, dann sein täglicher Gang in die Tabagie und die langen Abende bis zu seiner Rückkehr, die die Familie mit Kartenspielen, Lesen, Musik im engsten Kreise ausfüllt. Über dem ganzen Tageslauf aber hängt drohend wie eine Gewitterwolke die unberechenbare Laune des Königs, die nur allzuoft in jähen und heftigen Zornanfällen ausbricht und zu allerlei tragikomischen Zwischenspielen Anlaß gibt, die von der Prinzessin mit besonderem Vergnügen berichtet werden. Noch derber betätigt sich ihre Freude an grotesken Schilderungen und Übertreibungen in der Beschreibung ihres Empfangs in Bayreuth. Die Schloßtreppe im Hof kommt ihr wie eine Leiter vor, der Adel, der sie bewillkommnet, besteht aus lauter Gesichtern, mit denen man kleine Kinder aus Furcht zu Bett jagen könnte, in den altmodisch gestutzten Haaren der Herrschaften erblickt sie Läuse, die ihren Stammbaum ebensohoch hinaufführen können wie ihre Inhaber, die Kleider bestehen aus Erbschaftsstücken ihrer Voreltern, dazu sind die Bedauernswerten vielfach krätzig und können sich ihrer Aussprache und Mundart wegen mit der neuen Landesmutter, der alles, was

sie sagen, wie hebräisch klingt, nur schwer verständigen. Auch sonst liebt die Prinzessin ihre Darstellung gehörig zu würzen und zu pfeffern, besonders wenn sie mißliebige Persönlichkeiten kennzeichnet, oder unangenehme Erfahrungen berichtet. Da greift sie auch gerne zu sprichwörtlichen Wendungen und Vergleichen von beißendem Sarkasmus und verblüffender Derbheit. Bei ihrem Besuch in Berlin nach ihrer Heirat wird sie bei Hof empfangen „wie die Sau im Judenhause", ein bayreuthischer Prinz, der ihren Beifall nicht genießt, hat „Augen wie ein Ferkel, ein Maul wie einen Abgrund und Zähne schwarz wie Kienruß". In seinen goldstrotzenden Kleidern sieht er aus „wie der Esel, der die Reliquien trägt". Die Herzogin von Meiningen gleicht in ihrem Putz ganz einem „Festaltar" usw. Hin und wieder zieht die Fürstin aber doch mildere Saiten auf. Und bei ihr bedeutet ein kleiner Seufzer, der ihr entschlüpft, mehr als bei empfindsamen Naturen lange, gefühlvolle Ergüsse. Überall spürt man sodann die warme Zuneigung zum Bruder durch alle Trübungen und Erkältungen ihres gegenseitigen Verhältnisses hindurch. Und auch die Liebe zum Vater ist trotz all seiner Mißhandlungen nicht ganz erloschen. Es hat etwas Rührendes, wie sie bei seinem Besuch in Bayreuth für seine gewohnte Bequemlichkeit sorgt. Mögen auch diese Denkwürdigkeiten in zahlreichen Einzelheiten unzuverlässig sein, mag die Markgräfin in ihrer herben Laune allzuoft von ihrer Umgebung Zerrbilder gezeichnet haben, es ist doch eine ausgeprägte Persönlichkeit, die aus diesen Denkwürdigkeiten zur Nachwelt spricht. In Wahrheit war die Bayreuther Schwester Friedrichs des Großen, wie Fester bemerkt, dessen alter ego in einer freien Übersetzung ins Weibliche, die Ergänzung und die Kehrseite seines Charakterbildes. Wer den großen König verstehen will, muß auch diese wahlverwandte Schwester kennen. Was den geschichtlichen Wert dieser Denkwürdigkeiten anbelangt, so wird man ihn allerdings nicht in Einzelheiten suchen dürfen, sondern in dem Gesamtbild, das sie von der Zeit Friedrich Wilhelms I. geben, und das an anschaulicher Lebendigkeit kaum zu übertreffen ist. Das Wahrste aber an diesen Memoiren ist nach dem Wort Rankes der Gegensatz der Persönlichkeiten selbst, in denen sich der Geist verschiedener Menschenalter darstellt und die hier in einer Familie schroff aufeinandertreffen.

Die geschichtlichen Werke Friedrichs des Großen, seine

Mémoires pour servir à l'histoire de Brandebourg, seine Histoire de mon temps, die Histoire de la guerre de sept ans und die Mémoires depuis la paix de Hubertusburg 1763 jusqu'à la fin du partage de la Pologne 1775, sind nicht eigentliche Memoiren im üblichen Sinn. Das Selbstbiographische tritt in ihnen völlig zurück, und Friedrich II. ist in diesen Werken ganz der Geschichtschreiber der Zeitereignisse, nur daß, mit Ausnahme des ersten Werkes, dabei der Darsteller zugleich der Haupthandelnde ist. So stehen diese Arbeiten, ähnlich wie die Darstellung des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 von Moltke, in der Mitte zwischen der Memoirenliteratur und der eigentlichen Geschichtschreibung. Die Wirkungen, die von ihnen ausgingen, erstrecken sich ausschließlich auf die letztere. Friedrich huldigte im Anschluß an die Geschichtschreibung des Aufklärungszeitalters und unter dem Einfluß seines Vorbildes Voltaire der naturgeschichtlichen Geschichtsbetrachtung. Von einer Auswirkung gewaltiger Ideen im geschichtlichen Geschehen, von einer planvollen Lenkung der Geschichte nach hohen Zielen hin, will diese Auffassung nichts wissen. Die „pragmatische" Geschichtschreibung begnügt sich in der Hauptsache damit, die Veranlassungen und Wirkungen der geschichtlichen Geschehnisse psychologisch zu erklären und auf menschliche Triebfedern zurückzuführen. Sie enthüllt die verborgenen Beweggründe, die geheimen Neigungen und Leidenschaften der Handelnden, und verfolgt die Kette der Wirkungen beflissen auf ihre ersten seelischen Ursachen zurück. Da aber zwischen den Berechnungen, dem Krafteinsatz, den Aussichten der handelnden Persönlichkeiten und den Erfolgen und Ergebnissen ihres Handelns unaufhörlich die stärksten Mißverhältnisse obwalten, so ist diese Geschichtsauffassung genötigt, nicht bloß menschliche Torheit und Verblendung als äußerst einflußreiche Posten in ihre Rechnung aufzunehmen, sondern auch dem Zufall eine entscheidende Rolle zuzuteilen. Das Wort von den kleinen Ursachen und den großen Wirkungen nimmt so auch in der Geschichtschreibung Friedrichs des Großen eine maßgebende Stelle ein, ebenso wie die „unvorhergesehenen und unberechenbaren Ursachen zweiter Ordnung". „Das Dasein der Menschen, schreibt er, hängt an einem Haar, Gewinn und Verlust einer Schlacht hängt nur von einer Kleinigkeit ab. Unsere Schicksale sind das Ergebnis einer allgemeinen Verkettung von Ursachen zweiter Ordnung, die

in der Fülle der Ereignisse, die sie herbeiführen, mit Notwendigkeit Günstiges und Verhängnisvolles bringen müssen. Die winzigsten Triebkräfte haben Einfluß auf die Schicksale großer Reiche, und wandeln sie. So treibt der Zufall sein Spiel. Er lacht der vergeblichen Klugheit der Sterblichen."

Als besonderer Ruhmestitel des königlichen Geschichtschreibers ist immer seine schlichte Wahrhaftigkeit hervorgehoben worden. Nie hat ein König, schreibt Scherer, so unparteiisch über seine Vorfahren, so offen über die Beweggründe seines Handelns, so unbefangen über seine Fehler gesprochen. Verdrehung und Entstellung der Tatsachen, absichtliche Verhüllung der Wahrheit, unwahrhaftige Beschönigung des eigenen Verhaltens liegen ihm fern. Da er keine Rücksichten zu nehmen hat, da er nicht wie Cäsar auf die augenblickliche Lage wirken, nicht wie Napoleon mit seinen Denkwürdigkeiten eine verlorene Stellung wiedergewinnen will, kann er freimütiger auch seine Fehler als Feldherr und Staatsmann eingestehen. Das entspricht auch seinem Bedürfnis, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Wenn auch in der Zeichnung und Beurteilung der Menschen seine bitteren Erfahrungen, Haß und Liebe mannigfach nachwirken, wenn besonders hier sein scharfer Sarkasmus manches tödlich treffende Geschoß abschnellt, so liegt ihm doch blinde Rachsucht fern. Er selbst erblickt nur Schwäche und Kleinlichkeit in der Unfähigkeit, seinen Feinden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dabei verschmäht er es, überall den Herold seines Ruhmes zu machen und sich an seinen Taten zu bespiegeln, ebenso wie er jene erkünstelte Bescheidenheit vermeidet, die sich selbst erniedrigt, um erhöht zu werden.

Glänzend und vorbildlich ist seine Darstellung, die sich auf gründliche geistige Beherrschung und Durchdringung des Stoffes gründet. Sie fesselt durch die Übersichtlichkeit und Klarheit der Anordnung, durch die Belebung der Erzählung mit anschaulichen und prickelnden Einzelzügen, durch die flüssige, durchsichtige, zugespitzte Sprache. Das Mühselige, Verstaubte, das die deutsche Geschichtschreibung seiner Zeit kennzeichnet, war dem König ein Greuel. Für ihn soll seine schriftstellerische Betätigung nicht eine keuchende Mühsal, sondern eine willkommene Erholung sein. Diese Beschäftigung machte ihn glücklich, solange sie währte, täuschte ihn, wie er an d'Argens schreibt, über seine gegenwärtige Lage hinweg

und gewährte ihm das, was die Ärzte lichte Zwischenräume nennen. Diese Grundstimmung spiegelt sich auch in Ton und Art seiner Darstellung. Die Sorglosigkeit in Zeit- und Zahlenangaben, die damit zusammenhängt, nimmt man dabei gern in den Kauf. Wie fein versteht er es z. B. in den Denkwürdigkeiten für die Geschichte des Hauses Brandenburg, das gerechte und unparteiische Urteil über seinen Vater in einem geistreich zugespitzten Schlußsatz von meisterhaft achtungsvoller Ironie ausklingen zu lassen: „Vorsichtig in Abmachungen, treu seinen Verpflichtungen, streng in den Sitten, scharf aufpassend auf die Sitten der andern, regierte er den Staat nach den nämlichen Gesetzen wie seine Armee. Er dachte so gut von der Menschheit, daß er annahm, seine Untertanen wären ebenso stoisch wie er selber." Wie zeugt die 1746 vollendete Geschichte des Ersten und Zweiten Schlesischen Kriegs, später Histoire de mon temps betitelt, in ihrer ersten Fassung von der rückhaltlosen jugendlichen Frische, mit der dieses ebenso lehrreiche als angenehm zu lesende Werk hingeworfen ist. Und was durch die spätere Umarbeitung des Ganzen, durch das beständige Glätten und „Lecken" dem Werke an Unmittelbarkeit verloren ging, das gewann es dafür an Strenge und Sachlichkeit der Haltung. Immer mehr schwebten dem König Cäsars Kommentarien als Muster und Vorbild vor. Die Geschichte des Siebenjährigen Kriegs ist darum von vornherein trockener und nüchterner geschrieben. Auch treten lehrhafte und auf Selbstrechtfertigung zielende Absichten deutlicher hervor. Die Darstellung der Vorgeschichte des Kriegs und das bewegte Kapital, das den Winter 1758/59 behandelt, werden stets zu den Höhepunkten des Werkes gerechnet werden. Dabei treten immer wieder Witz und Spott in ihr Recht, wie in dem Bericht von der Verleihung des geweihten Huts und Degens an Daun, oder von den jesuitischen Umtrieben in Portugal. In der Beurteilung der verschiedensten Persönlichkeiten zeigt er sich als ein Meister schneidender Kennzeichnung, während an anderen Stellen sein Empfinden erwärmend zum Durchbruch kommt und weitausschauende Betrachtungen das Ganze durchziehen.

Auch von mehreren „Auslanddeutschen" der Zeit liegen Denkwürdigkeiten vor. Besonders der spätere preußische General Christof Hermann von Manstein (1711—1757) hat ziemlich ausführliche Memoiren verfaßt. Er stand seit 1736 in russischen

Diensten, machte unter dem Feldmarschall Münnich als dessen erster Adjutant mehrere Feldzüge mit, nahm 1740 auf Münnichs Befehl die Verhaftung des Herzogs von Kurland vor und fiel bei der Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth in Ungnade. Seine Aufzeichnungen, die aus der französischen Urschrift schon bald ins Deutsche und Englische übersetzt wurden, trugen in der deutschen Übersetzung von 1771 den Titel: „Historische, politische und militärische Nachrichten von Rußland von den Jahren 1727 bis 1744, in welchem Zeitraum außer vielen wichtigen Staatsbegebenheiten auch die Kriege mit den Türken und Schweden vorkommen, welche hier ausführlich beschrieben worden sind." Das Werk geht teilweise recht ausführlich auf russische Verhältnisse und Zustände ein, zeigt sich vor allem auch über die Vorgänge bei Hof zur Zeit der Kaiserin Anna und nach ihrem Tode gut unterrichtet und ist flüssig und gewandt geschrieben. Das gleiche gilt von einem andern Memoirenwerk, das den nämlichen Zeitraum der russischen Geschichte umfaßt. Es sind die Denkwürdigkeiten des Grafen Ernst von Münnich, des Sohnes des Feldmarschalls v. Münnich. Sie gehören zu den besten Quellen für die Zeit der Kaiserin Anna (1730—1740) und ihres allmächtigen Günstlings Biron, des Herzogs von Kurland, für dessen kurze Regentschaft und seinen Sturz durch den Feldmarschall von Münnich, sowie für die Herrschaft der Regentin Anna Leopoldowna bis zum Jahr 1741. Schlicht und klar werden die damaligen Verhältnisse wie die maßgebenden Persönlichkeiten geschildert. Vor allem die Vorgänge beim Sturz des Herzogs von Kurland sind teilweise geradezu spannend erzählt. Münnich setzt sich dabei mehrfach mit der Darstellung Mansteins auseinander, dessen Auffassung er keineswegs immer teilt. Eine Neuausgabe der Denkwürdigkeiten, deren Urschrift in deutscher Sprache abgefaßt war, ist 1896 erschienen. Auch die Zarin Katharina II. ist als deutsche Prinzessin hier aufzuführen mit ihren französisch geschriebenen Erinnerungen, die in deutscher Übersetzung u. a. auch in der Lutz'schen Memoirenbibliothek erschienen sind. Was die Herrscherin hier vom Zarenhof, von ihren Erlebnissen als Kronprinzessin, von ihrer üblen Ehe mit Peter III. bis zu dessen Thronentsagung und Tod berichtet, ist voll dramatischen Lebens, bekundet eine bemerkenswerte Offenherzigkeit, und liest sich teilweise so spannend wie ein Roman.

Aus der Zeit und dem Bereich französischer Einflüsse stammt auch eine Selbstbiographie, die, obwohl deutsch geschrieben, doch mannigfach die Spuren französischer Vorbilder trägt. Das Geschick ihres Verfassers und der Name Friedrichs des Großen sind aufs engste miteinander verflochten. Dieses Umstands wegen und weil Freiherr Friedrich von der Trenck zu den eigenartigsten Gestalten jener Zeit gehört, hat sich das Werk von jeher besonderer Volkstümlichkeit erfreut. Geboren 1726 zu Königsberg in Preußen wurde der junge Trenck von seinem Vater, einem preußischen Kavallerieoffizier mit achtzehn Narben, schon frühe zum Soldaten erzogen. „Mein Vater war, schreibt er in seiner Lebensbeschreibung, durchaus Soldat. Tapfer und ehrgeizig sollten alle seine drei Söhne werden. Wenn demnach einer den andern schimpfte oder beleidigte, so durften wir nicht mit den Haaren raufen. Es geschah eine förmliche Aufforderung mit hölzernen Säbeln, die mit Leder überzogen waren. Und der Alte sah lächelnd zu, wie wir uns herumsäbelten, eben hiedurch aber in den Fehler gerieten, Händel zu suchen, um bei jedem Siege gepriesen zu werden. Diese Rachsucht hat mir und meinen Brüdern große Widerwärtigkeiten verursacht. Überall waren Händel, wo ich mich einmischte und wo lästige Streiche gespielt wurden, wo man mit verkleideten Gespenstern das Gesinde schreckte, oder wo Zucker und Obst genascht wurde. Hiedurch übte ich mich auch in listigen Ausflüchten und geriet durch Notlügen in den Geschmack, anderen Leuten eine Nase zu drehen oder auch die Wahrheit listig zu bemänteln. Die ganze Grundlage meiner Erziehung war auf Ehrgeiz, Lob und Tadel gegründet. Und weil geschwinde Begriffe und unausgesetzte Arbeit mich früher klüger machten als alle Jünglinge, die ich zum Umgange fand, weil ich mich von allen Menschen loben und von vielen bewundern sah, so geriet ich unvermerkt aus der Eigenliebe in einen Stolz, in eine gewisse Menschenverachtung und Tadelsucht, die mir bis zum grauen Haar angeklebt hat und viele Händel in der Welt verursacht." In der Tat, Trenck zog sich häufig genug Unannehmlichkeiten zu, denen Überlegung und Besonnenheit leicht hätten ausweichen können. Auch seine unbegrenzte Eitelkeit und Prahlerei schadeten ihm stets von Neuem und erklären manche der seltsamen Schicksalswendungen, an denen sein Leben so reich war. Nachdem er nämlich 1742 in preußische Kriegsdienste getreten und beim Ausbruch des Zwei-

ten Schlesischen Kriegs 1744 Ordonnanzoffizier Friedrichs des Großen geworden war, erfolgte plötzlich, auf Befehl des Königs, seine Festsetzung auf der Festung Glatz. Er schreibt seine Gefangensetzung dem Verdachte zu, daß er mit seinem Vetter Franz v. der Trenck, dem verschlagenen, grausamen Pandurengeneral in österreichischen Diensten, in geheimem Einverständnis gestanden sei. Wahrscheinlich ist, daß das zarte Verhältnis, das ihn mit der Schwester Friedrichs des Großen, Amalie, verband, den König zu seinem Vorgehen veranlaßte. Jedenfalls war Trenck nicht der Mann, die Entwicklung der Dinge ruhig abzuwarten und sein Schicksal geduldig hinzunehmen. Nachdem ihm ein tollkühner Ausbruchsversuch, den er am hellen Tag mit dem Degen in der Faust mitten durch die Schildwachen hindurch unternahm, gescheitert war, begann er neue Fluchtpläne zu schmieden, und am Christabend 1746 gelang es ihm in der Tat, zu entkommen. Er wandte sich zunächst nach Königsberg, dann nach Wien und Nürnberg, und trat hierauf in das russische Heer ein. Nach dem Tode seines Vetters, des Pandurengenerals v. der Trenck, der ihn zum Haupterben eingesetzt und ihm dadurch eine Unzahl von Prozessen um die Erbschaft mit aufgehalst hatte, siedelte er nach Österreich über, wo er 1749 Rittmeister bei einem Kürassierregiment wurde. Als er aber 1754 in Erbschaftsangelegenheiten Danzig besuchte, wurde er hier verhaftet und nach Magdeburg in ein Gefängnis auf der Sternschanze verbracht, in dem er bis 1763 schmachten mußte, da alle seine kühnen und abenteuerlichen Fluchtversuche, die er in seiner Selbstbiographie überaus lebendig beschrieben hat, scheiterten. Nach dem Siebenjährigen Krieg setzte Maria Theresia bei Friedrich dem Großen die Freilassung ihres Rittmeisters durch, der nun zunächst in Wien und nach zwei Jahren in Aachen sich niederließ, wo er die Tochter des dortigen Bürgermeisters heiratete, einen Handel mit ungarischen Weinen anfing und sich als Zeitungsleiter und -schriftsteller betätigte. Aber geschäftliche Verluste und zahlreiche Anfeindungen, die sich der Streitlustige zuzog, veranlaßten ihn, sich auf seine ungarischen Güter zurückzuziehen. Dort war er als Landwirt und Schriftsteller tätig, und verfaßte u. a. auch seine berühmte Selbstbiographie. Nach Friedrichs Tode durfte er wieder nach Preußen zurückkehren, bekam Ersatz für seine eingezogenen Güter und lebte in der Folge zuerst in Berlin und Königsberg, und dann

wieder auf seinen ungarischen Gütern. Der Ausbruch der Revolution lockte den unsteten Mann, der sich auch als ein Opfer der Tyrannenwillkür fühlte, nach Paris. Dort aber ereilte den Fürwitzigen sein Schicksal. Er wurde den Männern des Schreckens verdächtig und endete 1794 unter der Guillotine.

Die „Merkwürdige Lebensgeschichte des Friedrich Freiherrn v. der Trenck, von ihm selbst als ein Lehrbuch für Menschen geschrieben, die wirklich unglücklich sind oder noch gute Vorbilder für alle Fälle zur Nachfolge bedürfen", trägt den bezeichnenden Wahlspruch: Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo, ist dementsprechend von einem Geist leidenschaftlicher Selbstbehauptung und Selbstrechtfertigung erfüllt und läßt die Hauptzüge in der Sinnesart des Trenck, sein prahlerisches Draufgängertum, seine unbesonnene Ruhmredigkeit, seine streitsüchtige Eitelkeit, seine aufgeregte, rücksichtslose Eigenliebe sehr deutlich hervortreten. Der kulturgeschichtliche Ertrag der Aufzeichnungen ist wohl nicht allzu reich, wenn man von den gelegentlichen Einblicken in das preußische Heerwesen jener Zeit absieht, dagegen sind, zumal die Fluchtversuche des Helden mit großer Lebendigkeit erzählt und die Beschreibungen seines Gefangenenlebens oft durch reizvolle kleine Züge belebt, wie die Berichte von dem angenehmen Zeitvertreib, den er sich durch das Gravieren zinnerner Trinkbecher mit einem Brettnagel verschaffte, und von seiner Freundschaft mit einer zutraulichen und anhänglichen Maus, die auf seinen Pfiff hörte. Die Vermutung, daß das geistige und seelische Gleichgewicht Trencks durch die Einkerkerung nicht unerheblich gelitten habe, scheint allerdings durch manches, was er von sich selbst erzählt, eher bestätigt, als widerlegt zu werden. Der Ruf eines Hexenmeisters ging ihm jedenfalls über alles, und auch in seiner Aachener Zeit kann er nicht davon lassen, die Händel, in die er besonders mit der katholischen Geistlichkeit verwickelt ist, noch dadurch zu verschärfen, daß er alles tut, um sich in den Geruch eines richtigen Schwarzkünstlers zu setzen, der z. B. auch schußfest ist und die Kugeln mit dem Ärmel auffangen kann. So ist es keine feingeprägte, zartfühlende Natur, mit der die Selbstbiographie Trencks bekannt macht, aber eine leidenschaftlich zähe, widerstandsfähige, stürmisch aufschäumende Persönlichkeit, der sich zwar oft bei ihren Rückblicken durch die heftige Erregung der Seele das Bild der Wirklichkeit sehr stark verschiebt,

die aber dann durch die Rückhaltlosigkeit, mit der sie sich gibt und mitteilt, doch wieder fesselt. Es trifft in gewissem Sinn auch auf Trenck zu, was Carlyle anläßlich seiner Kennzeichnung Cagliostros sagt: „Die Geschichte eines originellen Menschen ist stets wert, daß man sie kenne. Der in einem mit uns gleichgeschaffenen Wesen verkörperte Wille ist etwas so Prächtiges, daß wir herbeilaufen, um Zeugen aller seiner Kundgebungen zu sein." Friedrich v. der Trenck, der wahrhaftig kein sanftmütiger Duckmäuser war, nimmt sich verhältnismäßig zahm, lenksam und gefühlvoll aus neben seinem oben erwähnten Vetter, dem Pandurengeneral Franz v. der Trenck, der ebenfalls sein „Merkwürdiges Leben und Taten" bis zum Ende des Jahres 1745 selbst beschrieben hat. Der 1714 als Sohn eines österreichischen Obersten geborene Wildling, der in seiner verblüffenden moralischen Vorurteilslosigkeit und dem unbekümmerten Einsetzen der eigenen Persönlichkeit an die ungebändigten Gewaltmenschen der Renaissance erinnert, erzählt zuerst von seiner abenteuerreichen Jugend, die ihm wilde Raufereien, lebensgefährliche Unfälle und rohe Liebeshändel in überreicher Fülle bringt. Dann erfährt man von den Taten des skrupellosen Parteigängers im Kampf mit Räubern, und bei verschiedenen Feldzügen, wo der herkulisch Gebaute bald selbst übel zugerichtet wird, bald auch an den Feinden die den Türken abgelernte Fertigkeit erprobt, Menschenköpfe wie Rüben herunterzumähen. Im russischen Heer kämpft er 1736 und in den folgenden Jahren gegen die Türken, wird aber wegen tätlicher Angriffe auf Vorgesetzte zweimal zum Tod verurteilt und schließlich aus Rußland verwiesen. In österreichischen Diensten führt er sodann im Erbfolgekrieg 1741 ff. ein von ihm errichtetes Pandurenkorps, das er durch eigenhändiges Dreinhauen und Kopfabschlagen in der Zucht hält, gegen Franzosen und Preußen. Die Lebensbeschreibung soll vor allem auch Zwecken der Selbstrechtfertigung dienen, denn Trenck wie seine Panduren genossen bei den Zeitgenossen einen üblen Ruf als Plünderer, Räuber und Mordbrenner. Trotzdem tritt in der Selbstbiographie, in der es an trockenen, ermüdenden Abschnitten nicht fehlt, dem Leser das Bild des wüsten, rohen, beutegierigen, tollkühnen Pandurenführers lebensecht entgegen.

Die deutsch verfaßten Aufzeichnungen der beiden Trenck bilden Ausnahmen. Im allgemeinen bedient sich der Adel und bedienen sich

teilweise auch Diplomaten und Staatsmänner bis ins 19. Jahrhundert herein gerne der französischen Sprache für Memoiren und Denkwürdigkeiten. Es seien nur die 1789 verfaßten Memoiren der aus dem Leben des Dichters Lenz bekannten Frau von Oberkirch erwähnt, die 1913 in deutscher Übersetzung erschienenen Erinnerungen der Gräfin Lulu von Thürheim (1788—1852), welche fesselnde Einblicke in die Welt des österreichischen Adels gewähren, die Aufzeichnungen der Fürstin Anton von Radziwill (Prinzessin Luise von Preußen): „Fünfundvierzig Jahre aus meinem Leben. 1770—1815." Auch der Memoiren des bayerischen Ministers Montgelas, der Denkwürdigkeiten Metternichs und anderer Werke der Zeit, die sich der französischen Sprache bedienen, sei gedacht.

Unter den französisch geschriebenen Werken dieser Art nehmen die Lebenserinnerungen von Joh. Christ. von Mannlich (1741 bis 1822) eine bedeutsame Stelle ein. Sie sind 1910 in deutscher Übersetzung von E. Stollreither unter dem Titel: „Ein deutscher Maler und Hofmann" herausgegeben worden. Mannlich wuchs im Dunstkreis des Pfalz-Zweibrückenschen Hofes heran und stand als Künstler und Hofmann im Dienste dreier regierender Fürsten, der Herzoge Christian IV. und Karl II. August von Pfalz-Zweibrücken, sowie Maximilians IV., Josephs, Kurfürsten von Pfalz-Bayern, unter dem er Galeriedirektor in München und Leiter des bayerischen Kunstkomitees wurde, das über wichtige Angelegenheiten der Kunstsammlungen zu entscheiden hatte. Mannlich hielt sich mehrfach in der Zeit Ludwigs XV. länger in Paris auf, vollendete in Italien, besonders in Rom und Florenz, seine Ausbildung als Künstler, spielte am pfälzischen Hofe eine nicht unbedeutende Rolle und erlebte den Zusammenbruch der dortigen Herrlichkeit, sowie die Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen 1793 und 1794, endlich auch die napoleonische Zeit. So sind seine Erinnerungen sehr reich an fesselnden Bildern der verschiedensten Art. Er weiß von der Kaiserkrönung Josephs II. in Frankfurt, von der Wahl des Papstes Clemens XIV., vom Pariser Leben unter Ludwig XV., von der römischen Kunst in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, von den phantastischen Bauten und Vergnügungen des Herzogs Karl II. August von Pfalz-Zweibrücken fesselnd zu erzählen. Besonders der fürstliche Absolutismus im letzten Drittel des

18. Jahrhunderts wird von ihm äußerst anschaulich geschildert, so daß sein Werk für die Sittengeschichte jener Zeit eine unschätzbare Quelle bildet. Eine bunte Reihe von Landschaften, Städten und Gestalten zieht am Auge des Lesers vorüber. Man lernt den französischen Maler Boucher sowie Raphael Mengs ebenso kennen, wie den Philosophen Diderot oder den Jakobischen Kreis in Düsseldorf und eine lange Reihe von Persönlichkeiten aus der vornehmen Gesellschaft jener Zeit. Besonders eingehend und anmutig berichtet er von seinen Beziehungen zu Gluck in Paris, Zweibrücken und Mannheim, und die Gestalt des großen Musikers wird durch diese auf engste Bekanntschaft mit ihm begründete Darstellung besonders lebendig. Schon allein diese Abschnitte sichern dem reichhaltigen Werke die Beachtung, die es unter den Denkwürdigkeiten der Zeit verdient.

Drittes Kapitel.

Vertiefung und Bereicherung der Selbstbiographie durch Pietismus und Aufklärung.

Während in den höheren Ständen Deutschlands im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts eine französisch geschriebene, von französischen Vorbildern beeinflußte Memoirenliteratur sich entfaltete, fuhren die bürgerlichen Kreise fort, sich in ihren selbstbiographischen Aufzeichnungen wie im 16. Jahrhundert der deutschen Sprache zu bedienen. Freilich was das 17. Jahrhundert an bürgerlichen Selbstbiographien hervorbrachte, erträgt nur in seltenen Fällen den Vergleich mit den saft- und kraftvollen Werken der vorhergehenden Zeit. Auf dem Gebiet der Selbstbiographie bringt das Jahrhundert des großen Kriegs einen betrüblichen Rückschlag. Er hängt mit dem Niedergang des selbstbewußten, wagemutigen, weltaufgeschlossenen, lebenstüchtigen Bürgertums des Reformationsjahrhunderts eng zusammen und ist in vielerlei Ursachen politischer, religiöser und wirtschaftlicher Art begründet. Der Dreißigjährige Krieg, der jenen Niedergang besiegelte, machte dann vollends den stolzen Bürger zum ängstlichen Untertanen. Die tätige Mitwirkung am öffentlichen und politischen Leben erlosch immer mehr. An ihre Stelle

trat stummer Gehorsam und die Gewohnheit, sich ergeben in das zu schicken, was von oben verfügt wurde. In den kümmerlichen, dürftigen Lebensverhältnissen verengte sich der Gesichtskreis, schrumpfte das Selbstgefühl der Persönlichkeit immer mehr zusammen, und allmählich wurde es zum obersten Gebot der Lebensweisheit, fürsichtig und still zu wandeln und möglichst wenig über den nächsten Kreis des Berufes und der Familie hinauszublicken. Wo sich noch ein Hunger nach höheren Lebensgefühlen erhalten hatte, da machte er sich meist Luft in Ausschreitungen der Phantasie, sei es nun mystisch grüblerische Selbstversenkung, sei es ekstatisch fromme Erregtheit, seien es Enthüllungen und Entrückungen. Dabei bekam dieses religiöse Treiben seine besondere Würze durch den Argwohn, womit die bestellten Diener der Kirche solchen Erlebnissen und Betätigungen gegenüberstanden.

All diese Wandlungen der Lebensart spiegeln sich auch in der Selbstdarstellung, die im Vergleich zu den saftvollen Erzeugnissen des 16. Jahrhunderts meist recht bläßlich und blutarm anmutet. Vielfach tragen diese Werke die Mängel ihrer Zeit, würdelose Unterdiensthäftigkeit, kurzatmige Engbrüstigkeit, eigensinnige, rechthaberische Kleinlichkeit in unerfreulicher Weise zur Schau. Sie wissen auch mitunter viel von besonderen religiösen Erfahrungen und Offenbarungen zu melden, wie die mannigfachen Mystiker, Seperatisten und späterhin Pietisten, die sich für die Mißlichkeiten des äußeren Daseins durch die Flucht in die Höhen und Tiefen inneren Erlebens zu entschädigen suchen. Von den verschiedenen Formen der Selbstdarstellung erhält sich zunächst in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Haus- und Familienchronik. Freilich zeigt sie kein sehr achtunggebietendes Gepräge. Weder die Aufzeichnungen des Augsburger Stadtbaumeisters Elias Holl (1573—1646), noch die chronikartige Lebensbeschreibung des evangelischen Pfarrers Barthol. Dietwar (1592—1670), noch das Tagebuch des Rektors Jakob Thomasius (1622—1662), oder die Hauschronik des Buchhändlers und Kaufmanns Philipp Münch (1663—1743) gehen auf die geistige Entwicklung ihrer Verfasser ein. Sie sind sich gleich in der Enge ihres Gesichtskreises und der Dürftigkeit ihres geistigen Gehalts. Auch die Nöte des großen Kriegs haben außer den simplizianischen Schriften, die doch wohl viel Selbsterlebtes enthalten, nur spärliche und bescheidene

selbstbiographische Aufschriebe veranlaßt. Vor allem fühlten evangelische Pfarrer häufig in den Wirren des Kriegs das Bedürfnis, ihr und ihrer Gemeinden schweres Erleben der Nachwelt zum Gedächtnis niederzuschreiben. So verfaßte der Pfarrer von Heubach in Thüringen, Martin Böttinger, seinen Lebenslauf mit ergreifenden Mitteilungen über seine Erlebnisse während des 30jährigen Kriegs. So zeichnete der Prediger Christof Thodänus seine und seiner Gattin Errettung bei der Einnahme und Zerstörung Magdeburgs 1631 auf. So beschreibt Johann Valentin Andreä in seinen Threni Calvenses die Leiden der Stadt Calw während des Kriegs, die auch die seinigen waren. Allmählich erwacht dann da und dort wieder eine, wenn auch bescheidene Lebenszuversicht. Es beginnt eine stärkere Teilnahme für das Leben sich zu regen. Der nächste Umkreis des Einzeldaseins, besonders die Angelegenheiten der Familie und des Berufs fangen wieder an, einer eingehenderen Darstellung für wert erachtet zu werden. Der Wert des Reisens für die Hebung und Bereicherung des Lebensgefühls wird nachdrücklich empfunden und hervorgehoben. Von den Künsten spielt die Musik als die innerlichste eine größere Rolle. So fehlt es denn nicht an zahlreichen Musikerselbstbiographien aus dieser Zeit, von denen sich freilich keine zu höherer literarischer Bedeutung erhebt. Sie lassen überall den Druck und die Beengung erkennen, worunter das damalige Geschlecht stand. Sonst sind es bezeichnenderweise meist Pfarrer, die ausführlichere und zusammenhängende Aufzeichnungen über das eigene Leben hinterließen. Da ist die eigene Lebensbeschreibung des Superintendenten J. Fr. Reinmann in Hildesheim (1668—1743). Der Leser lernt daraus das Urbild eines braven, zahmen, frommen, an Beruf und Familie treu hingegebenen, gelehrten Stubenhockers kennen, der täglich 12 bis 14 Stunden in seiner Studierstube saß, in seinen Predigten und Christenlehren die Gemeinde beweglich zur Frömmigkeit mahnte, ein Buch um das andere schrieb und in Jahren oft nicht ein einziges Mal vor das Stadttor hinauskam. Andere, wie der später im Fränkischen angestellte Pfarrer J. L. Hocker (1670—1746), der u. a. zwanzig Jahre Helfer in Crailsheim war, sahen wenigstens in jüngeren Jahren etwas von der Welt, ehe sie sich in die Enge ihres kleinbürgerlichen Lebens verkrochen. Hocker machte als Ansbachischer Bataillonspfarrer mehrere Feldzüge gegen die Franzosen

am Rhein und in Holland mit, und weiß von den Gefahren und Erlebnissen dieser Kriege sehr lebendig und anschaulich zu berichten. Auch sieht er sich das Leben und Treiben in den großen Städten Hollands aufmerksam an, und nicht ohne tiefere Eindrücke davon zu erhalten. Sehr wichtig ist ihm sein Pfarramt, und er verfehlt nicht, von seinen seelsorgerlichen Erfahrungen manche Einzelheit mitzuteilen, die ihm der Aufzeichnung wert scheint und seinem pfarrerlichen Selbstgefühl wohltut. Trotzdem er immerhin einen weiteren Blick besaß als wohl die meisten seiner damaligen Amtsbrüder, war er doch im Grunde auf den Gesichtskreis seines Berufes beschränkt, ein braver, eifriger Pfarrer, aber kein unbefangener, weitherziger, vorurteilsloser Mensch.

In vielem ist ihm hierin Friedrich Lucä (1644—1718) ähnlich, dessen Selbstbiographie ebenfalls bezeichnend ist für den Geist, der im 17. Jahrhundert die Selbstdarstellung in Deutschland beherrscht. Lucä wirkte als Hofprediger in Brieg, kam dann als Geistlicher nach Liegnitz und wurde weiterhin Hofprediger in Kassel. Er stand mit Leibnitz in Briefwechsel. Die Freude der Zeit an geziertem und pompösem Ausdruck teilt auch er. Von einem bei Hofe wohlgelittenen Geistlichen berichtet er, daß er beim Herzog „im Gnadenschoß ruhe", und wie sich bei ihm die Neigung zu einer ehrbaren Dame regt, schreibt er, „daß die Ströme keuscher Liebe sein Herz erfüllen bis zum Überlaufen". Dabei ist ihm die untertänige Höflichkeit der Zeit weithin zur andern Natur geworden, und er versäumt es nicht, seine Schriften hochmögenden Personen zu widmen, um Gegengeschenke zu erhalten. Sein „Besänftigtes Tränenauge", eine Lobschrift auf die verstorbene Landgräfin Hedwig Sophie, widmete er der Königin von Dänemark. Sie fand bei dieser große Gnade, und die Königin ließ zum Beweistum dessen dem Verfasser zwei vergoldete Tischbecher, fünfzig Taler wert, präsentieren. Dabei ist Lucä ein wohlunterrichteter Mann, der besonders auf seinen Reisen die Augen offen hat, die Menschen und ihr Treiben beobachtet, die Gegenden und Städte miteinander vergleicht und so manchen wertvollen Einblick in die kulturgeschichtlichen Zustände der Zeit gewährt. In Sachen des Glaubens und der Sitte versteht der eifrige und in seiner Art wohlmeinende Kirchenmann keinen Spaß und tritt besonders den modischen Ausartungen der Zeit mit Gewicht und Nachdruck entgegen. So hält er es der Erwähnung

in seiner Selbstbiographie nicht für unwert, daß er einst der Tochter eines Forstrats, die sein Auge durch einen allzukühnen Haaraufbau beleidigte, auf offenem Wege zu ihrer Beschämung dieses Kunstwerk zerstörte, indem er ihr unsanft mit der Hand über den Kopf fuhr, und ein andermal bedeckte er einer tief ausgeschnittenen Dame den Busen mit einem Taschentuch, ehe er ihr das Abendmahl reichte.

An geistiger und literarischer Bedeutung werden all diese Werke erheblich überragt durch die Selbstbiographie des württembergischen Theologen Johann Valentin Andreä (1586—1654). Sie ist in lateinischer Sprache verfaßt (deutsche Übersetzung in den Selbstbiographien berühmter Männer von David Christ. Seybold, Bd. 2, 1799) und gehört zu den merkwürdigsten Urkunden des 17. Jahrhunderts und seiner Kultur. Zugleich wird in diesem Werk das Bild des ungewöhnlich vielseitigen und gedankenreichen, geist- und widerspruchsvollen Theologen und Kirchenmanns lebendig, der eine rege und ersprießliche Wirksamkeit entfaltete, die weit über den Bereich seiner schwäbischen Heimat hinaus sich erstreckte. Gegenüber den selbstbiographischen Aufzeichnungen des 16. Jahrhunderts mit ihrer Formlosigkeit und ihrer unfreien Gebundenheit an den Stoff ist hier ein in planvoller künstlerischer Darstellung erfahrener Schriftsteller am Werke. Dazu beherrscht die Absicht der Selbstrechtfertigung nachdrücklich und bewußt das Ganze, und der Enkel Jakob Andreäs sucht mit besonderem Eifer die Vorwürfe zu entkräften, die die Echtheit seiner unverfälscht lutherischen Gesinnung anzuzweifeln unternahmen. In der Tat fehlte es dem eifrigen Manne nicht an Feinden aller Art, die er sich durch die „Freiheit seines Geistes, seiner Zunge, seines Urteils" gemacht hatte; daß sie nach seinem Tode nicht seine unschuldige Asche schmähen, und um seinen Schatten vor Ungerechtigkeiten zu schützen, legte Andreä dieses Gemälde seines Glaubens und Lebens an. Als echter Nachfahre der leidenschaftlichen lutherischen Streittheologen bewährt er sich in der Tat in seinen gereizten Ausfällen gegen seine Gegner und in seinem etwas pomphaften sittlichen Pathos. Dagegen zeigt er sich als Sohn der schwulstigen Barockzeit in seiner unterwürfigen Höflichkeit gegen die Großen, wie seinen Gönner den Herzog August von Braunschweig. Die Zueignung seiner Selbstbiographie an diesen Fürsten schließt: „Das Lob deiner Gnade will ich vor dem Richterstuhle Christi, im Angesicht aller heiligen Streiter, namentlich auch eines

Luthers, Brenz, Andreä, Arnd, Hafenreffer, Gerhard und anderer treuer Hirten der göttlichen Heerde gegen die Eitelkeitskrämer, Schwätzer, Bauchpfaffen, pseudoevangelische Feueranbläser, Böcke und Schweine niederlegen. Lebe wohl du Krone der Fürsten!" Daneben beweist der wohl auch infolge seiner angegriffenen Gesundheit stets etwas gereizte und leidenschaftliche Mann eine ungewöhnliche Aufgeschlossenheit für alle möglichen Lebens- und Wissensgebiete. Unaufhörlich erweitert er auf Reisen, durch Studium und im Verkehr mit bedeutenden Männern seinen Gesichtskreis, kämpft gegen das kleinstädtische Wesen seiner Umgebung und bekundet in seiner Schätzung der Kunst, der Leibesübungen eine wahrhaft weltmännische Haltung. Wenn seine Frömmigkeit einen stark mystischen Einschlag zeigt, so steht doch der Gedanke, durch Kirchenzucht, durch gemeinnützige und wohltätige Veranstaltungen volkserzieherisch zu wirken, jederzeit im Mittelpunkt seiner unermüdlichen Tätigkeit, und gerade seine Selbstbiographie führt die Enttäuschungen und Kämpfe, die dem zähen Streiter für seine Ideale in seinem opferwilligen Wirken beschieden waren, in lebensvoller Unmittelbarkeit vor Augen. Dabei kommt sein zugespitzter Stil, seine feinabgestufte Sprache, „die sich in ihrem eigenen Überfluß ergeht", auch in dieser Selbstbiographie kräftig zur Geltung. Man sieht den Mann lebendig vor sich, „den, nach seinen eigenen Worten in der Einleitung zur Lebensbeschreibung, Armut aus seinem Hause trieb, und fremde Gunst aufnahm, den das Unglück umherschleuderte und die Stütze der Wissenschaften erhielt, Verleumdung niederdrückte und Freundschaft unterstützte, die Heuchelei verachtete und Aufrichtigkeit beseelte, den Arbeit übte, die Kenntnis seiner selbst in Schranken hielt, Freiheit empfahl, Ruhe sättigte, den sein schwächlicher Körper beschwerte, der Geist aufrichtete, der Hof erhub, die Kirche empfing, Gott schützte, Christus entflammte, der heilige Geist leitete, das Christentum nicht verschmähte, die Welt verbannte, der Himmel aufnahm". Auch ein Gottfried Keller konnte sich dem eigentümlichen Reiz dieses seltsamen Werkchens nicht entziehen. In der Büchersammlung der schönen Luzie im Sinngedicht fehlt unter den eigenen Lebensbeschreibungen und Briefsammlungen vielerfahrener und ausgezeichneter Leute auch die Selbstbiographie Joh. V. Andreäs nicht. Keller beschreibt dort auch den Eindruck, den das Werk und sein Verfasser auf ihn machten, in

feiner schalkhafter Weise: „In den Aufzeichnungen des lutherischen Theologen und Gottesmannes Johannes Valentin Andreä, schreibt er, rauchte und schwelte der Dreißigjährige Krieg. Ihn bildeten Not und Leiden, hohe Gelahrtheit, Gottvertrauen und der Fleiß der Widersacher so trefflich durch und aus, daß er zuletzt auf der Höhe kirchlicher Ämter stehend, ein nur in Latein würdig zu beschreibendes Dasein gewann. In seinem Hause verkehrten Herzoge, Prinzessinnen und Grafen; er mehrte und verzierte das gedeihlichste Hauswesen trotz der Bosheit, mit welcher eine neidische Verwaltung stets seine Besoldungen verkürzen wollte. Endlich kaufte er sogar zwei kostbare Uhren, ‚die der Künstler Habrecht gemacht hatte', und einen herrlichen silbernen Pokal, welchen vordem der Kaiser Maximilian II. seinem Großvater zum Gnadenzeichen geschenkt und die Ungunst der Zeiten der Familie geraubt. Aber dem hochwürdigen Prälaten erlaubt das Wohlergehen, das Ehrendenkmal wieder an sich zu bringen und aufzurichten. Als er zu sterben kam, empfahl er seine Seele inmitten von sieben hochgelehrten, glaubensstarken Geistlichen in die Hände Gottes. Unlang vorher hatte er freilich den letzten Abschnitt seiner Selbstbiographie mit den Worten geschlossen: Was ich übrigens durch die tückischen Füchse, meine treulosen Gefährten, die Schlangenbrut, litt, wird das Tagebuch des nächsten Jahres, so Gott will, erzählen. Gott schien es nicht gewollt zu haben." Viel von der Gereiztheit Andreäs erklärt sich aus dem Widerstand, der seinem plänereichen, regsamen, hochgestimmten Geist aus der engen Kleinlichkeit seiner beschränkten Umgebung erwuchs. Auch sonst erscheinen solche Reibungen als das bezeichnende Los der kräftigeren, eigenwüchsigeren Naturen, zumal in diesem kümmerlichen Abschnitt deutscher Geschichte.

Da tröstet sich wohl mancher über die beklemmende Eingeengtheit der Mannesjahre, wenigstens mit der Erinnerung an hochgemute, wechselvolle, abenteuerreiche Lehr- und Wanderjahre, wie der unbekannte, 1702 in Steinau in Schlesien geborene Verfasser des biederen Büchleins „Der reisende Gerbergeselle" (1751), das teilweise eine Art von Reisehandbuch für wandernde Handwerksburschen darstellt, oder wie vor allem der Barbier und Chirurg Johann Dietz. Seine Selbstbiographie wurde im Jahre 1915 aus einer alten Handschrift der Kgl. Bibliothek zu Berlin erstmals von E. Consentius in Druck gegeben und

erschien bei Langewiesche unter dem Titel: „Meister Johann Dietz erzählt sein Leben, was er als preußischer Feldscher in Ungarn wider die Türken, als Schiffsarzt mit holländischen Walfischfängern am Nordpol, auf Reisen in deutschen Landen als Barbier und Chirurg mit Räubern und Jungfern, Soldaten und Gespenstern, endlich daheim mit zweien Ehefrauen erfahren, und also auf dieser Welt insgesamt hat leiden müssen." Diese Aufzeichnungen eines ungelehrten Mannes, der gleichwohl über eine ausgebreitete Weltkenntnis verfügte, knüpfen in ihrer frischen Ursprünglichkeit wieder an die besten Selbstbiographien des 16. Jahrhunderts an, denen sie an volkstümlich derber Anschaulichkeit nicht nachstehen. Johann Dietz, der 1666 als Sohn eines Seilermeisters in Halle zur Welt kam und 1738 in einem Alter von zweiundsiebzig Jahren ebendort verstarb, hatte ein gut Stück Welt gesehen. Nachdem er seine Lehrzeit als Barbier vollendet und sich in Spandau und Berlin umgesehen hatte, zog der achtzehnjährige Bursche mit der brandenburgischen Artillerie über Schlesien nach Ungarn, um dem Kaiser gegen die Türken zu helfen. Hatte er schon in der Heimat während seiner harten Lehrzeit, als eine große Pest Halle heimsuchte, und in Berlin als Barbiergeselle manches Abenteuer bestanden und manchen Puff bekommen, jetzt im Krieg erlebte er vollends des Neuen und Seltsamen genug. Schon auf dem Marsch zum Kriegsschauplatz lernt er allerlei Quartiere kennen, dann in Ungarn treten alle Greuel des Krieges in den Gesichtskreis des Feldschers, und oft denkt er: „daß Gott erbarm, geht es hier so zu? Wärest du davongeblieben, wie dich dein Vater gewarnt hat." Aber Dietz ist nicht so leicht zu verblüffen. Einst, als er noch zu Hause war, hatte er bei der Hochzeit seiner Schwester beim Zerlegen des Truthahns, da er ein wenig Wein im Kopf hatte, sich den Daumen glatt abgehauen, daß er im Braten liegen blieb und, wie der Erzähler vermutet, ohne Zweifel von den Gästen aufgefressen wurde. Er aber hatte rasch ein Serviett um Finger und Hand gewunden und sich nichts anmerken lassen. So beißt er auch jetzt im Krieg die Zähne zusammen. Er kuriert die rote Ruhr, gegen die ihm keine Arznei mehr helfen will, dadurch, daß er einen Hut voll saurer Gurken aufißt, die ihm zwar sehr kalt im Leibe machen, aber doch wider alles Erwarten seine Gesundheit wieder herstellen. So kann er nach der Eroberung von Ofen zwei wunderschöne junge

Türkinnen, die in der verwüsteten Stadt seine Hilfe angerufen haben, ins brandenburgische Lager bringen. Sie kommen nachher nach Berlin, wo sie getauft und vornehm verheiratet wurden. Nicht minder abenteuerreich verliefen die beiden Seefahrten, die er als Schiffsarzt mit holländischen Walfischfängern ins Nördliche Eismeer machte. Er gelangt dabei bis nach Spitzbergen und schildert in überaus anschaulicher Weise den Walfischfang, die Jagd auf Eisbären, seine Erlebnisse im Kampf mit Eis und Stürmen, das tägliche Treiben auf dem Schiff. Auch mit Land und Leuten wird er recht vertraut. Ja in der Lappenfamilie, in der er verkehrt, wird ihm angedeutet, daß er als Schwiegersohn nicht unwillkommen wäre. Die Schönen des Hauses „setzten sich unerhört freundlich zu mir und strichen mir die Backen und brachten zu essen, was sie hatten". Sind die Abschnitte über diese Reisen, die der Verfasser wohl gelegentlich auch mit etwas Jäger- und Seemannslatein ausschmückt, recht lustig und unterhaltsam zu lesen, so sind die Berichte von seinen Wanderjahren in Deutschland, von seiner Tätigkeit als Chirurgus, von seinem Eheleben kaum minder anziehend. Dietz hat etwas von der flotten Erzählergabe, die den Vertretern seiner Zunft nachgerühmt wird, er versteht die Kunst, überall etwas zu erleben, zumal da ihn sein Beruf mit den verschiedensten Menschen und Verhältnissen in Berührung bringt. Dazu ist der bewegliche Barbier eine Kampfnatur, die sich kräftig ihrer Haut wehrt, und so werden selbst die Jahre, da er sich in seiner Vaterstadt als Meister niedergelassen hat, nicht bloß durch allerlei Händel mit der Innung, sondern auch durch sehr bewegte eheliche Auseinandersetzungen ungewöhnlich belebt. Freilich ging schon die Hochzeit unter ungünstigen Vorzeichen vor sich. Der Mond stand im Zeichen des Skorpions und Saturnus mit dem Merkurio im Gesechsterscheine. Dazu mußte Dietz die Hochzeit auf seine Kosten ausrichten, außer sein Vater schenkte ihm dazu sechs Hasen, die aber in der Nacht vor der Hochzeit gestohlen wurden. Doch sonst ging das Fest gut ab. Dietz wartete den Gästen selbst auf, und die Braut saß in größter Gala über Tisch. Aber bald nach der Hochzeit ging das böse Wetter an, und es währte bis zum Tod der Frau, die wohl eine böse Sieben war, aber schließlich doch das Feld vor dem streitbaren Gatten räumen mußte. Er vergießt viele Tränen über sie, rühmt wehmütig ihre Vortrefflichkeit als Köchin, läßt sie „ehrlich mit

Kutschen" begraben, betrauert sie zwei Jahre, dann „kriecht" der 64jährige wieder „in den Bauer" und heiratet eine junge Seilerswitwe, die ihm noch vier Kinder schenkte. Mit Recht bemerkt der Herausgeber dieser Selbstbiographie, daß bisher keine Lebensbeschreibung bekannt geworden, die nur annähernd mit solcher Ausführlichkeit von dem bürgerlichen Leben in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen Kunde brächte. In seiner unbekümmerten offenherzigen Naivität ist Johann Dietz, der aus seinem Herzen in keiner Weise eine Mördergrube macht, eine unbezahlbare Urkundsperson. Gerade die kleinen und kleinsten Züge, die er festhält, lassen die Vergangenheit und ihr Leben so ungemein lebendig werden. Seiner aus der frischen Lebendigkeit des mündlichen Ausdrucks erwachsenen Schreibweise würde es niemand anmerken, daß diese Aufzeichnungen von einem schon Siebzigjährigen kommen. Jedenfalls war er ein Mann von ungewöhnlicher Lebenszähigkeit und Spannkraft. Der Herausgeber erinnert daran, daß Christian Reuter, der Verfasser des Schelmuffsky, im gleichen Jahr wie Dietz zu Kutten, ganz in der Nähe bei Halle geboren wurde und in seinem Roman, zu dem ihm wie bekannt, lebende Personen Modell gestanden, einen berühmten Feldscher auftreten läßt, „welcher auch wacker wollte gereiset sein". Die Frage, ob Dietz das Urbild dieses Feldscher war, wird sich wohl kaum mehr in bündiger Weise entscheiden lassen. Jedenfalls aber ist es nicht ohne Reiz, die Selbstbiographie des Johann Dietz auf diese Weise in die Nähe der zeitgenössischen Lügen-Abenteurer-Reiseromane und Robinsonaden, die oft wohl auch viel selbstbiographischen Stoff verarbeiten, gerückt zu sehen. Zwischen Abenteurerroman und Selbstbiographie bestehen zahlreiche Wechselbeziehungen von den spanischen Schelmenromanen an bis zu Grimmelshausens simplizianischem Schrifttum, bis zu Lauckhardts Leben, und wiederum bis zu Holteis Vagabundenroman und seiner Selbstbiographie. Es liegt sehr nahe, anzunehmen, daß auch Dietz in Stil und Ton seiner Aufzeichnungen nicht unerheblich vom zeitgenössischen Abenteurerroman beinflußt war. Die vergnügt aufschneiderische Art, mit der er einzelne Vorkommnisse berichtet, und sein saftiger Humor lassen diese Annahme nicht unwahrscheinlich scheinen. Zum mindesten liest sich diese Selbstbiographie stellenweise so unterhaltend und lustig, wie einer jener Schelmen- und Reiseromane.

Immerhin, bis neue Funde und Entdeckungen eines Bessern belehren, darf angenommen werden, daß Werke wie diejenigen Andreäs und Dietzens ziemlich vereinzelt im 17. Jahrhundert dastehen. Sie stellen eine Art von Nachtrieben des vollsäftigen selbstbiographischen Schrifttums im 16. Jahrhundert dar. Die Keime neuer Entwicklungen liegen auf einem andern Gebiete, auf dem der religiösen Selbstdarstellung im engeren Sinn. So beginnt ein neuer, zukunftsvoller Abschnitt in der Geschichte der deutschen Selbstbiographie mit dem Pietismus. Mit ihm gewinnt die Auffassung der Selbstbiographie als Seelengeschichte und Darstellung des inneren Lebens der Persönlichkeit entscheidende Bedeutung. Augustin hatte in seinen Konfessionen das große Meisterbeispiel einer Selbstbiographie geschaffen, die weniger Bericht über äußeres Erleben, als Geschichte einer Seele und Ausdruck einer bestimmten religiösen Weltanschauung war. Die Mystik hatte in Werken, wie dem Leben Susos, diesen Faden weitergesponnen, und nun nahm ihn der Pietismus wieder auf, denn diese gegen den Schluß des 17. Jahrhunderts mächtig anschwellende Bewegung war durch allerlei Zwischenglieder mit den augustinischen und mystischen Anschauungen von Gott und der Seele verknüpft, die jener Auffassung von der Selbstbiographie zugrunde liegen. Solche Zwischenglieder sind vor allem die spanische, italienische und französische Mystik des neugeborenen Katholizismus, die auf den deutschen Pietismus starken Einfluß gewann und z. B. durch die Selbstbiographie der frommen Quietistin Frau von Guyon auf die Entwicklung der pietistischen Selbstbiographie nachhaltig einwirkte. Dabei legt der Pietismus bei seinem Streben, den Menschen auf sich selbst zurückzuführen und von dieser Grundlage aus die von den Fesseln des kirchlichen Herkommens befreite Frömmigkeit wieder neu aufzubauen, den Hauptnachdruck auf das persönliche Verhältnis des Herzens zu Gott. Um dieses Verhältnis in seinen entscheidenden Anfängen und Wendepunkten festzustellen und in seiner Entfaltung vor Störungen, Schwankungen und Trübungen zu bewahren, war ein unausgesetztes Achten auf die Regungen des eigenen Selbst nötig, und so führte der Pietismus eine ungemeine Verfeinerung der Selbstbeobachtung mit sich, die die Gefühls- und Seelenzustände in ihren Verknüpfungen und ihrem Widerstreit, in ihren Übergängen und ihren Verschlingungen immer sicherer und schärfer

nicht bloß aufzufassen, sondern auch wiederzugeben vermochte, denn die Berichte und Mitteilungen über die eigenen Seelenerlebnisse waren ja ein Hauptbestandteil des erbaulichen Verkehrs der Frommen untereinander. So erschließt sich mit dem Pietismus dem Deutschen eine ganz neue Welt inneren Lebens, die nach Aussprache und Darstellung drängt und für die weitere Entwicklung der Selbstbiographie von größter Bedeutung wird. „Die Gewöhnung, schreibt Freytag in seinen ‚Bildern aus deutscher Vergangenheit', über die eigenen Zustände zu reflektieren, auch noch bei starker innerer Bewegung sich selbst zu beobachten, war der deutschen Seele etwas ganz Neues. Oft rührt uns die kindliche Freude, mit welcher jene Frommen die Prozesse ihrer geistigen Tätigkeit, die Regungen ihres Herzens beobachten. Vieles ist ihnen erstaunlich und überraschend, was wir bei größerer Gewandtheit, das Leben in uns und anderen zu beobachten, nur gewöhnlich finden. Jeder Kreis von Vorstellungen, welche schnell zu einem Bilde, einem Gedanken, einer Idee zusammenschießen, jedes schnelle Aufblitzen eines Gefühls, dessen leitende Fäden sie nicht übersehen, erscheint ihnen wunderbar. Der Bibelspruch, dessen Sinn sie nach längerem Grübeln verstehen, ‚wird ihnen aufgeschlossen'. Ihre Traumbilder, welche bei der emsigen Beschäftigung mit der Schrift häufig biblische Gestalten zeigen, werden von ihnen nach dem Erwachen sogleich in verständigen Zusammenhang gebracht und, ohne daß sie sich der erfindenden Zutat bewußt werden, zu einer kleinen Dichtung abgerundet. Durch ihre lyrischen Stimmungen werden auch die Tagebücher umgeformt, welche bis dahin in der Regel nur ein Verzeichnis der zufälligen Vorfälle gewesen waren, die vertrauten Blätter füllen sich von jetzt mit unbehilflichen Versuchen, durch prächtige Worte ein leidenschaftliches Gefühl auszudrücken und mit Betrachtungen über das eigene Herz." Aus dem Leben drang dieselbe Fertigkeit einer staunenden Selbstbetrachtung in die Poesie, die Lyrik, später auch die Romane, und, dürfen wir hinzufügen, vor allem auch in die weltliche Selbstbiographie, die so dank dem Pietismus einen ungewöhnlichen Aufschwung nahm. Von den Vorläufern des Pietismus im 17. Jahrhundert, den religiösen Sondergängern verschiedenster Art, weiß Gottfried Arnold in seiner Kirchen- und Ketzerhistorie eine große Zahl von selbstbiographischen Äußerungen, Zeugnissen und Bekenntnissen mitzuteilen. Eines der Hauptbücher des Pietismus

ist aber: Die Historie der Wiedergeborenen, zusammengestellt von Johann Heinrich Reitz (1717). Das Sammelwerk enthält bezeichnende Proben selbstbiographischer Darstellung in pietistischem Sinn und läßt in die Antriebe, die dieser Betätigung in den Kreisen der Frommen zugrunde lagen, deutlich hineinblicken. So führt die Vorrede des Buches an den christlichen Leser aus: „Gleichwie nichts nützlichers, nichts heilsamers, nichts evangelischer sein kann, als wann ein Gläubiger dem andern seine Sünden, ja auch die Gnaden Gottes in ihm bekennet: also ist das die allererspießlichste Konfession und das allerheilsamste symbolische Buch, wann viele Wiedergeborene ihren Kampf, ihren Lauf, ihren Glauben, ihre Angst und Geburtsschmerzen, ihre gehabten Gedanken, Reden und Vornehmen und was Gottes Gnad und Geist in ihnen gewirket und was der Satan, die Welt und ihr Fleisch an sie gesinnet oder wozu sie gereizet und versucht, zusammentragen und davon eine Historie machen, die da gleich ist einem aus vielen Blumen von vielerlei Farben und mancherlei Kräften zusammengesetzten Sträußlein oder einem Myrrhenbüschlein, so von Geschmack bitter aber eines angenehmen Geruchs ist. Da kann jeder in solcher Historie wie in einem lebendigen Spiegel am besten sehen und vernehmen sein Bild, Gestalt und Gleichheit oder seine Ungleichheit und was ihm fehlet, wie nahe oder wie fern er noch seie vom Reich Gottes." In den Selbstbiographien, deren das Buch eine ganze Anzahl enthält, spielen dann neben den Berichten von den Schwankungen der religiösen Gefühle allerlei Träume und Gesichte, Erleuchtungen, Anfechtungen, Gebetserhörungen, vielfach auch allerlei nervöse und geistige Krankheitserscheinungen eine Hauptrolle. Dabei blickt bei vielen dieser Historien deutlich ein bestimmtes Schema durch, das offenbar den Berichten zugrunde lag. Die Aufzeichnungen beginnen mit der Vorgeschichte und Geschichte der Erweckung. Dann folgt ein Verzeichnis der Bibelstellen, die bei inneren Kämpfen und Anfechtungen besonderen Trost gewährten, worauf die Zeugnisse und Proben des erlangten Gnadenstandes, wie Ekel vor den Dingen der Welt, Lust am Gottesdienst, Sterbensfreudigkeit, Frieden im Gewissen usw., aufgeführt werden. Es läßt sich leicht erkennen, welch reiche Gelegenheit dieses Schema zur Selbstbeobachtung und Selbstbetrachtung bot.

Die Zahl pietistischer Selbstbiographien ist Legion. Von den

Häuptern der Bewegung haben die meisten durch Aufzeichnung ihres Lebens wertvolle Beiträge zur Geschichte des Pietismus gegeben. Speners stille, bescheidene, friedliche, und Franckes bewegliche, tätige Art kommt auch in den selbstbiographischen Aufzeichnungen der beiden zum Ausdruck. Ihren Selbstzeugnissen reihen sich an Joachim Lange (1670—1744) mit einem „Lebenslauf zur Erweckung seiner in der ev. Kirche stehenden und ehemals gehabten vielen und wertesten Zuhörer, von ihm selbst verfaßt" (1744). Ferner J. J. Breithaupt (1658—1732), Paul Anton (1661—1730), K. H. Bogatzky (1690—1774), der schwäbische Theosoph F. Ch. Oetinger (1702—1782) und viele andere. Besonders in religiösen Zeitschriften, Erbauungsbüchern, Traktaten sind unzählige fromme Selbstbiographien zerstreut. Im Verhältnis zu ihrer großen Zahl sind es freilich im Grunde wenige, die über den engen Kreis der Gesinnungsgenossen hinaus Teilnahme erregten. Zu ihnen gehören die von Freytag so fein gekennzeichneten und warm gewürdigten Selbstbiographien des Theologen Johann Wilhelm Petersen (1649—1727) und seiner Gattin Johanna Eleonora geb. von Merlau (1644—1724). Einen Mann, ebenso vielseitig und fruchtbar als Schriftsteller wie selbständig und überzeugungstreu als Persönlichkeit, lehrt uns die Selbstbiographie Johann Jakob Mosers (1701—1785) kennen, die zu den wertvollsten Werken dieser Richtung gehört. Die Abschnitte, in denen er von den Kämpfen berichtet, die er als Landschaftskonsulent mit Herzog Karl Eugen von Württemberg durchzufechten hatte, sowie die Kapitel, in denen von seiner Festungshaft auf dem Hohentwiel die Rede ist, lassen die fromme und unverzagte Charakterfestigkeit des wackeren Schwaben im schönsten Lichte erscheinen. Packend wirken in ihrer rührenden Schlichtheit die Aufzeichnungen von Philipp Matthäus Hahn (1739—1790) über seine Jugend und Studienzeit, während die tagebuchartigen Aufschriebe A. v. Hallers die peinliche Selbstquälerei, die „Tagebücher eines Beobachters seiner selbst" von Lavater die widerliche Eitelkeit und Selbstbespiegelung mancher pietistischen Tagebücher grell beleuchten. Aus dem reichen Schrifttum pietistischer Selbstbiographien, von denen freilich viele eine gewisse Eintönigkeit nicht verleugnen können, sei nur noch ein Werk herausgegriffen, das unter den Selbstbiographien des 18. Jahrhunderts eine besondere

Stellung einnimmt, es ist Adam Bernds „Eigene Lebensbeschreibung samt einer aufrichtigen Entdeckung und deutlichen Beschreibung einer der größten, obwohl großenteils noch unbekannten Leibes- und Gemütsplage, welche Gott zuweilen über die Weltkinder und auch wohl über seine eigenen Kinder verhängt; den Unwissenden zum Unterricht, den Gelehrten zu weiterem Nachdenken, den Sündern zum Schrecken und den Betrübten und Angefochtenen zum Troste" (Leipzig 1738). Die Leibes- und Gemütsplage, unter der Bernd schwer litt, bestand aus plötzlich auftretenden Angstzuständen, Platzscheu und Zwangsvorstellungen aller Art, wie Selbstmordgedanken, Anreiz zu Ärgernis erregenden Handlungen usw. Von ähnlichen Erscheinungen ist ja auch in anderen Selbstbiographien der Zeit die Rede, aber bei Bernd treten sie besonders heftig und andauernd auf, und er versteht es, ihre Anzeichen und Merkmale mit einer für jene Zeit ungewöhnlichen Schärfe und Sicherheit aufzufassen und darzustellen. Und wenn er auch überall noch stark unter dem Banne einer sittlich-religiösen Beurteilung solcher Erscheinungen steht, so bahnt sich doch schon deutlich die Einsicht bei ihm an, daß dergleichen Störungen auf körperliche Zustände zurückgehen, die sittlich-religiöser Zurechnung im Ernste nicht unterliegen können. „Ich bleibe dabei, schreibt er in einer Betrachtung über die Gründe, warum schwache Gemüter, insonderheit Melancholici, auf schreckliche Furcht und seltsame Einbildung geraten, ich bleibe dabei, was ich manchmal im Scherz gesaget: Der Miltz ist der schärfste Moraliste auf Erden, der kann, wenn er kränklich und verstopft ist, und Furcht, Angst und Traurigkeit verursacht, den Menschen per accidens die Augen auftun, daß sie von ihrer Taten Sittlichkeit, Beschaffenheit und Größe der Sünden weit besser als in gesunden Tagen urteilen können. Mich und andere hat die Erfahrung gelehrt, daß ein solcher kranker Leib, der angst und bange macht, der Seelen Gelegenheit gibt, daß sie alle Schlupfwinkel und alle Tücke des menschlichen Herzens, ja die geringste Ungerechtigkeit gegen die Nächsten, gegen die Obrigkeit und gegen uns selbst begangen, einsieht. Die große Furcht vor Gottes Zorn bei dergleichen Angst siehet tausend Sünden, wo andere Menschen keine sehen wollen. Ich bin gewiß, wenn die Brüder Josephs zu der Zeit, da sie vor Spionen gehalten und in Furcht des Gefängnisses und des Todes gesetzet worden, anstatt die-

ser seltsamen Begebenheit zu Hause nur mit Melancholie, Schwermut und Miltzsucht am Leibe wären von Gott heimgesucht worden, sie würden im Lande Kanaan so gut als in Egypten die bekannte Klage angestimmet und ausgerufen haben: „Das haben wir an unserem Bruder verschuldet." Bei manchem frommen Tagebuchschreiber, wie Lavater, war bereits die Freude an der seelischen Selbstzergliederung größer als das Bedürfnis, erbauliche Zwecke zu verfolgen. Bei Bernd treten zuzeiten die seelischen Schilderungen und die religiösen Betrachtungen gesondert auseinander. Die Berichterstattung über die inneren Vorgänge dient nicht mehr wie beim eigentlichen Pietismus zur religiösen Erbauung, sondern vielmehr zur Klärung der psychologischen Erkenntnis. Aus der Einsicht, daß Anfechtungen, wie er sie erlebte, mehr als Krankheit denn als Sünde zu beurteilen seien, schöpft er gelegentlich praktisch-gesundheitliche Anweisungen für die Behandlung solcher Zustände. Den Aufzeichnungen Bernds kommt so eine besondere Bedeutung in der Geschichte der Selbstbiographie zu. Sie zeigen einmal, wie Pietismus und Rationalismus an verschiedenen Punkten ineinander übergehen, eine Wahrnehmung, die vor allem auch durch zahlreiche rationalistische Selbstbiographien weithin bestätigt wird. Sie lassen es ferner an einem einleuchtenden Beispiel erkennen, wie allmählich die durch den Pietismus zur Meisterschaft ausgebildete Kunst der Selbstbeobachtung und Selbstzergliederung sich von erbaulichen Zwecksetzungen freimacht und so die Möglichkeit gewinnt, sich in den Dienst weltlicher Ziele, praktischer, wissenschaftlicher, literarischer Absichten zu stellen. Daß der stolze Aufstieg der Selbstbiographie in der Folgezeit, ihr Reichtum an seelischem Gehalt, ihre Gelenkigkeit in der Darstellung innerer Vorgänge, ihre freudige Überzeugung von einem verborgenen, höheren Sinn des Lebens nicht denkbar wären ohne den Pietismus, das bedarf keines besonderen Hinweises. Ihm verdankt die Selbstdarstellung einen gewaltigen Fortschritt in der Verinnerlichung und seelischen Vertiefung, während ihr durch Rationalismus und Aufklärung Förderung anderer Art zuteil wird.

In der Weltanschauung der Aufklärung galt das Wissen als das oberste Seelenvermögen. Das Wissen soll die Grundlosigkeit der das Leben verbitternden Vorurteile feststellen und die richtigen Grundsätze einer befriedigenden Lebensführung ermitteln lehren.

Aus rechtem Erkennen folgt die rechte Tugend von selbst, und darum sind alle Verhältnisse des Lebens nach den Regeln des Verstandes zu gestalten. Das Wissen soll dazu helfen, den Schlendrian alter törichter Fesseln und Bräuche zu beseitigen und alles für die Bildung, Besserung, Veredlung der Menschen nutzbar zu machen. Beweisende Darlegung und vernünftige Betrachtung, das sind die Elemente, in denen sich der Vertreter der Aufklärung am liebsten tummelt. Aufhellung des Verstandes ist sein Hauptanliegen. Der Wunsch, die eigene Glückseligkeit zu fördern und der allgemeinen Wohlfahrt zu dienen, sein stärkster Antrieb. Je mehr die Frage nach dem Nutzen von Religion, Moral, Kunst und Dichtung im Vordergrund steht, um so mehr tritt die Wertung des Gefühls und der Phantasie zurück. Alles soll nach verständigen Erwägungen geschehen und aus solchen hervorgehen. Daß die spießbürgerliche und schulmeisterliche Seite dieser Geistesbewegung gerade in Deutschland sich besonders stark entfaltete, kann nach Lage der Dinge nicht wundernehmen, und je eifriger die Vertreter der Aufklärung mit ihren Anschauungen auch im Leben Ernst machten, um so deutlicher läßt auch die Selbstbiographie der Zeit die Spuren dieser Geistesart erkennen. Wie der Pietist sein Leben aufzeichnete zur Erbauung aller gläubigen Seelen, so schrieb der Schüler der Aufklärung seine eigene Lebensbeschreibung nieder, um eine nützliche Anleitung und ein lehrreiches Vorbild für förderſame Selbsterziehung und gemeinnütziges Wirken zu geben. Er will durch seine Aufzeichnungen zur „Verbesserung der Züge des Privatcharakters und zur Förderung des öffentlichen und des häuslichen Glücks" beitragen. „Dabei können auch die kleinen Erlebnisse von Nutzen sein, da wir vor allen Dingen Klugheitsregeln in gewöhnlichen Angelegenheiten nötig haben. Die Selbstbiographie wird so eine Art Schlüssel zum Leben werden und viele Dinge erklären, welche allen Menschen einmal erläutert werden sollten, um ihnen die Möglichkeit zu geben, durch Vorsicht weise zu werden." So geht der Selbstdarsteller der Aufklärungszeit darauf aus, zu zeigen, wie ersprießlich und vernünftig er sein Leben zu gestalten verstand, während die pietistische Selbstbiographie mehr als Wahrheitsbeweis für die christliche, bzw. pietistische Weltanschauung angelegt ist. Die letztere weiß vor allem von wunderbaren Gefühlen und Empfindungen, jener von weisen Grundsätzen, förderſamen Angewöhnungen, nützlichen Tugenden und

Kenntnissen zu berichten. Die pietistischen Aufzeichnungen gipfeln in erhabenen Andachtsstimmungen, die Selbstbiographie der Aufklärung liebt die ruhige verständige Betrachtung, die besonders am Schluß der einzelnen Lebensabschnitte die Ergebnisse sichtend überblickt. Wenn dabei die gefaßte Lebenszuversicht und unangekränkelte Weltfreudigkeit dieser Werke ein gesundes Empfinden lebhaft anspricht, so hat die Unbeholfenheit des Gefühlsausdrucks, die Dürre des Gemütslebens in diesen Aufzeichnungen vielfach etwas Ernüchterndes. Am befremdendsten berührt den Leser von heute die prosaische Geschäftsmäßigkeit, mit der von Liebe, Verlobung und Heirat die Rede ist. Fast jeder dieser Selbstbiographen bemüht sich zu zeigen, daß er völlig kühl und leidenschaftslos an diese Angelegenheiten herangetreten ist, allein geleitet von vernünftigen Überlegungen. Zwar ein so naiv zynisches Bekenntnis, wie es Benjamin Franklin in seiner bezeichnenden Selbstbiographie über seine Beweggründe zur Verehelichung ablegt, findet sich in den Selbstbiographien der deutschen Aufklärungszeit nicht. Überhaupt ist der gerissene Geschäftsgeist, den der wackere Amerikaner so geschickt hinter der Maske salbungsvoller Biederkeit zu verstecken versteht, im Deutschland jener Tage kaum irgendwo anzutreffen. Aber recht philisterhaft und nüchtern sieht es in den Herzen der deutschen Aufklärer denn doch aus. Da begründet einer der besten und frömmsten unter ihnen, der Geograph Büsching, den man wie Semler eher als aufgeklärten Pietisten denn als Rationalisten bezeichnen möchte, seinen Entschluß, zur Ehe zu schreiten, mit folgenden Worten: „Um die Zeit verspürte ich, daß in dem Alter, in welchem ich war, und bei dem Vorhaben, in die weite Welt zu gehen (er will nach Petersburg reisen), es gut wäre, wenn ich zur völligen Sicherstellung meines Herzens vor den heftigsten und gefährlichsten unter allen Leidenschaften außer den bisher gebrauchten und bewährt gefundenen Mitteln (Arbeit, geordnetes Leben) noch dieses anwendete, und für mein Herz einen würdigen Gegenstand wohlgeordneter Liebe unter dem weiblichen Geschlecht suchte, mit dem meine geschäftslosen Gedanken sich unterhalten und der allen Versuchungen vorbeugen können." Auch sonst beteuern diese Männer immer wieder, wie wenig sie sich aus Zeremonien, Festen, Lustbarkeiten und allem, was dem Leben Weihe, Reiz und Würze gibt, zu befreunden vermögen.

Die Selbstbiographien dieses Zeitalters würden einen recht reizlosen Lesestoff bilden, wenn nicht eine ganze Anzahl davon von allerlei Kämpfen berichten könnte, die ihre Verfasser mit den Vertretern der Überlieferung in den verschiedensten Lagern zu bestehen hatten. Eine der ansprechendsten Selbstbiographien des ganzen Zeitalters: „Johann Salomo Semlers Lebensbeschreibung, von ihm selbst abgefaßt" (1781), bekommt ihren besonderen Reiz durch die Auseinandersetzung des „Vaters der neueren Theologie" (1725—1791) mit dem Pietismus, den er in seiner Jugend in seiner aufdringlichsten Gestalt kennen lernte. Im übrigen lehrt uns diese „ohne alle Kunst und alle Untreue geschriebene Historie" das Urbild eines braven, rechtschaffenen, gewissenhaften deutschen Professors und Gelehrten aus dem 18. Jahrhundert kennen. Ein kleines Schmäckchen von kleinbürgerlichem Philistertum kann dieses Bild so wenig verunzieren, wie ein starker Anhauch von harmloser Pedanterie. Dagegen gibt die Abneigung des Verfassers gegen jeden Überschwang in Gefühlssachen und ein leichter professoraler Humor der behaglich breiten Darstellung eine besondere Würze. Wie Semler, so ist auch Joh. Ch. Edelmann (1698—1767), wie seine 1749 begonnene Selbstbiographie ausweist, von der Rechtgläubigkeit und vom Pietismus her zum Vernunftglauben gekommen; der vielangefochtene Vertreter einer natürlichen Religion erlebte bezeichnenderweise den Übergang vom Pietismus zum Rationalismus als eine wunderbare Erleuchtung und einen inneren Durchbruch in der Art der pietistischen Gnadenoffenbarungen. Überaus wechselvoll gestaltete sich das Leben des Theologen K. Fr. Bahrdt (1741—1792). „Die Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale" (1790) beleuchtet die minder erfreulichen Seiten der Aufklärungskultur und lehrt einen Vertreter dieser Richtung kennen, der durch sittliche Haltlosigkeit und niedrigen Zynismus alle tiefere Anteilnahme an seinen Schicksalen und seiner Persönlichkeit verscherzt, wenn er auch ganz kurzweilig zu erzählen versteht. Der Anblick eines buntbewegten Lebens bietet sich in „Dr. Ignaz Aurel Feßlers Rückblicken auf seine 70jährige Pilgerschaft" (1824). Der Verfasser, 1756 in Czurendorf an der Leitha geboren, schildert darin mit lebendiger Anschaulichkeit zuerst seine Jugend, die ganz unter dem Einfluß katholischer Frömmigkeit stand. Der phantasievolle Knabe verschreibt sich mit seinem

Blut der heiligen Jungfrau, will ein großer Kirchenlehrer, Märtyrer und Heiliger werden, tritt mit 17 Jahren als Novize in ein Kapuzinerkloster, wird aber allmählich durch sein eifriges Studium philosophischer Werke dem Kirchenglauben entfremdet und setzt sich in Schriften, Eingaben usw. eifrig für die josephinischen Reformgedanken ein. Heftige Anfeindungen, die in dem Anschlag eines Klosterbruders auf das Leben des Verhaßten gipfeln, treiben ihn aus dem Kloster in die Welt. Er wird Lehrer an der Hochschule in Lemberg. Der Besuch, den Kaiser Joseph der Universität abstattet, ist in seinen Rückblicken höchst lebendig geschildert. Dann tritt Feßler 1791 zur lutherischen Kirche über, verfaßt eine Reihe unterhaltender und moralphilosophischer Romane, widmet sich freimaurerischen Bestrebungen, lernt die Führer der Aufklärung in Berlin kennen, wird 1809 Professor in Petersburg, aber bald wegen Atheismus entlassen, dann schließt er sich der Brüdergemeinde an. Als lutherischer Bischof in den Wolgabezirken entfaltet er eine rege Tätigkeit und stirbt 1839 als Generalsuperintendent in Petersburg. Man lernt in seinen Rückblicken eine nicht ganz durchsichtige Persönlichkeit kennen, in der sich derbe Spottsucht und klare Verständigkeit mit überschwenglichem und phantastischem Wesen seltsam mischen und die viel Schrullenhaftes und Unausgeglichenes an sich hat. Das zeigt schon der Bericht über seine erste Ehe, der von einer mehr als gewöhnlichen Naivität zeugt. „Wir wurden verlobt, schreibt er, und am 25. Januar 1792 ehelich eingesegnet, ohne jemals der Segnungen Gottes und der Natur teilhaftig zu werden, weil sie zu begierig darnach seufzte und schmachtete und im Aufschub derselben sich unglücklich nicht nur fühlte, sondern auch zeigte. Ich mit meinen schriftstellerischen Arbeiten unablässig beschäftigt und in einer schönen Ideenwelt mit ganzer Seele lebend, meine Empfänglichkeit für den Genuß der physischen Welt unterdrückt und jede Anregung dazu mit Ekel zurückgewiesen hatte. Eine unvermeidliche Folge davon war, daß in der verehelichten Jungfrau das unbefriedigte Gefühl in bleibende Unzufriedenheit, diese in den entscheidenden Haß gegen mein literarisches Treiben überging.“ Einer zweiten Ehe Feßlers blieben die Segnungen Gottes und der Natur nicht versagt. Im übrigen gibt das Buch besonders in den Abschnitten, die die Jugend und das Klosterleben sowie die Kämpfe Feßlers vor seinem Austritt aus dem Kapuzinerorden schil-

dern, wertvolle kulturgeschichtliche Einblicke in die österreichischen Zustände der josephinischen Zeit. Jedenfalls ist das Werk Feßlers viel reicher an kulturgeschichtlichem und selbstbiographischem Gehalt, als die „Lebens- und Klostergeschichte" des ehemaligen Benediktiners zu Banz, J. B. Schad (1803), die vorwiegend Betrachtungen allgemeiner Art über die Schädlichkeit des Mönchtums enthält und nur mitunter auch tiefere Einblicke in das Klosterleben der Zeit und die Mönchsgewohnheiten gibt, wie sie vielfach gegen das Ende des 18. Jahrhunderts im Schwange gingen. Dabei schlägt überall in den Aufzeichnungen Schads das Gepräge der Streitschrift vor.

Unter den Denkern, die in heftigem Ringen mit den Mächten der Überlieferung ihre geistige Befreiung erkämpfen mußten, ist der jüdische Philosoph Salomon Maimon (1754—1800) eine der eigenwüchsigsten Persönlichkeiten. In seiner selbstverfaßten Lebensgeschichte, die K. Ph. Moritz 1792 mit einem Geleitswort in die Welt schickte und die J. Fromer neu herausgab, bekommt man ein auf eigenem Erleben und Anschauen beruhendes Bild des östlichen Judentums in Polen und Litauen, dem Maimon entstammte. Die Schilderung der tollen Adelswirtschaft in jenen Gegenden, des entsetzlichen Schmutzes, in dem die Bevölkerung sich suhlt, der jüdischen Sitten und der talmudistischen Schulweisheit machen diese Aufzeichnungen zu einer der wertvollsten Urkunden für die nähere Kenntnis dieser Welt. Gleich die ersten Kindheitserinnerungen des Judenknaben werfen ein bezeichnendes Licht auf die Zustände seiner Heimat. Zu dem litauischen Dorf, das sein Großvater gepachtet hatte, gehörte eine Brücke. Sie war schadhaft, aber der Pächter besserte sie nicht aus, weil die Gutsverwaltung kein Geld dazu hergab. Und so oft nun einer der benachbarten Gutsbesitzer ins Wasser fiel, wurde der Pächter und seine Familie überfallen und jämmerlich verprügelt, ohne sich dadurch zur Herstellung der Brücke veranlaßt zu sehen. Der frühreife Talmudschüler, der schon mit elf Jahren heiratete, kam dann zu einem jüdischen Pächter der Gegend als Hauslehrer. Man muß dieses Kapitel lesen, um eine Vorstellung zu bekommen von der Armut und Roheit des polnischen Lebens jener Zeit. Die Wohnstube war eine Rauchhütte ohne Kamin, bloß mit einer Öffnung im Dach zum Ausgang des Rauches. Das einzige Gemach der Hütte mußte zugleich als Wohn-, Schenk-, Speise-, Studier- und Schlafstube dienen. Hier hingen die

Wäsche und die schmutzigen Kleider an Stangen, damit das Ungeziefer im Rauch erstícke. Da hingen Würste zum Trocknen, deren Fett den Menschen beständig auf die Köpfe tropfte, hier standen Zúber mit Sauerkohl und roten Rúben, der Hauptspeise der Litauer, hier wurde gekocht, gebacken, die Kuh gemolken. Hier versammelten sich die Bauern, um Branntwein zu trinken und zu lármen, und hinter dem Ofen saß der junge Hauslehrer mit seinen schmutzigen halbnackten Schúlern und unterrichtete sie aus einer alten, zerrissenen Bibel. Kein Wunder, daß sich der junge Maimon sehnte, aus diesem Leben herauszukommen, und nach Deutschland ging. Die Schilderung der strapazenreichen Bettelreise, die ihn nach Berlin fúhrt, gehórt zu den lebendigsten Abschnitten des Buches. Wie dem der Ketzerei Verdáchtigen von den Ältesten der Judengemeinde der Eintritt nach Berlin verwehrt wird, wie er darauf nach Posen wandert, wo sich der dortige Oberrabbiner in rührender Weise seiner annimmt, wie ihm eine zweite Reise nach Berlin die Bekanntschaft von Moses Mendelssohn bringt, wie der seltsame Gast aus dem Osten überall durch seinen Scharfsinn Aufsehen erregt, zu literarischer Geltung gelangt, aber nirgends festen Fuß fassen kann, das ist weiterhin mit unverstellter Ursprünglichkeit erzählt. Man sieht den ruppigen polnischen Juden, der Maimon trotz all seiner geistigen Bedeutung zeitlebens blieb, lebendig vor sich, wie er durch seine ungezügelten und ungeschlachten Sitten seine Gónner vor den Kopf stoßt, sich durch sein herausforderndes, unkluges Wesen im entscheidenden Augenblick alles verdirbt und in der westlichen Kultur zeitlebens ein Fremder bleibt. So gehórt das Werk zu den fesselndsten Selbstbiographien der Aufklárungszeit.

Daß es meist Gelehrte sind, die in den Tagen der Aufklárung ihr Leben fúr beschreibenswert hielten und sich selbst dieser Aufgabe unterzogen, erklárt sich leicht aus der hohen Schátzung, die diese Weltanschauung dem Wissen und der Wissenschaft entgegenbrachte. So hat der Vater der deutschen Aufklárung, Christian Wolff (1679—1754), eine eigene Lebensbeschreibung verfaßt (herausgeg. 1841). Er beginnt mit der Mitteilung des Gestirnstandes bei seiner Geburt, záhlt dann seine Lehrer und seine Studien auf und vermerkt u. a. mit ausdrücklicher Bedankung die Gelehrten, die ihm Bücher geliehen. Die übrigen Seiten seiner Aufzeichnungen sind gefüllt mit Berichten über akademische Berufungsangelegenheiten

und Ehrungen, sowie über literarische Händel. Dabei wird der Verfasser bei der Erzählung seines Streits mit den Hallenser Pietisten etwas wärmer als sonst. Im übrigen ist diese Lebensbeschreibung eine richtige, dürre, unergiebige, blutlose Gelehrtenselbstbiographie. Eine Anzahl mehr persönlicher Züge weist immerhin „J. J. Reiskes von ihm selbst aufgesetzte Lebensbeschreibung" (1783) auf. Der Verfasser (1716—1774), als Kenner des Arabischen und des griechischen Schrifttums einer der ersten Gelehrten seiner Zeit, füllt allerdings viele Seiten seiner Selbstbiographie mit Angaben über gelesene und verfaßte Bücher, über seine Beziehungen zu anderen Gelehrten und seine Streitereien mit ihnen, aber man erkennt doch seine persönliche Art aus diesen Mitteilungen. Er tritt dem Leser als das Urbild eines nach Charakter und Gemüt unausgeglichenen, ungeschickten, kränklichen, bedrückten, hypochondrischen Gelehrten entgegen, den seine Unbeholfenheit zu keiner Sicherheit und keinem Frohmut kommen läßt. Erheblich weltläufiger stellt sich da J. G. Büsch dar (1728—1800), der als Professor am Gymnasium in Hamburg wirkte, durch handelswissenschaftliche Schriften sich große Verdienste erwarb und 1794 seine Selbstbiographie erscheinen ließ. Sie ist betitelt: „Über den Gang meines Geistes und meiner Tätigkeit" und enthält bei flüssiger Darstellung und übersichtlicher Gliederung zahlreiche Betrachtungen über Erziehung, über das Studentenleben, über Wert und Bedeutung der Gesellschaftsspiele und ähnliche Gegenstände. In seinen Beiträgen zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, insonderheit gelehrter Männer, veröffentlichte Anton Friedrich Büsching (1724—1793), der bekannte Geograph, seine eigene Lebensbeschreibung, in der der Bericht von der Thronbesteigung Katharinas II. und dem Sturz des Zaren Peter, den Büsching in Petersburg erlebte, besonders fesselt. Endlich sei noch Stephan Pütters Selbstbiographie genannt, die 1798 in zwei Bänden erschien. Der berühmte Göttinger Staatsrechtslehrer (1725—1807), der an alles seine nützlichen Betrachtungen anzuknüpfen weiß, hat in diesem Werk das Muster einer weitschweifigen und leider auch langweiligen Gelehrtenselbstbiographie geliefert, die allerdings neben der Aufzählung gelesener und geschriebener Bücher, gelehrter Bekanntschaften usw. doch auch kulturgeschichtlich reizvolle Einzelheiten enthält. Zur Kennzeichnung des Geistes, der in diesen Aufzeichnungen herrscht, sei die In-

haltsübersicht hiehergesetzt, die Pütter dem Kapitel voranstellt, in dem er seine Verlobung berichtet. Sie lautet: „I. Beobachtungen, Gesinnungen und Grundsätze über diesen wichtigen Gegenstand. II. Glücklichste Entschließung, der Vorsehung alles anheimzustellen. III. Unerwarteter Vorfall, den ich glaubte, als einen Wink der Vorsehung annehmen zu können. IV. Ganz zufällige, ohne alles mein Zutun veranlaßte vertrauliche Äußerung eines bewährten Freundes, V. der mich nur für einer gewissen Person warnen wollte und ganz unabsichtlich von einer andern Person sprach, die sich besser für mich schicken würde. VI. VII. Nach vorläufig eingegangener Erkundigung, ob die Person noch unversagt sei. VIII.—X. Demnächst an ihren Vater, den Geheimen Rat Stock zu Braunfels erlassenes Schreiben und dorthin verabredete Reise unter dem Vorwand einer Wetzlarischen Reise in den Osterferien 1751. XI. Ankunft zu Braunfels und anfangs irrige Verwechslung der zweiten mit der älteren Tochter, XII. jedoch bald benommener Irrtum und darauf berichtigtes Verlöbnis. XIII. Bekanntmachung der Sache am Hofe zu Braunfels" usw. Einige hübsche, anschauliche Züge bringt die Erzählung von dem Zusammentreffen Pütters mit Friedrich dem Großen in Gotha. Wenig Bemerkenswertes bietet die Selbstbiographie des Göttinger Theologen J. D. Michaelis (1717—1791). Immerhin ist sie weniger unbeholfen als viele Gelehrtenselbstbiographien der Zeit — Endlich sei noch das Werk einer Frau angeführt, aus dem zu ersehen ist, wie groß der Wissenstrieb und die Hochschätzung gelehrter Bildung damals auch in der Frauenwelt teilweise war. Dorothea Friedrike Baldinger schrieb 1783 auf Wunsch ihres hochgebildeten und gelehrten Gatten, der Professor in Göttingen war, eine Geschichte ihrer geistigen Entwicklung unter dem Titel: „Versuch über meine Verstandeserziehung". Die Verfasserin erweckt ungeteilte Hochachtung durch die Lernbegierde, die sie schon frühe erfüllte, und die Unbeirrbarkeit, mit der sie im Kampf mit einer engherzigen und kleingeistigen Umgebung an ihrer geistigen Fortbildung weiterarbeitete. Dem Mädchen hatte man alle Bücher, außer Bibel und Gesangbuch, verbieten wollen, um so glücklicher fühlte sich die Frau, als sie an der Seite eines Gatten, der ihr Streben schätzte und förderte, in die Kreise der Göttinger gelehrten Welt eintreten durfte und mit Männern wie Lichtenberg und Kästner bekannt wurde.

Auch dieses Selbstbekenntnis will vor allem den Entwicklungsgang des „Verstandes" schildern, wie die meisten Selbstbiographien der Aufklärungszeit. Da kann ein Werk doppelte Beachtung beanspruchen, in dem auch die anderen Seiten des Seelenlebens nicht allzusehr in den Hintergrund treten. Wieder ist es ein Göttinger Gelehrter und Vertreter der Aufklärungsphilosophie, der in J. G. H. Feders „Leben, Natur und Grundsätzen" (1825) zu uns spricht. In dieser Selbstbiographie bietet der bekannte Philosoph Feder (1740—1821), einer der hauptsächlichsten Gegner Kants, eine mild abgeklärte Lebensphilosophie als die wohlschmeckende Frucht eines wohlangewandten Lebens, und wenn ein heiter dankbares Greisenalter die Probe auf die Stichhaltigkeit einer Lebensauffassung bildet, so erbringen Feders Aufzeichnungen diesen Erweis für seine Weltanschauung. Im Jahr 1817 schreibt er beim Eintritt in sein 78. Lebensjahr: „Ich muß das verflossene Lebensjahr zu den lieblichsten meines Lebens zählen, ja darf sagen, daß ich in keinem so anhaltend heiter und munter gewesen bin. Ich darf nicht erwarten, daß alles bis zum Ausgang so gut bleibe, aber wie es jetzt ist, möchte ich fast sagen, daß der Abend meines Lebens der glücklichste Teil desselben ist. Die Leidenschaften sind verschwunden, keine Sorgen drücken mich, mein Einkommen setzt mich instand, auch anderen mit einem Teil desselben zu Hilfe zu kommen usw." In seiner freundlichen, mit sich selbst einigen Weltaufgeschlossenheit und Lebenszuversicht berührten sich die Erinnerungen Feders mannigfach mit der Selbstbiographie des guten Christian Felix Weiße (1726 bis 1804), der als Singspieldichter und Jugendschriftsteller sich bleibende Verdienste um seine Zeit erwarb. Die Teilnahme für das literarische Leben, für das Theater, die Erziehungsbestrebungen seiner Zeit, ein beachtenswerter Natursinn geben diesen Aufzeichnungen eine größere Fülle des Inhalts, als den eigentlichen Gelehrtenlebensläufen. Dazu kommt die phantasievollere, warmherzigere, beweglichere Art des Verfassers als ein weiterer Vorzug des Werks, und zudem werden wir mit Männern wie Rabener, Gellert, E. Kleist, Eckhof, Lessing und anderen literarischen Größen jener Tage bekannt, wenn auch die Kunst, ein literarisches Bildnis zu zeichnen, bei Weiße noch recht sehr in den Windeln liegt.

Für gewisse Schranken im Wesen der Vertreter des Aufklärungszeitalters sind die Aufzeichnungen von L. v. Baczko (1756

bis 1823) bezeichnend. Es gelang ihm trotz seiner Erblindung, eine angesehene Stellung als Lehrer und Schriftsteller zu erringen und eine ausgedehnte Wirksamkeit zu entfalten. Aber sowohl seine Beschreibung des eigenen Lebens wie seine Schrift: „Über mich selbst und meine Unglücksgefährten, die Blinden" lassen geistige Anmut und natürliche Liebenswürdigkeit so sehr vermissen, daß manche Abschnitte unerträglich breit wirken und der Verfasser, trotzdem er manches Lehrreiche mitzuteilen hat, doch einen wenig ansprechenden Eindruck hinterläßt. Daß Baczkos Geistesart keineswegs eine notwendige Folge seines mangelnden Gesichtssinns ist, zeigen die etwa ein Jahrhundert später erschienenen „Jugenderinnerungen eines blinden Mannes" (Lutz, Memoirenbibliothek), in denen der 1879 geborene und vor dem Weltkrieg in Frankreich lebende Musiker E. Haun schwungvolle Lebenszuversicht, freundlichen Humor und liebenswürdigen Idealismus der Gesinnung in weitgehendem Maße bekundet. Wenn anmutlose Nüchternheit, häufig im Gefolge einer vorwiegend verstandesmäßigen Geistesbildung auftritt, so kann die letztere doch auch wieder jene natürliche Munterkeit und Aufgeräumtheit begünstigen, die aufzubringen und festzuhalten dem Phantasie- und Stimmungsmenschen erheblich schwerer fällt. Als Persönlichkeit von solch angenehmer, kühler Durchsichtigkeit und Klarheit des Wesens stellt sich der bekannte rationalistische Generalsuperintendent in Gotha, K. G. Bretschneider (1776 bis 1848), in der Beschreibung seines eigenen Lebens dar. Das Werk in seiner übersichtlichen Gliederung und etwas trockenen Darstellung gipfelt in einer echt rationalistischen „Selbstschau", die der Verfasser mit den Worten beginnt: „Die bei mir vorherrschende Geisteskraft ist der Verstand. Meine Einbildungskraft ist mittelmäßig." Bei der Feststellung seiner Fehler vergißt Bretschneider auch nicht zu erwähnen, daß ihm die leidige Neigung eiger sei, reichlichere Trinkgelder als nötig zu geben. Liebenswürdige Seiten rationalistischer Geistesart bekundet auch die Selbstbiographie von Christoph Schmid, dem bekannten treuherzigen Jugendschriftsteller und Verfasser der „Rosa von Tannenburg". Besonders die Kindheit des Verfassers und seine Beziehungen zu dem milden Bischof Sailer sind darin anziehend und warmherzig geschildert. Leider enthalten die „Geschichte meiner Schulen" von dem Pädagogen F. E. v. Rochow (1734—1805), sowie Pestalozzis

Schrift „Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsinstitute in Burgdorf und Iferten" (1826) weniger Selbstbiographisches, als die Titel erhoffen lassen. Pestalozzis „Lebensschicksale" sind vorwiegend eine Streit- und Rechtfertigungsschrift. Um so ergiebiger ist dafür G. F. Dinters, des bekannten Pädagogen „Leben von ihm selbst beschrieben" (1879). Jene Selbstzufriedenheit und Aufgeräumtheit, die mitunter recht platt wirken kann, dann aber wieder durch Naivität und Treuherzigkeit versöhnt, tritt dem Leser dieser Selbstbiographie in unverfälschter Echtheit entgegen. Man lernt eine tüchtige, rührige, verstandesklare, wohlmeinende, für Humor nicht unempfängliche Persönlichkeit kennen. Dinter ist unerschöpflich im Erzählen von Schnurren und Anekdoten, erfreut sich einer derben geistigen und leiblichen Gesundheit und blickt mit unverstellter Genugtuung auf seine Lebensleistung zurück. Immerhin vermißt man aber doch mitunter in dem Werk die Feinheit des Geistes, die Weite des Gesichtskreises, die seelische Tiefe, die der anspruchsvollere Leser ungern darin entbehrt.

Wie dringlich die Arbeit der Aufklärung war, wie bitter not der Kampf tat gegen die mittelalterliche Roheit der Sitten, die auch bei den höheren Ständen im 18. Jahrhundert weithin verbreitet war, wie unumgänglich der stets erneute Hinweis auf Menschenwürde und Menschenrecht in jener Zeit sein mußte, das macht kein Werk so deutlich, wie eine Selbstbiographie, „geschrieben in der Zeit der Aufklärung". Sie ist betitelt: „Leben und Ereignisse des Peter Prosch, eines Tirolers von Ried im Zillertal" (1789). In dem Buch, das unlängst bei Georg Müller in München erschienen ist, von H. Conrad neu herausgegeben, erzählt ein herumziehender Tiroler Handschuhhändler seine Geschichte. Er besuchte mehrfach die Fürstenhöfe zu Wien, Würzburg, Bamberg, Ellwangen usw., wo er als „Hoftiroler" eine Art von Hofnarrenrolle spielte und die Zielscheibe derber und derbster Späße war. Man staunt über die Roheit, die zur Zeit Maria Theresias und Josephs II. vielfach an den Höfen herrschte. Da wurde der ängstliche Hoftiroler vor der versammelten Gesellschaft, die sich an seiner Furcht weidete, zusammen mit dem Hofjuden klystiert, oder wurde er auf ein bockiges Pferd gebunden, betrunken gemacht, ins Wasser geworfen, auf der Reise durch Abführmittel in Ungelegenheiten gebracht. Da diese Scherze oft lebensgefährlich wurden, steht man

vor einem Rätsel, wie es ein in mancher Beziehung so heller und aufgeweckter Bursche wie Prosch über sich gewann, all diese Verulkungen und Entwürdigungen immer wieder ruhig hinzunehmen. Vieles erklärt sich ja aus der Freigebigkeit, mit der er meist entschädigt wurde. Daneben scheint er aber doch bei all seiner Tiroler Derbheit und Verschmitztheit in weitgehender Weise an nervöser Ängstlichkeit und Verstörtheit gelitten zu haben. Nur so läßt sich mitunter sein Verhalten erklären. Freilich als Schilderer seines eigenen Lebens bewährt Prosch eine erstaunliche geistige Gewandtheit und Erzählergabe. Seine Aufzeichnungen sind überaus fesselnd geschrieben, voll frischer Anschaulichkeit und Naturwüchsigkeit. Man sieht zu Anfang der Lebensbeschreibung das arme verwaiste Büblein lebendig vor sich, das bitteren Hunger leidet. Dann begleitet man gespannt den jungen Burschen nach Wien, wohin er sich infolge eines glückverheißenden Traumes auf den Weg macht, um von der Kaiserin Maria Theresia das Geld zu einem Häuslein in der Heimat zu erbitten. Auch weiterhin gibt er von dem, was er sieht und was ihm widerfährt, eingehende und kurzweilige Kunde voll saftiger, mitunter wohl auch etwas absichtlicher Naivität. So enthalten diese Denkwürdigkeiten, die für die Person des Verfassers lebhafte Teilnahme erwecken, auch eine Reihe fesselnder, kulturgeschichtlicher Bilder und sind unter die anziehendsten Memoiren des 18. Jahrhunderts und der „Aufklärungszeit" zu zählen, die eine Neuausgabe wohl verdienten.

Für die weitere Entwicklung der Selbstbiographie sind die Hervorbringungen der Aufklärungszeit vor allem dadurch von Bedeutung geworden, daß man an ihnen lernte, den Werdegang des geistigen, intellektuellen Lebens zu verfolgen. Ferner wurde die klare, übersichtliche Gliederung und Anordnung des Stoffs, die Übung, den einzelnen Abschnitt durch zusammenfassende Betrachtungen abzuschließen, endlich auch die Neigung, die verschiedenen Herkömmlichkeiten und Überlieferungen auf ihre Vernünftigkeit zu prüfen, vorbildlich und maßgebend für die Zukunft. Gerade die Gewohnheit, an alle Verhältnisse den Maßstab der Zweckmäßigkeit und Sachdienlichkeit anzulegen, mußte zusammen mit den Widerständen, die von den Vertretern des Herkommens ausgingen, die Teilnahme für das öffentliche Leben wecken und vertiefen. Der rege Bürgersinn, das lebendige Gefühl für die Belange des öffent-

lichen Lebens und des Gemeinwohls, wie wir es in der reichen Memoirenliteratur an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts beobachten, ist nicht zum mindesten auch eine Frucht der Aufklärung. Sie lehrte den Deutschen, wieder aus dem engsten Umkreis seines Daseins herauszukriechen und auf die großen Zusammenhänge des Volks- und Weltlebens zu blicken. Dagegen ist den meisten Selbstbiographien der Aufklärungszeit eine gewisse Dürre und Trockenheit nicht fremd. Die farbenreiche Fülle der Darstellung, z. B. die breite und belebte Zeichnung der Hintergründe, die Goethe in der Selbstbiographie Johannes von Müllers vermißt, fehlt den meisten Beschreibungen des eigenen Lebens in dieser Zeit. Auf viele von ihnen trifft zu, was Hebbel über die Selbstbiographien der Gelehrten bemerkt: „Der Gelehrte, schreibt er, hat eine so schreckliche Scheu vor dem Unbedeutenden, daß er auf die Resultate losrennt, als ob er gehetzt würde. Das Interesse, das eine Selbstbiographie und eine Biographie überhaupt einflößen kann, beruht aber so gewiß auf dem Detail, auf dem treuen Veranschaulichen der an sich geringfügigen Einzelheiten, als das Leben selbst in Jahre, Monate, Wochen und Tage zerfällt und von diesen getragen wird. Ein einfacher Mensch, der uns all die Steinchen beschreibt, über die er strauchelte, wird dies Interesse sicherer erregen, als ein mit Siebenmeilenstiefeln ausgerüsteter Halbgott, für den der Ozean ein Rinnstein ist und der Chimborasso ein Sandkorn. Es ist das Amt der Geschichte, über die letzten Ergebnisse aller wichtigen Lebensprozesse Buch zu führen und den reinen Gewinn zu verzeichnen, den sie abwerfen. Die Biographie soll sie selbst darstellen. Die Geschichte braucht sich um das Individuum gar nicht mehr zu kümmern, wenn sie ihr Geschäft versieht. Die Biographie soll es aber liebevoll und treu auf jedem seiner Schritte begleiten". Dem Pietismus wie der Aufklärung fehlte diese dichterische Freude am Kleinen und Einzelnen. Die Scheu vor dem Unbedeutenden, Alltäglichen und seiner Darstellung verschwand erst, als man in der Folgezeit den Gefühlswert dieser Dinge erkannte und ihre Bedeutung für Leben und Entwicklung von Phantasie, Gefühl und Gemüt. Diesen Fortschritt brachte schon die nächste Zeitspanne.

Viertes Kapitel.

Die Selbstbiographie als Seelenroman und Entwicklungsgeschichte.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden neben Pietismus und Aufklärung neue geistige Strömungen mächtig, die auch für die Entwicklung der Selbstbiographie von größter Bedeutung werden sollten. Die Beobachtung der eigenen Seelenregungen und Gemütszustände, die der Fromme zu erbaulichen Zwecken geübt hatte, wurde im weiteren Verlauf des Jahrhunderts allmählich auch in weltlichen Kreisen zu einem Sport, dem man mit Eifer huldigte in mündlichem Gedankenaustausch, in fleißig geführten Tagebüchern, in sorgfältig gepflegten Briefwechseln. Dabei beschränkte man sich bei dieser Belauschung des eigenen Innern keineswegs mehr auf das Gebiet der religiösen Empfindungen. Man schwelgte in den Wonnen der Liebe und Freundschaft, man empfand bei der andächtigen Versenkung in die Natur und ihr Leben ungekannte Seligkeiten und stellte mit geheimem Staunen die verschiedenen Äußerungen dieser Gefühle bei sich selber fest. So war ein günstiger Boden geschaffen für eine Form der Selbstdarstellung, die auf die Schilderung des inneren, seelischen Lebens den Hauptnachdruck legte. Dabei hatte sich das Persönlichkeitsgefühl immer mehr von den Fesseln befreit, durch die es bisher noch beschränkt und eingeengt war. Schon der Pietismus hatte das Recht des frommen Innenlebens gegenüber den Satzungen und Ordnungen des amtlichen Kirchentums betont. Die Aufklärung hatte die Selbständigkeit und Selbstherrlichkeit menschlichen Denkens gegenüber der Überlieferung in Staat, Kirche und Gesellschaft auf den Plan gerufen. Damit war für die geistige und seelische Entwicklung der Einzelpersönlichkeit eine freiere Bahn geschaffen als vordem. Das Persönlichkeitsgefühl gewann bedeutend an Tiefe und Kraft. Immer größer wurde nun auch die Zahl schöpferischer Geister, die der Krücken des Herkommens, der Gängelung durch äußeren Regelzwang nicht bedurften, sondern ihr Gesetz in sich selber

trugen, und in ihrem kraftvollen Eigenwuchs der Welt vor Augen führten, was der Mensch vermag, wenn er nicht nach links und nicht nach rechts blickt, sondern unbeirrt seinem innersten Wesen treu bleibt. An dem Anblick eines Friedrich des Großen, eines Lessing, eines Klopstock konnte das unsichere Selbstgefühl eines verkümmerten Geschlechts wieder erstarken. Die ängstliche, von tausend Rücksichten und Schranken eingeengte deutsche Seele begann sich wieder auf den Mut ihrer Eigenart zu besinnen und die Scheu abzulegen, anders zu sein als die andern. So regte sich bald überall das mit der Verselbständigung und Verinnerlichung des geistigen Lebens eng verschwisterte Streben nach Natürlichkeit, Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit in allen Lebensäußerungen. Und wenn die Stürmer und Dränger ihre Sehnsucht nach urtümlicher Größe, nach unverkümmertem Eigenwuchs, nach naturechter Frische in Dichtung und Lebensführung oft in wunderlicher Weise betätigten und äußerten, so waren ihre Kapriolen nur die Gegenwirkung gegen die lange Einschnürung und Erstarrung zuvor. Wem durch Einzwängung und Fesselung die Glieder steif geworden sind, der sucht wohl auch durch gewaltsame Bewegungen und Sprünge das Blut wieder in Umlauf zu bringen. Daß auch in dieser Entfesselung des geistigen Lebens und der damit verknüpften Kräftigung und Vertiefung des Persönlichkeitsgefühls für die Selbstbiographie ebenso mächtige Antriebe lagen wie in der gesteigerten Übung der Selbstbeobachtung, bedarf keines besonderen Hinweises.

Wenn aber die deutsche Selbstbiographie seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts so rasch zu einer ungeahnten Blüte gelangte und Werke wie Jung-Stillings Jugend, den Anton Reiser von K. Ph. Moritz und später Goethes Dichtung und Wahrheit hervorbrachte, so trug dazu freilich auch der Umstand bei, daß die Kunst der Seelen- und Umweltschilderung mächtige Fortschritte gemacht hatte. Im Roman war erstmals durch den Engländer S. Richardson das bürgerliche Leben zum Gegenstand der Darstellung gemacht worden. Der Familien- und Sittenroman, den er begründete, kann seine nahen Beziehungen zu den moralischen Wochenschriften jener Zeit nicht verleugnen. Aber er kam eben durch diesen starken Einschlag von moralisierender Betrachtung einem lebhaften Bedürfnis der Zeit entgegen. Dazu empfand man die genaue Schilderung des wirklichen alltäglichen Lebens in Richardsons Romanen wie die

sorgfältige, oft umständliche Kennzeichnung der handelnden Personen, ihrer Beweggründe und Gefühle, ihrer Antriebe und Stimmungen als etwas Neues, noch nicht Dagewesenes. Es war dem Leser, als lernte er die Sitten und Gewohnheiten seiner Umgebung, wie die eigenen Gefühle und Empfindungen jetzt erst wirklich kennen, und mit Verwunderung stand er vor den unendlichen Einzelheiten, die zusammen das Gepräge des ganzen Menschen und seines Lebens bestimmen und ausmachen. Durch dieses Vorbild schien einem jeden das Kleinleben seines eigenen Daseins zur Würde schriftstellerischer und dichterischer Darstellbarkeit emporgehoben zu sein. An Richardson schloß sich eine Reihe anderer englischer Romandichter, die zwar in ihren Werken hin und wieder noch in den Bahnen des Abenteurerromanes einhergingen, aber doch alle, ob sie nun zur Empfindsamkeit neigten oder die Welt im Lichte des Humors erblickten, das wirkliche Leben in farbenreichen Sittenromanen schilderten. H. Fielding, T. Smollet, L. Sterne, O. Goldsmith, sie alle griffen ihre drolligen und rührenden Gestalten aus dem alltäglichen Leben heraus und folgten ihnen wiederum dorthin. An alltägliche Vorgänge knüpften sie ihre empfindsamen und launigen Betrachtungen, und die Lebensgewohnheiten des kleinen Mannes, des Pfarrers, des Arztes, der Hausfrau, der Kammerzofe waren die Gegenstände ihrer genauesten Schilderungen. Die Vorkommnisse des Kleinlebens zwischen Morgen und Abend, zwischen Geburt, Hochzeit und Tod, die jedem so begegnen können, wurden hier humoristisch beleuchtet, nach ihrem Gefühlswert gewürdigt und novellistisch ausgestaltet. Die Gefühle und Empfindungen, die man als einen geheimen Schatz in seinem Herzen trug und höchstens in Tagebüchern und vertrauten Briefen zu bekennen wagte, wurden von den Helden und Heldinnen dieser Romane laut bekannt und ausgesprochen. Unter solchen Umständen mußte sich der Gedanke, auch das eigene Leben in solcher Weise darzustellen, von der eigenen Seele und ihrer Entwicklung ein Gemälde dieser Art zu geben, immer dringlicher nahelegen.

Die weitgreifende Bedeutung, die einem Rousseau in der Geschichte der Selbstbiographie zukommt, liegt vor allem darin, daß er einer der ersten war, der in weithin sichtbarer Weise diesen Schritt vom Roman zur Selbstbiographie tat. Für ihn stand Richardson neben Homer, und er fand, daß nie in irgendeiner Sprache ein

Roman geschaffen worden sei, der der Clarissa Richardsons gleichkäme, ja sie erreichte. So entstand unter dem Einfluß des englischen Dichters seine Heloise. In diesem Werk ist, wie in Richardsons Romanen, das Entscheidende und Wesentliche nicht mehr das äußere Geschehen mit seinen seltsamen Verwicklungen und Wechselfällen wie im Abenteurerroman, sondern der Widerschein der Geschehnisse in den Seelen der handelnden Personen: Damit wird von selbst die Teilnahme auf deren inneres Wesen, auf ihre seelische Sonderart gelenkt, die sie mit niemand teilen. Und was konnte nun Rousseau hindern, die Teilnahme, die er in der Neuen Heloise für die Eigenart erdichteter Personen in Anspruch genommen hatte, auch für das eigene Ich zu fordern. Er tat es in seinen Konfessions und schuf damit eine neue Form der Selbstbiographie: Die Selbstbiographie als ein auf stimmungdurchtränkter Umweltschilderung aufgebautes Seelengemälde. Unter Benützung der Kunstmittel des psychologischen Romans jener Zeit ist so in den Konfessions ein Werk entstanden, das weithin vorbildlich wirkte und unter den Selbstbiographien der Weltliteratur in vorderster Reihe steht. Rousseau war in diesem Werk einer der ersten, der bei seiner Selbstdarstellung auch den seelischen Regungen der Kindheitsjahre mit Feinheit und gerührter Sorgfalt nachging, und in ihnen den Keim späterer Entfaltungen nachwies. „Denn, sagte er, um mich in den reifen Jahren zu kennen, muß man mich in meiner Jugend gekannt haben." Er hat als einer der ersten bewußt auf die Bedeutung der Umwelt für die geistige Entwicklung der Persönlichkeit hingewiesen: „Klima und Jahreszeit, Töne und Farben, Dunkelheit und Licht, Elemente und Nahrungsmittel, Geräusch und Stille, Bewegung und Ruhe, alles wirkt auf unsere Maschine und folglich auch auf unsere Seele." Er machte zum erstenmal den Versuch, die ganze weite Welt seiner Gefühle und Empfindungen, nicht bloß die salonfähigen und frommen, nicht bloß die fraglosen und klar bewußten in einem großen Gesamtbild abzumalen, wenn es ihm auch selbst oft bange davor werden will, „dieses ungeheure Chaos verschiedener, entgegengesetzter, häufig niedriger, manchmal erhabener Gefühle zu entwirren, von denen er unaufhörlich ergriffen war". Er bemerkt hierbei: „Wie viele Nichtigkeiten und Armseligkeiten muß ich auseinandersetzen, in welche kindische, unschickliche, oft lächerlich empörende Einzelheiten muß ich ein-

treten, um dem Faden meiner geheimen Anlage zu folgen, um zu zeigen, wie der Eindruck in meine Seele zuerst eindrang oder dort Spuren hinterließ." Und bei all dem, welche saftfrische Sprache, welche farbenhelle Darstellung! Da ist nichts von Stubengeruch, nichts von erklügelter und gequälter Mühseligkeit. Trotz aller Unerquicklichkeiten des Buchs, trotz der zahlreichen Züge eines krankhaften Seelenlebens, die diesen Bekenntnissen so oft etwas Beklemmendes geben, fesseln die nach dem Vorbild des zeitgenössischen Romans spannend und ergreifend gestalteten Episoden stets von neuem, denn das Geschehene wird hier nicht bloß zusammenfassend berichtet, sondern voll und anschaulich vergegenwärtigt. Das gilt von den Abschnitten über die Eltern und über Frau von Warens, „Die Mama", das gilt von der Diebstahlsgeschichte in Turin, von dem anmutigen Idyll des Landausflugs mit den Fräulein Graffenried und Galley, wie von dem Liebesabenteuer mit der Kaufmannsfrau Basile oder den Erlebnissen als Musiker in Lausanne und dem Aufenthalt auf der Petersinsel. Wie lebendig und anschaulich gezeichnet sind die Bildnisse der wohlmeinenden Männer, der reizenden Frauen, der seltsamen und spaßhaften Käuze, die ihm auf seinem Wege begegnen, und wie ungezwungen und reizvoll unterbrechen die Erzählung immer wieder bewegte Gefühlsergüsse, psychologische und moralische Betrachtungen, begeisterte Naturschilderungen, erzieherische Winke.

Inwieweit Rousseaus Bekenntnisse im einzelnen auf die deutsche Selbstbiographie der unmittelbaren Folgezeit gewirkt haben, bedarf noch genauer Forschung. Sicher haben neben der Vertiefung und Erstarkung des Persönlichkeitsgefühls und neben den Vorbildern des englischen Romans vor allem auch die Leitgedanken Rousseaus, wie sie in seinen Werken, besonders den Bekenntnissen, Gestalt gewannen, entscheidend dazu beigetragen, daß auch in Deutschland die Selbstdarstellung Werke hervorbrachte, die eine neue Wendung in der Geschichte der Selbstbiographie bedeuten und als Früchte einer reifen Darstellungskunst, einer vertieften Seelenkunde, einer weitherzigen Weltaufgeschlossenheit für immer ihren Wert behalten werden. Auch in der deutschen Selbstbiographie beginnt jetzt das Verständnis für das Seelenleben des Kindes und des einfachen Mannes zu erwachen, auch in ihren Hervorbringungen erstarkt die Einsicht in die Bedeutung von Natur und Landschaft, von Um-

gebung und Umwelt für die Entwicklung der Persönlichkeit. Und wenn nun Seelenzustände und Hintergründe, Episoden und Nebenfiguren mit bewußter, am Zeitroman geschulter Kunst gestaltet und dargestellt werden, so gewinnt dadurch die Selbstbiographie eine Fülle, Frische und Lebendigkeit, die den Hervorbringungen des Pietismus und der Aufklärung auf diesem Gebiet fast durchweg unerreichbar geblieben war. Dazu kommt, daß das Streben nach Unmittelbarkeit des Ausdrucks, die Freude an urwüchsiger Sonderart auch die Darsteller des eigenen Lebens beseelt und wie ein frischer Hauch ihre Werke durchweht. Von Stufe zu Stufe steigt nun die deutsche Selbstbiographie zu der hohen Vollendung empor, die sie in Goethes Dichtung und Wahrheit erreicht hat.

Verschiedene Schriftstellerinnen der empfindsamen Zeit haben in dem von D. Ch. Seybold (1747—1804), dem Herausgeber von „Selbstbiographien berühmter Männer", 1782 gegründeten „Magazin für Frauenzimmer" ihre Selbstbildnisse entworfen. So gibt Sophie La Roche in dieser Zeitschrift unter dem Titel „Mein Glück" eine Geschichte ihrer Kindheit, worin sie des gelehrten Vaters, der sanft haushälterischen Mutter gedenkt, auch die Freundschaft mit Wieland und ihre Verheiratung mit „einem der schätzbarsten Männer dieser Erde" erwähnt, aber von ihren inneren Kämpfen, von der Einwirkung des italienischen Geliebten, von ihrer wissenschaftlichen Vorbildung durchaus schweigt. Mit der schonungslosen Offenheit eines Rousseau verbreitet sich der Königsberger J. G. Hamann (1730—1788) auch über seine Fehler und Schwächen in den „Gedanken über meinen Lebenslauf". Man lernt ihn darin als unruhigen, unberechenbaren Stimmungsmenschen kennen, bei dem eine ungezügelte Sinnlichkeit mit einer heißen Sehnsucht nach dem Übersinnlichen sich kreuzt, als einen geistvollen Literaturzigeuner, den seine „zwischen Völlerei und Nachdenken, zwischen Lesen und Büberei, zwischen Fleiß und üppigem Müßiggang hin- und hergeworfene Zerrissenheit schließlich einem romantisierenden Pietismus in die Arme führt. Als eine „Osterbeichte, in der nur angebracht ist, was das Gewissen verlangte", will Th. G. Hippel (1741—1796) seine geistreichen aber ungeordneten und abspringenden Mitteilungen über das eigene Leben betrachtet wissen, und die Aufrichtigkeit erscheint ihm als das Hauptstück einer Lebensbeschreibung. Ein Freund Hippels, der

Königsberger Kammersekretär J. G. Scheffner (1736—1820), hat gleichfalls von seinem Wesen und Leben Rechenschaft abgelegt in einer anziehenden und lesenswerten Selbstbiographie: „Mein Leben wie J. G. Scheffner es selbst beschrieben" (1816). Er war auch mit Kant und Herder befreundet, trat nach der Demütigung Preußens im Jahre 1806 in Beziehungen zur Königin Luise und ihrer Schwester, zu Stein, York und Arndt, und gibt der Vaterlandsliebe, die ihn beseelte, schönen Ausdruck in seiner Selbstbiographie. Zu den bekanntesten Werken der Zeit gehören, obwohl sie mitunter an einer Neigung zu weitschweifigen Betrachtungen leiden, J. G. Seumes (1767—1810) selbstbiographische Schriften, unter denen vor allem das Bruchstück: „Mein Leben" (1813) in Betracht kommt. Prächtig hebt sich hier in der Beschreibung der Kindheit die Gestalt des Vaters heraus, eines wackeren, mit starkem, fast leidenschaftlichem Rechtsgefühl begabten Mannes aus dem Volk. Ungemein lebendig erzählt Seume seine Schul- und Studienjahre. Man halte dagegen die meist recht trockenen und langweiligen Schilderungen dieses Lebensabschnitts in den Selbstbiographien der Aufklärungszeit. Und von dem Augenblick an, wo der Achtzehnjährige auf der Reise nach Paris hessischen Werbern in die Hände fällt, und unter die von Landgraf Friedrich II. an England verkauften Truppen eingereiht wird, um nach Amerika gebracht zu werden, wächst die lebhafte Teilnahme für den schmählich Mißhandelten von Seite zu Seite. Denn er versteht es, sein Erleben mit greifbarer Deutlichkeit dem Leser vor Augen zu führen. Man sieht das „Quodlibet von Menschenseelen" vor sich, die in dieser Truppe zusammengeschichtet sind: Verbummelte Musensöhne, bankerotte Kaufleute, abgesetzte Postschreiber, entlaufene Mönche, kassierte Offiziere. Man zittert für Seume, wie er in eine aussichtslose Meuterei verwickelt zu werden droht. Man freut sich, daß er vor dieser Gefahr durch den guten Rat eines älteren Kameraden bewahrt bleibt, und daß er sich durch sein widriges Geschick in keiner Weise unterkriegen läßt. „Am Ende, schreibt er, ärgerte ich mich weiter nicht, leben kann man überall, wo so viele durchkommen, wirst auch du; über den Ozean schwimmen, war für mich jungen Kerl einladend genug, und zu sehen gab es jenseits auch etwas. So dachte ich." Von dem frischen kernhaften Geist, der aus diesen Worten spricht, sind auch die Schilderungen seiner Er-

lebnisse in Amerika erfüllt, und zum Bedauern des Lesers bricht die Erzählung mit seiner Desertion nach der Rückkehr aus Amerika im Jahre 1783 ab. Überall, in Sprache, Darstellung und Inhalt des Berichteten tritt uns die frische, mannhafte, rüstige Art des Spaziergängers nach Syrakus entgegen, der mit seinem starken Gefühl für Recht und Gerechtigkeit, mit seiner kräftig zupackenden Tüchtigkeit, mit seiner herben Offenheit und Aufrichtigkeit das packende Bild einer geist- und charaktervollen Persönlichkeit bietet.

Wenn in den Selbstbiographien des Pietismus und der Aufklärung der Drang in die Ferne und das Verlangen, dem Druck heimischer Enge zu entfliehen, noch weniger wirksam war, so wachsen in den späteren Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts solche Empfindungen und Antriebe zu bezwingender Kraft. Nicht bloß kraftvolle Naturen wie Seume treibt es hinaus, fremde Länder zu durchwandern und fremdem Leben verstehend näher zu kommen, auch so sanfte und gefühlvolle Seelen wie der 1758 in Höchstädt geborene Idyllendichter F. X. Bronner, der 1850 als Staatsarchivar in Aarau starb, müssen diesem Drang der Zeit ihren Tribut zahlen. Als sechsundzwanzigjähriger Benediktiner entfloh Bronner dem Kloster in Donauwörth, kehrte dann vorübergehend in seinen Orden zurück, entfloh hierauf ein zweites Mal endgültig und lebte, mit Ausnahme einer siebenjährigen Wirksamkeit als Professor in Kasan, meist in der Schweiz. Die Beschreibung seines bewegten Lebens erschien 1795—97 in Zürich und wurde gekürzt und überarbeitet neuerdings in der Lutz'schen Memoirenbücherei herausgegeben unter dem Titel: „Ein Mönchsleben in der empfindsamen Zeit." In der Tat gehört diese Selbstbiographie zu den reizvollsten Werken dieser Art, die wir aus dem 18. Jahrhundert besitzen, farbenreicher und stimmungsvoller auch als die in manchem eine ähnliche Entwicklung schildernde Selbstbiographie von J. A. Feßler. Ein bewegtes Leben zieht in bunten Bildern am Leser vorüber. Dabei sind die kulturgeschichtlichen Hintergründe mit besonderer Anschaulichkeit geschildert. Das Gemälde, das er vom Klosterleben des 18. Jahrhunderts entwirft, mit dem maschinenmäßigen Betrieb der Andachtsübungen, dem gedankenlosen Abbrüllen der Chöre, mit der rohen Völlerei und der gehässigen Ränkesucht der Mönche läßt den damaligen Tiefstand des religiösen Lebens in diesen Kreisen mit erschreckender Deutlichkeit erkennen, selbst wenn der ent-

sprungene Mönch gelegentlich etwas zu schwarz gemalt haben sollte. Reizend spiegeln sich die Zustände in den kleinen schwäbischen Städten am Schluß des 18. Jahrhunderts in dem Werk, und auf das Treiben der Freimaurer und Illuminaten, in deren Kreisen Bronner heimisch war, fällt manch bezeichnendes Licht. Die politischen und philosophischen Ideale, mit denen er hier vertraut wurde, fachten in ihm zugleich jene Begeisterung für die französische Revolution an, die ihn zu einer Reise nach Frankreich veranlaßte. Wie der lebensfremde Schwärmer hier gründlich abgekühlt wurde und an der Guillotine recht nah vorbeistreifte, ist höchst unterhaltend und spannend zu lesen. Von einem feinen Hauch taufrischer Poesie ist die Beschreibung seiner Knabenzeit erfüllt. So komisch teilweise die empfindsam gezierte und überzuckerte Art anmutet, mit der Bronner im Stil der Idyllen- und Schäferdichtung jener Zeit von seinem Liebesleben berichtet, so köstlich trifft er den richtigen Ton, wenn er auf seine Kindheitserinnerungen zu sprechen kommt. Wie sich der Knabe in Gassen und Gärten tummelt, wie er sich hier eine eigene Welt schafft, wie ihm in seinem weltabgeschiedenen schwäbischen Erdenwinkel das Kleinste zum Wunder und Erlebnis wird, wie er das Leben der Schule, der geistlichen Seminare und Konvikte kennen lernt, das alles ist mit einer liebevollen Versenkung ins Kleinleben des Kindes, mit einem lebendigen Nachempfinden jugendlicher Gefühle, mit einer behaglichen Ausmalung der Einzelheiten gegeben, daß man einen Anhauch Rousseau'schen Geistes zu verspüren meint. Übrigens klingt dessen Gefühlswelt auch in dem von Bronner mehrfach erwogenen Plan nach, Einsiedler zu werden.

Die gebrochene Zickzacklinie der äußeren Schicksale, die uns in Seumes und Bronners Selbstbiographie entgegentritt, wiederholt sich auch in dem Leben Christian Fr. Daniel Schubarts (1739—1791), des bekannten schwäbischen Dichters, den Herzog Karl Eugen von Württemberg von 1777—1787 in schwerer Kerkerhaft auf dem Hohenasperg gefangen hielt. Dort hat Schubart seine Selbstbiographie verfaßt: „Schubarts Leben und Gesinnungen von ihm selbst im Kerker aufgesetzt" (1791—1793). Er hat sein Werk einem Mitgefangenen durch eine Öffnung der ihre Zelle trennenden Wand diktiert und darin sein Leben bis ins dritte Jahr seiner Gefangenschaft beschrieben. Man spürt denn auch den über-

dies vom Festungskommandanten zensierten und unter den Augen des Herzogs gedruckten Lebenserinnerungen die Kerkerluft und die seelischen Qualen der schweren Haft deutlich genug an. Es herrscht in ihnen eine zerknirschte Beicht- und Bußstimmung, die den Dichter sein früheres Leben mitunter in einem fast zu trüben Licht erscheinen ließ und ihn verführte, sich selbst schwärzer zu malen, als er in Wahrheit war. Zum Glück vermochte jedoch die trübe Kerkerstimmung den erregbaren Sanguiniker seiner wahren Natur nicht ganz zu entfremden. Hinter den grauen Stimmungen und bußfertigen Zerknirschungen blickt immer wieder ein anderes Gesicht hervor, das Gesicht eines vollsaftigen, derben, sinnenfrohen Mannes, der sein Herz auf der Zunge trägt, und im Guten und Schlimmen leicht entflammt zwischen der Gier nach Sinnenglück und der Sehnsucht nach Seelenfrieden haltlos hin- und herschwankt. Er war in der Tat, wie D. Fr. Strauß ausführt, mehr Saft- als Kraftmensch und besaß mehr Blut als Knochen, mehr Temperament als Charakter, mehr Talent als Geist. Wie wird der Gefangene warm, wenn er der Jugendtage zu Aalen gedenkt, da er die Schönheiten der Natur bis zur „ausgelassenen Begeisterung" empfand, da ihm Vergangenheit und Zukunft schwand, wenn er an einem Maientage im Garten wandelte und „die Seele mit den summenden Käfern im Dufte der Apfelblüte so ganz Genuß war". Wie leuchtet ihm in die trübe Gegenwart die Erinnerung an die Stunden herein, da ihn die Werke der Griechen und Römer, da ihn Shakespeare und Ossian zu „wollüstigen Empfindungen hinrissen, daß er in Zimt- und Rosendüften zu schwimmen und Nektar zu saugen schien". Dann berichtet er wieder mit schlecht verhehltem Behagen von den Abenden, die er im Wirtshause beim Bierkrug und einer Pfeife Tabak mit keinen Hilfsmitteln als seiner Erfahrung und seinem Witz seine „Deutsche Chronik" diktiert, oder er verliert sich in die Erinnerung der erhabenen Stunden, da er den Augsburgern Klopstocks Messias vorlas und Leser wie Hörer in süßen Freudengefühlen, wonnevollen Tränen schwelgten. Daneben erweckt er das Gedächtnis seiner zielllosen Abenteurerfahrten zu neuem Leben, da ihm die Welt offenlag, wie Fieldings Tom Jones, und er sich beim Antritt einer neuen Wanderstrecke zurief: „Wohin Kerl?" So ist das Werk überaus reich an Schilderungen von vollsaftiger Unmittelbarkeit und frischem Leben. Denn nicht bloß äußere Eindrücke,

Ereignisse und Zustände, wie das Ludwigsburger und Augsburger Leben, die Wallfahrten zu dem Wundertäter Gaßner, die Gefangennahme des Dichters in Blaubeuren sind in Bildern voll Farbe und Leuchtkraft beschrieben, sondern Schubart versteht es auch, Stimmungen und Gefühle, wie seine trüben Ahnungen vor der Gefangennahme, seine qualvollen Gewissensbisse, die seelischen Wirkungen seiner Kerkerhaft packend darzustellen. Weniger deutlich werden die einzelnen Persönlichkeiten, mit denen er zu tun hatte. Diese Charakterbilder sind, wie Strauß zutreffend bemerkt, größtenteils zu hell gefärbt und zu sehr durch die Brille seiner Gutmütigkeit und Bewunderungssucht gesehen. Bedauerlich ist, daß der Dichter, der eine Stimmung nur schwer länger festhalten konnte, auch in diesem Werke sehr ungleich arbeitet. Wie in seiner Chronik nach seinem eigenen Urteil ein Blatt ein Glutstrom und das nächste oft ein Schneehügel schien, ähnlich unterbrechen auch in seiner Selbstbiographie mattherzige, kraftlose Stellen und Abschnitte mehrfach den Fluß der blut- und lebensvollen Darstellung. Und im letzten Drittel des Buchs überwuchern die reumütigen und frommen Betrachtungen fast alle Unbefangenheit des Urteils, der Empfindung und der Darstellung.

Unter den warmblütigen und eigenwüchsigen Gestalten aus der Zeit der Empfindsamkeit ist eine der fesselndsten und erfrischendsten der warme Verehrer Schubarts, Uli Braeker, der arme Mann im Tockenburg, mit der Erzählung seines Lebens und seiner Abenteuer. Geboren 1735 in dem Schweizer Tal, das Toggenburg oder Tockenburg genannt wird, als der Sohn eines armen Mannes, der sich schlecht und recht im Schweiß seines Angesichts mit den Seinen durchschlug, wuchs Uli unter den dürftigsten Verhältnissen heran. Aber jugendliche Leichtherzigkeit trugen ihn über all diese Sorgen und Kümmernisse hinweg, die ihm kaum zum Bewußtsein kamen: „Ich war, erzählt er in seiner Selbstbiographie, ein leichtsinniger Bub, wie es je einen gab. Alle Tag dacht ich dreimal ans Essen, und damit aus. Wenn mich der Vater nur mit langanhaltender oder strenger Arbeit verschonte, oder ich eine Weile davonlaufen konnte, war mir alles recht. Im Sommer sprang ich in der Wiese und an den Bächen herum, riß Kräuter und Blumen ab und machte Sträuße wie Besen; dann durch alles Gebüsch, den Vögeln nach, kletterte auf die Bäume und suchte Nester. Oder ich

las ganze Haufen Schneckenhäuslein oder hübsche Steine zusammen. War ich müd, so setzt ich mich an die Sonne, und schnitzte zuerst Hagstecken (Zaunpfähle), dann Vögel und zuletzt gar Kühe, denen gab ich Namen, zäunt ihnen eine Weid ein, baute ihnen Ställe und fütterte sie, verhandelte dann bald dies bald jenes Stück und machte immer wieder schönere. Im Winter wälzt ich mich im Schnee herum und rutschte bald in einer Scherbe von einem zerbrochenen Napf, bald auf dem bloßen Hintern die Gähen hinunter. Das trieb ich alles so, wie es die Jahreszeit mitbrachte, bis mir der Vater durch die Finger pfiff oder ich sonst merkte, daß es Zeit über Zeit war." So wächst er heran, bis auch ihm ein Ämtlein in der Wirtschaft übertragen wird. Uli wird Geißbub. Er erzählt in seiner Selbstbiographie mit frischester Anschaulichkeit von den Freuden und Beschwerden seiner Geißbubenzeit. Oft genug wird man dabei an Thomas Platter und seine Erlebnisse als Geißbub erinnert, nur daß bei Uli Braeker das Verhältnis zur Natur viel inniger, der Schwung und die Fülle jugendlich quellender Gefühle viel größer, die Kunst angeregter, blühender, farbenreicher Schilderung erheblich ausgebildeter ist. Das Kapitel „Bubenjahre", das die Beschreibung der Geißbubenzeit enthält, gehört neben dem nächsten, das von der ersten Liebe Ulis erzählt, zu den anmutigsten, frischesten Abschnitten der Selbstbiographie Braekers. Die Helläugigkeit, womit er das Leben beobachtet, sein feines, reges Naturgefühl kommt in diesen Kapiteln ebenso zur Geltung wie die volkstümliche Kernhaftigkeit seiner Sprache und die unverdorbene Naivität seines Wesens. Von gewissenlosen Landsleuten wird dann der übelberatene Bursche preußischen Werbern zugeführt, und er tritt nun zunächst noch als Bedienter eines Werbeoffiziers in Schaffhausen und Rottweil zum erstenmal in eine ihm bisher völlig fremde Welt ein. Er läßt sich die guten Tage, die er hier mit seinem Herrn, einem sorglosen Lebemann, verbringt, gern gefallen und folgt ihm arglos nach Berlin. Dort wird der junge Schweizer alsbald sehr gegen seinen Wunsch als Rekrut in das Regiment Itzenplitz gesteckt. Diesem seinem Mißgeschick verdanken wir eine der lebendigsten Schilderungen preußischen Soldatenlebens unter Friedrich dem Großen. Wenige haben es in seiner ganzen trübseligen Roheit und seiner beklemmenden Dürftigkeit so lebensecht zu schildern verstanden, wie dieser Schweizer: „Des Morgens für

einen Dreier Fusel und e'n Stück Kommißbrot. Mittags aus der Garküche für e'n andern Dreier Suppe und wieder e'n Stück Kommiß. Des Abends für zwei Pfennig Kovent oder Dünnbier und abermals Kommiß. So kommt man aus und anders nicht von sechs Groschen die Woche." Da war es für Uli wie eine Erlösung, als 1756 der Krieg begann und auch sein Regiment ins Feld rückte. Bot sich doch im Feld viel bessere Gelegenheit, sich dem aufgezwungenen Stande zu entziehen, als in der Garnison. Auch vom Leben im Felde entwirft Braeker farbenreiche Bilder; das lebendigste von der Schlacht bei Lowositz, während der es ihm gelang, glücklich zu entwischen. Unverzüglich trat er nun die Heimreise nach der Schweiz an, wo er schließlich wohlbehalten landete. Wie er nun in der Heimat mit verschiedenen Hantierungen sein Brot verdient, wie er seine etwas zänkische und nicht gerade liebenswürdige Gattin heimführt; wie er mit Sorge und Not sich herumschlägt, aber daneben eifrig liest, studiert, schreibt und Mitglied einer gelehrten Gesellschaft wird, das berichtet er in den letzten, anziehend geschriebenen Kapiteln seiner Lebensbeschreibung. Jener Drang nach Aufklärung und Erweiterung seines Gesichtskreises, der so viel dazu mithalf, daß aus dem ungebildeten Weber ein heute noch gelesener Schriftsteller wurde, machte ihn nicht bloß mit den Werken Lavaters, Mösers, Jung-Stillings, Zimmermanns, sondern auch mit Shakespeare, dem er ein begeistertes Büchlein widmete, mit Milton, Rousseau, Klopstock, Goethe bekannt. Im Jahr 1770 fing er an, ein Tagebuch zu führen, das ihn lehrte, sich selbst Rechenschaft von seinem Erleben zu geben. Die Geschichte seines Lebens, an der er seit 1781 schrieb, gab er seinem Gönner und Freund Pfarrer Imhof zu Waldwyl zu lesen. Durch diesen kam das Werk dem Inhaber der Buchhandlung Orell Geßner Füßli und Komp. in Zürich in die Hand. 1788 teilte Füßli im Schweizerischen Museum das erste Probestück mit, das, wie er selber erzählt, „auch unter den verschiedensten Klassen von Lesern allgemeinen Beifall fand. Man mochte die einander ziemlich schnell gefolgten Fortsetzungen kaum erwarten. Niemals wurde auch die gespannteste Neugierde getäuscht und jedesmal nach dem Verfasser lüsterner gemacht." Diese beifällige Aufnahme veranlaßte Füßli, das Ganze unter dem Titel: „Lebensgeschichte und Natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg" 1789 als Buch herauszugeben.

Möglich, daß Füßli, wie Bächtoldt vermutet, an der Form der Aufzeichnungen erheblichen Anteil hatte. Er mag manches geglättet, zurechtgestellt, ausgeglichen haben, und vielleicht auch an der Anordnung und Einteilung des Buches beteiligt gewesen sein. Aber die „entzückende Aufrichtigkeit und poesievolle Lebendigkeit", die dem Werk seinen Reiz gibt, ist offenkundig Braekers Eigentum. Wie er selbst im Schlußkapitel seiner Lebensbeschreibung mitteilt, hat er der Versuchung, nach dem Modell von Jung Stillings Lebensgeschichte oder von Rousseaus Bekenntnissen zu schreiben, wacker widerstanden. „Freilich hätt ich mich oft gerne so gut und fromm schildern mögen, wie der edle Stilling es war. Aber konnt' ich es, ohne zu lügen? Und das wollt ich nicht, und hätte mir auch wenig geholfen. Und Geständnisse, wie Rousseaus seine, enthält meine Geschichte auch nicht und sollte auch keine solchen enthalten." Diese natürliche Geradheit und Ehrlichkeit spiegelt sich auch in seinem Stil. Die saftige Derbheit seines Lieblingsschriftstellers Schubart vereinigt sich bei ihm mit der naturwüchsigen Volkstümlichkeit seiner mundartlich gefärbten Rede, und es entsteht so eine mit sprichwortartigen Wendungen gesättigte Anschaulichkeit und Bildkraft der Sprache, die ihresgleichen sucht. Man meint kein Buch, sondern einen lebendigen Menschen vor sich zu haben, der spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. So greift A. Wilbrandt in seiner begeisterten Einleitung zu einer Neuausgabe des Armen Mannes kaum zu hoch, wenn er sagt: „In seiner Prosa wuchs, Gott weiß wie, dieser ganz eigene Duft heran, der seine entbauerte Seele, seinen geadelten Geist zu den wirklichen Poeten gesellt. Er ward ein Dichter und wußte es nicht. Er lernte ohne Lehrer seine Gefühle und Gedanken formen, wie der Bildner Wachs und Ton. Nur wenige Schilderungen aus dem eigenen Leben gibt es, die an Frische, Natur, Anmut, Poesie mit Ulrich Braekers Werk zu vergleichen sind. Alles lebt, alles blüht. Oft reißt uns seine dramatische Kraft mit sich fort. Und ein Wunderding zum Kopfschütteln ist, wie ein Mensch, in dem keine kriegerische Ader lebte, die Lowositzer Schlacht beschrieben hat, in der er, der durch Werberlist Verlockte, desertierte. Mitten in musenlosester Umgebung, in allen Bitternissen widerwärtigster Art, in selbstbildender, unberatener Einsamkeit gewinnt er einen solchen Reichtum an Stimmungen, Vorstellungen, Empfindungen, einen so hohen, unzerstörbaren, freudigen Lebenssinn, eine

solche Stufenleiter von Ausdrucksmitteln, daß man gerührt und beschämt vor diesem Naturwunder steht."

Als ein aus engen dürftigen Verhältnissen hervorgegangener, in vielem naiver Autodidakt, weist Jung-Stilling in seinen selbstbiographischen Werken manchen Zug auf, der an Braeker erinnert. Im Unterschied zu dem Schweizer ist jedoch sein Leben ein überzeugendes Beispiel für die auch anderwärts bestätigte Wahrnehmung, wie eng die geistige Entwicklung, die in den Hervorbringungen der Empfindsamkeit wie der Sturm- und Drangbewegung gipfelt, mit dem Pietismus verbunden und innerlich verknüpft ist. Stillings Leben kann ebenso als Urkunde der Sturm- und Drangzeit gelten, wie sie sich durch ihre Grundstimmung in die Zahl der pietistischen Selbstbiographien einreiht. Diese Doppelstellung ist allerdings zu einem guten Teil darin begründet, daß Johann Heinrich Jungs (genannt Stilling) Lebensgeschichte keineswegs ein einheitliches Werk ist, sondern in mehrere, sowohl der Entstehungszeit wie dem geistigen und schriftstellerischen Gepräge nach unterschiedene Teile zerfällt. „Heinrich Stillings Jugend. Eine wahrhafte Geschichte", ist der erste Teil der Lebensgeschichte, der den Ruhm des Verfassers begründete und 1777, von Goethe zum Druck befördert, erschien. Das Büchlein enthält die Schilderung der Heimat Stillings, seiner Familie, Geburt und ersten Entwicklung, bis zum Tode des Großvaters Eberhard Stilling. Diese Schilderung ist in keiner Weise in der Art einer geschichtlich berichtenden Lebensbeschreibung oder einer zergliedernden Seelenschau gehalten, sondern als empfindsame Erzählung von frommer Färbung gegeben, die einer gefühlvollen Freude an bodenständigem, unverbildetem, treuherzigem Volkstum entsprungen, mit novellistischen Zügen ausgeschmückt, bei guter klarer Gliederung durch reizvolle Sitten- und Stimmungsbilder, sowie durch lebendig gezeichnete Gestalten, wie den Kernmenschen Eberhard Stilling, anzieht und fesselt. So stellt die „Jugend Stillings" eine Art von Vorläufer der späteren Dorfgeschichte dar, denn wie diese hebt auch Stilling das Merkwürdige in Sitten und Gebräuchen des Landvolks, das Kernhafte einer einfachen, naturnahen Lebensweise, das Patriarchalische im ländlichen Familienleben mit wirklichkeitstreuen, lebendigen und doch zum Gefühl sprechenden Zügen heraus. Dazu kommt neben der Liebe zur Heimatflur mit ihren Bergen und

Wäldern die romantische Freude an alten Burgruinen, an Ritter- und Räubergeschichten kräftig zur Geltung, und all das gelangt in naiv gefühlvoller, aber doch ehrlicher und ergreifender Weise zum Ausdruck.

Stilling selbst schreibt über die Entstehung des Büchleins, das auf die Stimmungen seiner Straßburger Zeit zurückgeht, er habe dem Kreise, in dem er dort freundschaftlich verkehrte, nach seinem Abgang von Straßburg auch ferner dienen wollen: „Da ich nun wußte, wie sehr meine Freunde in Straßburg den leichter witzelnden französischen Geschmack liebten, und wie sehr ihr Glaubensgrund in der Religion schwankte, so glaubte ich, wenn ich ihnen meine Lebensgeschichte in einem romantischen, blumichten Kleide vorlegte, so würden die deutlichen Fußstapfen der göttlichen Fürsicht ihnen auf eine angenehme Art gezeigt. Sie würden mit Freuden und auch mit Nutzen gelesen. Ich machte also den Titel: ‚Heinrich Stillings Lebensgeschichte in Vorlesungen', und schickte dann und wann ein Stück hinauf." So entstand Stillings Jugend. Bei einem Besuch bei Stilling in Elberfeld nahm dann Goethe den Schriftsatz zu sich, sah das wohl 1772 entstandene Werk durch und beförderte es zum Druck, nachdem er laut Stillings eigenem Zeugnis viel Flaues und Seichtes ausgemerzt, große, religiöse Stücke weggelassen oder verändert hatte, „Verzierungen" jedoch weder hinzu noch davon tat. Bei diesen „Verzierungen" ist wohl in erster Linie an die erzählenden und lyrischen Einlagen gedacht, die Volkspoesie im Sinne des Sturms und Drangs enthalten, aber auch an die romanhaften Umbildungen der Wirklichkeit, die, wie Stecher in seiner wertvollen Arbeit über „Jung-Stilling als Schriftsteller" überzeugend nachweist, auf Erinnerungen an den Lesestoff des Straßburger Kreises, wie Goldsmiths Vikar, Fieldings Tom Jones, Shakespeares Dramen, sowie auf Einflüsse des Umgangs mit Goethe zurückzuführen sind. „Einlegend, einflechtend, umkleidend hat er die Schicksale seines weltfernen Jugendlebens meist glücklich mit romantischem Beiwerk aus den neueröffneten Fundgruben des Sturms und Drangs ausgestattet, und zeigt sich allenthalben als ein sanftgearteter Nachempfinder oder Nachahmer alles dessen, was der neue Sturm und Drang pries und pflegte." Auch in dem empfindsamen Verhältnis zur Natur, der Neigung zu überstiegenen Gefühlsergüssen, sowie der bald naturburschenhaft gefärbten, bald

schwärmerisch überhitzten Sprache zeigen sich deutlich die Spuren der geistigen Welt, die ihm zu Straßburg in dem jungen Goethe und seinem Kreis zum erstenmal entgegengetreten war.

1778 erschienen als weitere Teile der Lebensbeschreibung „Heinrich Stillings Jünglingsjahre" und seine „Wanderschaft". Die Jünglingsjahre enthalten die Leiden und Freuden des jungen Schulmeisters und Hauslehrers, dem nirgends ein längeres Bleiben beschieden ist, und der dazwischen hinein auch wieder zum Schneiderhandwerk greifen muß. Die Wanderjahre bringen den Abschied von der engeren Heimat, dann vor allem die Straßburger Zeit sowie Verspruch und Heirat mit Christine. Beide Teile gehören ihrem geistigen und schriftstellerischen Gepräge nach mit der „Jugend" zusammen. Es macht Stilling noch Vergnügen, die Personen, mit denen er in Berührung kommt, mit anschaulichen, bezeichnenden Zügen zu schildern wie in der „Jugend". So ist die erst in diesen Abschnitten sich entwickelnde Gestalt des Pastors Stollbein trefflich und launig gezeichnet. An novellistisch zugerichteten Stellen und erzieherischen oder lyrischen Einlagen fehlt es nicht. Besonders die Geschichte von den zwei Schwestern, deren eine aus Liebe zu Stilling geisteskrank wird, zeigt ein sichtliches Bemühen, eigene Erlebnisse mit Shakespeareerinnerungen und Goetheschen Anregungen zu verschmelzen. Allerdings macht sich schon in diesen beiden Büchern ein Gesichtspunkt geltend, den in der „Jugend" vielleicht Gothes Bearbeitung zurückgedrängt hat, der Gedanke, die Erzählung des eigenen Lebens zu einem fortlaufenden Nachweis von Spuren besonderer göttlicher Führung und Vorsehung zu gestalten. Die Elberfelder Pietisten hatten an dem romanhaften Gepräge der Jugend Anstoß genommen. Um dieses Übel und Ärgernis einigermaßen gutzumachen, suchte Stilling „im zweiten und dritten Band zwischen dem romantischen und theologischen Ton das Mittel zu halten", wie er selbst bezeugt. Und so beginnen schon gegen den Schluß der Jünglingsjahre die Hinweise auf ein sichtliches Eingreifen der Vorsehung in Stillings Leben häufiger zu werden, um sich in der Wanderschaft noch stärker zu mehren. Daneben bleibt allerdings die Darstellung noch anschaulich und farbenreich. Man spürt, wie für Stilling über der ganzen Zeit bis zum Abschied von Straßburg der Duft einer in der Erinnerung einheitlich gefärbten Stimmung liegt.

In den nächsten Teilen seiner Lebensgeschichte: „Heinrich Stillings häusliches Leben", das 1789 erschien und die Zeit bis 1788 beschreibt, und in „Heinrich Stillings Lehrjahren", die 1804 folgten und bis zu dem Ruf des Kurfürsten von Baden an Stilling reichen, ändert sich Ton und Stil der Darstellung erheblich. Stilling will jetzt nur noch die „rein tatsächliche Wahrheit" geben und auf alle Auszierung verzichten, und da er es damit nur allzu ernst nimmt, verliert sein Werk immer mehr allen schriftstellerischen Reiz. Die Selbstbiographie versandet in einer „dürren Familien- und Reisechronik", die Kennzeichnung der Persönlichkeiten, denen er begegnet, wird immer schablonenmäßiger und begnügt sich mit leeren Beiwörtern, wie rechtschaffen, vortrefflich, christlich gesinnt, und dem Verfasser liegt nur noch eines am Herzen, nachzuweisen, wie umgehend und regelmäßig ihm die Vorsehung aus allen seinen zahlreichen häuslichen und ärztlichen Verlegenheiten heraushalf und besonders bei seinen vielen Geldsorgen unermüdliches Entgegenkommen zeigte. Man möchte diesen Vorsehungsglauben gerne als Zeichen kindlicher Frömmigkeit und edlen Gottvertrauens werten, wenn nur Stilling damit nicht alle Schwächen seiner Natur, besonders seinen Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl und seine Unfähigkeit zu überlegtem planmäßigem Handeln fortwährend zu decken suchte. Ja er verrät eine starke Neigung, sich jene Unzulänglichkeiten geradezu zum Ruhme anzurechnen, weil ja durch sie die Vorsehung um so glänzendere Gelegenheit zu wundersamem Eingreifen erhalte. So bekommen in diesen letzten Büchern die Erzählungen Stillings von inneren Ahnungen, Eingebungen und Erleuchtungen, von äußeren Durchhilfen und Errettungen vielfach ein unerträglich überhebliches Gepräge, denn überall soll dadurch dem Leser gezeigt werden, wie Gott Stilling zu etwas ganz Besonderem erlesen habe. Das Gerede von der Stillingsart und dem Stillingsherzen, ja selbst die Art wie der Wahlspruch: „Der Herr wird's versehn" angewendet wird, offenbart eine so ungewöhnliche Eitelkeit, daß selbst den gutwilligen Leser die Geduld verläßt.

Alles in allem ist die Stillingsche Selbstbiographie an psychologischen Aufschlüssen wie an kulturgeschichtlichem Gehalt nicht allzu reich. Dagegen stellt sie eine schätzbare Urkunde für bezeichnende, am Ende des 18. Jahrhunderts weitverbreitete Geistesströmungen dar. Die drei ersten Bücher, zumal die „Jugend", wer-

den um ihrer warmherzigen Darstellung willen ihren bleibenden Wert behalten als dichterisch verklärtes Bild eines einfachen ländlichen Lebenskreises und einer Persönlichkeit, die sich aus der Enge beschränkter Verhältnisse erfolgreich emporringt. Zu diesem Inhalt schickt sich dann auch trefflich die schriftstellerische Unbeholfenheit der Darstellung, durch die das Werk in die Nähe der Selbstbiographien ungeschulter Bildungssucher gerückt wird. Um dieser Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit willen hat die „Jugend" sogar den Beifall Friedrich Nietzsches gefunden, der das Werk mit Goethes Schriften, Lichtenbergs Aphorismen und Kellers Leuten von Seldwyla zu dem wenigen rechnet, was von deutscher Prosa wert sei, immer wieder gelesen zu werden.

Neben Stillings Lebensbeschreibung steht die Selbstbiographie von K. Ph. Moritz, die unter dem Titel Anton Reiser erschien, wie das Werk eines zünftigen Schriftstellers neben der Arbeit eines Dilettanten. Der Anton Reiser gehört denn auch zu den psychologisch ertragreichsten, schriftstellerisch reifsten und kulturgeschichtlich wertvollsten Selbstbiographien des 18. Jahrhunderts. Er stellt zweifellos die hervorragendste Erscheinung auf diesem Gebiete vor Goethes Dichtung und Wahrheit dar. Karl Philipp Moritz (geboren 1756 in Hameln, gestorben 1793 in Berlin) hat in seinem „Versuch einer deutschen Prosodie", der Studie „Über die bildende Nachahmung des Schönen" und der „Götterlehre der Griechen und Römer" seiner Zeit anregende wertvolle Arbeiten geschenkt. Sie erfreuten sich auch der lebhaften Wertschätzung Goethes, der ihrem Verfasser während seines Aufenthalts in Rom 1786/87 besonders nahegekommen war und auch später in engen freundschaftlichen Beziehungen zu ihm stand. Moritz gehörte zu den Geistern des 18. Jahrhunderts, die sich um die Ergründung des menschlichen Seelenlebens durch Selbstbeobachtung und Selbstzergliederung besonders eifrig annahmen. 1782 hatte er, durch Rousseaus Bekenntnisse angeregt, unter dem Titel: „Aussichten zu einer Experimentalseelenlehre" eine kleine Schrift herausgegeben, in der er die Abfassung eigener wahrhafter Lebensbeschreibungen oder Beobachtungen über sich selbst forderte, „weil solche Selbstbeobachtungen und Selbstschilderungen dem menschlichen Geschlecht zu mächtiger Förderung dienen können. Man solle zu solchem Zwecke die Geschichte seines eigenen Herzens von seiner frühesten Kindheit an

sich so getreu wie möglich entwerfen, auf die Erinnerungen aus der frühesten Kindheit aufmerksam sein und nichts für unwichtig halten, was jemals einen vorzüglich starken Eindruck auf die Seele gemacht hat." Als Sammelstelle für solche Mitteilungen gründete Moritz im Jahr darauf die Zeitschrift: „*Γνῶθι σεαυτόν* oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde" als ein Lehrbuch für Gelehrte und Ungelehrte, an dem namentlich Schulmänner und Prediger, Offiziere und Juristen, überhaupt Leute, die mitten im Leben stehen, mitarbeiten sollten. Es war die erste psychologische Zeitschrift in Deutschland. Gleich in ihrem ersten Band steuerte Moritz „Erinnerungen aus den frühesten Jahren der Kindheit" bei. Im Jahrgang 1784 findet sich dann das erste Bruchstück seiner streng nach den oben angedeuteten Grundsätzen gearbeiteten Selbstbiographie: „Fragment aus Anton Reisers Lebensgeschichte", dem sich im nächsten Stück eine Fortsetzung des Fragments anschließt. 1785 erschien dann „Anton Reiser, Ein psychologischer Roman, Erster Teil", worauf 1786 der zweite und dritte, 1790 der vierte Teil folgte. Die Bezeichnung des Werks als psychologischer Roman stellt der Verfasser selbst im Vorwort zum ersten und zweiten Band richtig, wo er u. a. erklärt, daß dasjenige, was er aus naheliegenden Ursachen einen psychologischen Roman genannt habe, im eigentlichsten Verstande Biographie sei, und zwar eine so wahre und getreue Darstellung eines Menschenlebens bis auf seine kleinsten Nuancen, als es vielleicht nur irgendeine geben könne. So ist es seine eigene Persönlichkeit und sind es die ersten 20 Jahre seines Lebens, was Moritz in seinem Anton Reiser und unter diesem Decknamen schildert. Wie so viele Selbstdarsteller bricht auch er seine Selbstbiographie mit dem Beginn der Mannesjahre ab, weil er ihren Kämpfen gegenüber noch nicht den nötigen Abstand gefunden hat, und weil ihn vor allem die allmähliche Entwicklung seines Seelenlebens in den Jugendjahren zur Beobachtung und Darstellung reizt. In der Tat ist auch die innere Verfassung des jungen Moritz überaus bezeichnend und ein Urbild damals weitverbreiteter seelischer Zustände. Eine rastlos geschäftige Einbildungskraft geht bei ihm Hand in Hand mit einem hoch gesteigerten Gefühlsleben. So ist er unaufhörlich damit beschäftigt, sich innerlich in Lagen zu versetzen und hineinzuträumen, die seinem Bedürfnis nach Schwung der Empfindung und Bedeutsamkeit des persönlichen Auftretens Genüge leisten.

Da ihm aber alle Fähigkeiten fehlen, sich im wirklichen Leben Geltung zu verschaffen, da es ihm an Geschick, die Menschen zu behandeln, an Ausdauer, Willenszucht und Widerstandskraft fehlt, so endet jeder Versuch, in die Wirklichkeit herauszutreten und auf sie zu wirken, mit Niederlagen, schweren Störungen des Selbstgefühls, seelischen Lähmungszuständen, so daß der auf sich selbst Zurückgeworfene mit verdoppelter Inbrunst seiner Phantasie sich hingibt. Leidenschaftliches Lesen und glühende Begeisterung fürs Theater gibt dann der überreizten Einbildungskraft reiche Gelegenheit, sich in Rollen aller Art hineinzuträumen, und diese auch seiner Umgebung vorzuspielen, bis ein Zusammenstoß mit der Wirklichkeit wieder Ernüchterung und Abspannung bringt. Dabei werden all diese Zustände noch verwickelter durch die Verstandesklarheit, mit der diese Natur ihre Zustände beobachtet, zergliedert und sich Rechenschaft von ihnen gibt. Wenn darum die Seelengeschichte Anton Reisers sich als ein immer neu wiederholter Aufstieg darstellt, dem ebenso regelmäßig nach einer Zeit des Hochgefühls ein Niedergang folgt, so darf man Moritz zutrauen, daß er nur das Ergebnis seiner sorgfältigen Selbstbeobachtung gibt, denn auch in Nebendingen war ihm in seiner Selbstbiographie nachgewiesenermaßen gewissenhafte Genauigkeit gegenüber der Wirklichkeit streng geübte Pflicht. Wenn sich Moritz bei der Abfassung seines Werkes daneben auch von erzieherischen Gesichtspunkten leiten ließ, so bedeutete das keine Gefahr für die Zuverlässigkeit seiner Darstellung. Im Gegenteil, gerade jene Gesichtspunkte hielten ihn von einer Verschleierung der Mißverhältnisse in seiner Anlage ab und forderten dazu auf, die fragwürdigen, befremdlichen Seiten seiner Art herauszuarbeiten und aus dem Zusammenhang des ganzen Seelenlebens zu begründen. Denn nur so konnte der Erzieher auf die Unterschätzung des kindlichen Gefühls- und Phantasielebens hingewiesen und über die zahlreichen, bisher unbegriffenen Erscheinungen des jugendlichen Seelenlebens verständigt werden.

So folgt man noch heute mit lebhafter Ergriffenheit dieser Schilderung einer innerlich reichen und doch unendlich qualvollen Jugend. Man sieht den verschüchterten Knaben unter der streng pietistischen Zucht des Elternhauses aufwachsen und schwer leiden unter den fortgesetzten Zerwürfnissen zwischen Vater und Mutter. Dann kommt die leidensvolle Lehrzeit bei einem pietistischen, harten

und mißtrauischen Hutmacher in Braunschweig. Sie endet mit einer völligen Zerrüttung des Gemüts, die in einem Selbstmordversuch in der Oker den Höhepunkt erreicht. Es folgen die Schuljahre am Gymnasium in Hannover mit ihren inneren und äußeren Demütigungen und Wirrnissen, mit ihrer Lesewut und Theaterleidenschaft, mit den Triumphen, die die Begabung Reisers dem Übelwollen seiner Lehrer und Mitschüler abringt, und den Schwermutsanfällen, die ihn bis an den Rand der Verzweiflung treiben, bis endlich Kränkungen, Schulden, und die unbezwingliche Leidenschaft fürs Theater das Vorhaben reifen lassen, die Schule heimlich zu verlassen und sich der Eckhoffschen Schauspielertruppe anzuschließen. Besonders packend sind dann die Irrfahrten beschrieben, auf denen der überreizte Jüngling seinem Ziele näherzukommen sucht, immer wieder genarrt vom Schicksal und von seiner eigenen Ruhelosigkeit, bis dann mit der Ankunft in Leipzig der Faden der Erzählung abreißt, und in dem Leben von Moritz ein neuer Abschnitt beginnt, den er nicht mehr zu schildern unternahm.

Auch eine eingehendere Inhaltsangabe könnte kaum ein Bild geben von dem Reichtum des Werkes an seelischen Aufschlüssen aller Art. Welche Fülle von Einzelzügen bietet die Schilderung von Reisers Innenleben, wie sorgfältig werden alle Lebensäußerungen des Knaben und Jünglings verfolgt und verzeichnet! Der Zerstörungstrieb, der sich in den kindlichen Spielen Antons kundgibt, wird ebensowenig übersehen, wie das eigentümliche Vergnügen, das er daran findet, sich gekränkt und zurückgesetzt zu fühlen. Die Traumängste des Kindes werden ebenso anschaulich und gewissenhaft berichtet, wie sein unbeholfenes Spintisieren über Gott und Seele; die frühen Ansätze zu einem phantastischen Schauspielertum und Lügenwesen werden nicht minder treu aufgezeichnet, wie die seltsamen Vorstellungen, die im kindlichen Gehirn bei unbekannten Personen- und Städtenamen entstehen. Die Demütigungen durch unzarte Wohltäter und spottlustige Mitschüler sind so wenig vergessen, wie die Wonnen einsamer Spaziergänge, schwärmerischen Naturgenusses und angeregter Lesenächte im Freundeskreis; das verzehrende Verlangen, eine Rolle zu spielen und sich auszuzeichnen ist überaus eindrucksvoll beschrieben, und die Zustände völliger Seelenlähmung und tobender Verzweiflung sind ergreifend dargestellt. Mit Recht hat man von einer ungemein reichen Vieltönigkeit des Seelen-

lebens in Anton Reiser geredet, und in der Tat scheinen die verschiedensten Geistesströmungen des 18. Jahrhunderts ihre Spuren in dem psychologisch ungewöhnlich reichhaltigen Werk zurückgelassen zu haben. Die scharfe Beobachtung und die schonungslose Zergliederung des eigenen Ichs verdankt Moritz zweifellos dem eifrigen Lesen pietistischer Schriften. Durch sie lernte er so genau auf die Ausdrucksbewegungen seines inneren Lebens in Miene, Gang und Haltung achten, sowie seine Gefühle und Gedanken nach ihrer besonderen Färbung und in ihrem steten Wechsel belauschen. Aus dem Pietismus kommt auch die Auffassung der Jugenderlebnisse als eines steten Auf und Ab zwischen freudigem Selbstgenügen und bitterer Selbstverachtung. Dabei scheinen ihm teilweise Erzeugnisse pietistischer Selbstschau, wie die Selbstbiographie von Adam Bernd, geradezu als Vorbild bei seiner Darstellung vorgeschwebt zu haben. Einflüsse der Sturm- und Drangbewegung finden sich in der verständnisvollen Würdigung, die Moritz schwärmerischen Naturgefühlen und den Werken der zeitgenössischen Dichtung angedeihen läßt. So sind ihm die Dramen Klingers besonders wert, und vor allem Goethes Werther wurde ihm zum tiefeingreifenden Erlebnis, dessen Spuren auch in Stil und Darstellung des Anton Reiser mannigfach zu verfolgen sind. Daß Young, Fielding und vor allem Shakespeare in dem Leben Reisers die gleiche Rolle spielen, wie in dem seiner stürmenden Zeitgenossen, bedarf keines besonderen Hinweises. Neben der Kunst seiner Stimmungsmalerei und gefühldurchglühter Darstellung, die Moritz solchen Vorbildern verdankt, ist auch seine Freude an der Schilderung merkwürdiger Originale und einfacher Leute aus dem Volke als ein Zug anzusprechen, der aus der geistigen Luft der Sturm- und Drangbewegung stammt. Damals begann man die niederen Stände wieder für Dichtung und Schrifttum zu erobern, und zweifellos gehören die Gemälde kleinbürgerlichen Lebens und die Aufschlüsse, die Moritz im Anton Reiser über die geistigen Bedürfnisse des Handwerker- und Bürgerstandes seiner Zeit gibt, zu den schriftstellerisch abgerundetsten und kulturgeschichtlich bedeutsamsten Teilen seiner Selbstbiographie. Welch bezeichnende Gestalten aus diesen Schichten hat er geschildert in seinem Lehrherrn in Braunschweig, in den Ehepaaren, bei denen er Freitisch genießt, in dem bildungsdurstigen Essigbrauer und dem philosophischen

Schuster in Hannover. Überall zeigt sich ein feiner Blick für die besonderen Züge im geistigen Gepräge der niederen Stände, und Moritz ist so auch mit seinem Anton Reiser in mancher Hinsicht ein Vorläufer Jean Pauls und seiner verständnisvollen Liebe zu den Armen und Unterdrückten.

Endlich hat auch der Geist der Aufklärung an dem Werk mitgearbeitet. Darauf weist die durchgehende Unterstellung des Werks unter praktische Abzweckungen, vor allem erzieherischer Art, hin. In der Darstellung erinnert der kühl sichtende, klar unterscheidende Stil zu Zeiten an Lessings Prosa. Vielleicht haben auch Mendelssohns philosophische Schriften auf Moritz gewirkt. Ob der spöttisch schalkhafte Ton, der besonders im ersten Teil des Anton Reiser mehrfach der Darstellung einen besonderen Reiz gibt, auf das Vorbild englischer Humoristen zurückzuführen oder als Spiel des Witzes und Verstandes im Geist der Aufklärung zu verstehen ist, mag dahingestellt bleiben. So eifrig die Literaturwissenschaft sich neuerdings mit K. Ph. Moritz beschäftigt hat, eine Zergliederung seiner schriftstellerischen Art, die reiche Aufschlüsse gewähren müßte auch über die Wege, die von Moritz zu Jean Paul führen, fehlt noch immer. Um so lebhafter hat sich die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise dem Anton Reiser wieder zugewandt. Diese Selbstbiographie hat schon bei ihrem Erscheinen durch die Fülle an psychologischem und kulturgeschichtlichem Gehalt ebenso Aufsehen erregt, wie durch ihre knappe, durchhellte Sprache voll bestimmter Klarheit, schmiegsamer Ausdrucksfähigkeit und zielsicherer Anschaulichkeit. Von einem Goethe und Schiller, einem Schopenhauer und Hebbel ist ihr gleich hohe Schätzung entgegengebracht worden, und innerhalb der Schranken, die sie sich gesteckt hat, gehört sie zweifellos zu den unvergänglichen Meisterwerken ihrer Gattung. Eine gute Neuausgabe mit anregender Einleitung von Dr. H. Henning ist in der Reklambibliothek 1906 erschienen.

Die deutsche Selbstbiographie des 18. Jahrhunderts erreicht in den Werken von Jung-Stilling und Moritz ihren Höhepunkt. Aber beide Werke gewannen trotz ihrer Vorzüge doch nur ziemlich geringe Bedeutung für die weitere Entwicklung der Selbstbiographie. Stillings Leben sank nach einem anfänglichen Anlauf zu stimmungsreicher Umweltschilderung in der „Jugend" allzu rasch in die alte Schablone pietistischer Selbstdarstellungen zurück, die vom eigenen

Leben bloß die vermeintlichen göttlichen Erleuchtungen, Offenbarungen und Wunderhilfen für darstellenswert erachten. Der Anton Reiser aber, der den modernen Leser so manchmal an Strindbergs schonungslose Selbstpreisgabe erinnert, bleibt im Grunde eben doch eine, wenn auch glänzend beobachtete und geschriebene Krankheitsgeschichte, denn in dem Leben des Helden fehlt zu sehr die rüstige, zielfreudige Aufwärtsentwicklung. Der gesunde, lebensbejahende Geist, den man im Anton Reiser vermißt, durchdringt aber bis ins einzelnste und kleinste die Selbstbiographie Goethes: Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit. Der Dichter unternimmt es, in diesem Werk seine Persönlichkeit als Ergebnis einer geschlossenen, stufenweisen Entwicklung aus ihrer Naturanlage und ihren geschichtlichen Bedingungen heraus zu erklären. So knüpft die Geschichte der deutschen Selbstbiographie im 19. Jahrhundert, in dem der Begriff der Entwicklungsgeschichte so tiefgreifende Bedeutung gewinnen sollte, vor allem an Dichtung und Wahrheit an. Durch dieses Werk wird ein neuer Abschnitt in der Geschichte der deutschen Selbstbiographie eröffnet.

Goethe hatte schon in frühester Jugend eine ausgesprochene Vorliebe für Lebensbeschreibungen, und diese Vorliebe blieb ihm auch in späteren Jahren treu. Es genügt, auf seine Beschäftigung mit den Selbstbiographien von Goetz, von Cellini, von Cardanus, von Alfieri, von Rousseau, von K. Ph. Moritz und Johannes von Müller hinzuweisen, über die er sich mehrfach ausgesprochen hat. Auch selbst befaßte er sich öfters mit Arbeiten biographischer Art und bewährte eine lebhafte Neigung für literarische Bildnisse und für die Darstellung bestimmter Kulturverhältnisse. Bei solchen Gelegenheiten nahm dann der Dichter mehrfach Anlaß, über die Grundsätze, an die er sich bei solchen Arbeiten hielt, Rechenschaft abzulegen, wie z. B. in dem Anhang zu seiner Celliniübersetzung. Ja sein „Winkelmann" stellte dann nicht bloß die wichtigsten Aufgaben, die eine Lebensbeschreibung zu lösen hat, wirksam ans Licht, sondern zeigte auch ihre Lösung an einem weithin sichtbaren Beispiel, bis dann die Arbeit an der Lebensbeschreibung des unbedeutenden Philipp Hackert Goethe den Gedanken nahelegte, das, was er für einen andern getan, für sich selbst zu unternehmen. Ein solches Vorhaben lag ihm auch darum nicht fern, weil er be-

sonders in seiner ersten Weimarer Zeit zum Zweck der Selbsterziehung sich selbst studiert, Urkunden zu seiner Geschichte gesammelt, Formeln für seine Eigenart gesucht hatte, dies alles freilich nicht, um sich selbstgefällig selbst zu bespiegeln, selbstquälerisch das eigene Herz auszuspähen und sich weichlich in die Vergangenheit zurückzuträumen, sondern um sich seiner Fortschritte zu freuen und die noch störenden Hindernisse der weiteren Entwicklung zu erkennen. Die Gesamtausgabe seiner Werke 1806—1808 reifte dann in dem Dichter den Entschluß, an eine Beschreibung des eigenen Lebens zu denken, bei der jene Vorarbeiten Verwendung finden konnten. Denn bei der großen Verschiedenheit der in jener Ausgabe vereinigten Dichtungen mußte sich der Gedanke nahelegen, dem Leser das Verständnis der Gesamtpersönlichkeit des Dichters zu erleichtern durch eine Darlegung seiner Entwicklung, durch eine Schilderung der Stufen, auf denen er emporstieg zur Reife, durch eine Beschreibung der inneren Zustände und äußeren Einflüsse, durch die er hindurchging. „Aus meinem engen Privatleben, schreibt er in seinem Vorwort zu Dichtung und Wahrheit, ward ich in die weite Welt gerückt, die Gestalten von hundert bedeutenden Menschen, welche näher oder entfernter auf mich eingewirkt, traten hervor, ja die ungeheuren Bewegungen des allgemeinen politischen Weltlaufs, die auf mich wie auf die ganze Masse der Gleichzeitigen den größten Einfluß gehabt, mußten vorzüglich beachtet werden. Denn dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt." Goethe will, wie auch diese Ausführungen erkennen lassen, sein Werk als Ergänzung der Lücken seines Dichterlebens, als Vervollständigung der Konfessionen angesehen wissen, die seine Dichtungen darstellen. So ist jenes Wort zu verstehen, in dem er über den Zweck von Dichtung und Wahrheit sich ausspricht: „Alles, was von mir bekannt geworden, sind Bruchstücke einer großen Konfession, welche vollständig zu machen dieses Büchlein (Aus meinem Leben) ein gewagter Versuch ist." Dabei soll, wie der Entwurf zu einem Vorwort des dritten Buches seiner Selbstbiographie ausführt, sein Werdegang dar-

gestellt werden in seiner organischen, gleichsam pflanzenartigen Entwicklung nach typischen Stufen, das Leben in seiner verschwenderischen Fülle und seinem Blütenreichtum, der zwar nicht überall zu Früchten führte, aber seinen eigenen Reiz und seine eigene Schönheit in sich selber trägt.

So gesinnt, begann Goethe die Arbeit an seinem Werke, das die Jugendzeit bis zur Übersiedelung nach Weimar, im letzten Teil jedoch nur bruchstückartig, behandelt. Der erste Band, der wie jeder folgende fünf Bücher enthält, erschien 1811, der zweite 1812, der dritte 1814. Der vierte wurde wohl erst im Jahr 1831 ausgearbeitet, nachdem seit 1816 „Schemata" dafür entworfen und in mehrfachen Pausen kleinere Abschnitte ausgeführt worden waren. Er erschien erst nach dem Tode des Dichters, im Jahr 1833. Wenn Goethe auch in seiner Darstellung die Entwicklung seines Dichtertums in den Vordergrund stellte, und auf sie besondere Aufmerksamkeit verwendete, so verlor er daneben die Entfaltung seines Verhältnisses zur Kunst, zur Religion, zur Gesellschaft und Geselligkeit keineswegs aus den Augen. Die Vorgänger auf dem Gebiet der Selbstbiographie konnten ihm bei seinem breit angelegten Unternehmen mancherlei Handreichung, wenigstens in Äußerlichkeiten tun. Zwar Augustins Konfessionen haben wohl kaum auf Dichtung und Wahrheit gewirkt, aber die Selbstbiographie des Mailänder Arztes Cardanus, eines der bedeutsamsten Werke der Renaissancezeit, regte in Goethe den Gedanken an, den Stand der Gestirne bei seiner Geburt an den Anfang seines Buches zu stellen. Nur daß Cardanus in vollem Ernste tat, was bei Goethe launig gemeint ist. Die pietistischen Selbstbiographien, von denen ihm mehrere wohlbekannt waren, wirkten nur wenig auf das Weltkind, dagegen gaben Jung-Stilling, Moritz und Rousseau zweifellos manche Anregungen in Einzelheiten, wenn auch über das Maß dieses Einflusses, besonders seitens der Bekenntnisse Rousseaus, die Ansichten der Forscher noch sehr geteilt sind. Auf die Grundrichtung des Werkes konnte jedenfalls keiner dieser Vorgänger bestimmenden Einfluß ausüben, dazu war Goethes ganze geistige Haltung zu verschieden von der ihrigen. Um so mehr vertiefte sich der Dichter in seine eigenen Werke und Dichtungen, in alte Briefschätze, soweit sie ihm noch zur Verfügung standen, in die Tagebücher und Reiseaufschriebe der früheren Jahre. Sein Gedächtnis,

das einzelne bildmäßige Eindrücke verhältnismäßig treu bewahrte, war besonders für Zeitangaben, für Gespräche und mündliche Äußerungen wenig verläßlich, das zeigen die zahlreichen Erinnerungsfehler des Werkes, und der Dichter ließ es sich darum angelegen sein, frühere Eindrücke durch Genossen seiner Jugend auffrischen, bestätigen und zurechtstellen zu lassen. Ebenso arbeitete er für die kulturgeschichtlichen Schilderungen die einschlägigen Schriften eifrig durch, wie er denn für seine Beschreibung der Kaiserkrönung das Krönungsdiarium Josephs II., für die Schilderung des Reichskammergerichts in Wetzlar zahlreiche zeitgenössische Schriften, und für die Kennzeichnung der literarischen Zustände Nachschlagewerke, Zeitschriften und die Werke der Dichter selbst benutzte. Für die Schilderung der Zeitgenossen seiner Jugend nach ihrer äußeren Erscheinung taten ihm Lavaters Physiognomische Fragmente gute Dienste.

Um nichts Wichtiges zu übergehen und einen Überblick über die Einzelerfordernisse seiner Aufgabe zu bekommen, entwarf er Stichwörterverzeichnisse, Schemata und Gerüste für die einzelnen Teile seines Werkes, kurz, er ging mit einer Sorgfalt zuwege, die für die geschichtliche Zuverlässigkeit seines Unternehmens die beste Gewähr geben konnte und sich deutlich abhebt von der Sorglosigkeit, mit der viele Selbstdarsteller, wie u. a. auch Jung-Stilling, ihre Vergangenheit zu erzählen unternahmen. So könnte es auffallen, daß Goethe für seine Selbstbiographie jenen Untertitel „Dichtung und Wahrheit" gewählt hat, der anzudeuten scheint, als lehne der Verfasser jeden Anspruch seines Werkes auf geschichtlichen Quellenwert, auf biographischen Wahrheitsgehalt selbst von vornherein ab. In der Tat ist die Bezeichnung Dichtung und Wahrheit oft in diesem Sinne verstanden worden, und es ist darum von Bedeutung, daß sich Goethe selbst in einem Briefe an Zelter über diese Angelegenheit ausspricht. Er äußert dort, daß er sich stets bemüht habe, das eigentlich Grundwahre, das in seinem Leben gewaltet habe, insofern er es einsah, darzustellen und auszudrücken. Das sei aber nicht möglich in späteren Jahren, ohne die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft wirken zu lassen. So will jener Untertitel in erster Linie hinweisen auf die bei jeder Selbstbiographie unvermeidlichen Gedächtnisfehler und Verschiebungen des Tatbestands, die die Folge bestimmter psychologischer Gesetze sind. Zugleich aber

soll der Titel auch dem Gedanken Ausdruck geben, daß ein geschichtliches Werk, das auf künstlerische Geschlossenheit und Abrundung angelegt ist, ohne die bildende, formende, umgestaltende Tätigkeit schaffender Phantasie nicht zustande kommen kann. Schon bei der Auswahl der Ereignisse spielt diese schöpferische Dichterkraft ihre Rolle, und noch entscheidender greift sie ein bei der Ausgestaltung der einzelnen Bilder, Szenen und Abschnitte sowie bei dem Aufbau des Ganzen. Aus dem Rohstoff, den das Gedächtnis und die Quellen liefern, das Bild einer einheitlichen Entwicklung zu gewinnen, ist eine im höchsten Sinne dichterische Aufgabe, und darum bedarf der Selbstdarsteller einer gewissen Freiheit gegenüber der Überlieferung. „Er muß, führt Kurt Jahn in seinem feinfühligen Buch über Goethes Selbstbiographie aus, das im Leben nur zufällig Nebeneinanderstehende aus diesem Zusammenhang lösen, um es in seine notwendige innere Verbindung einzuordnen, er muß zusammenfassen, was aus gesonderten Quellen entspringend später zusammengeflossen ist, er muß das Recht haben, augenblicklich Unbedeutendes hervorzuheben, weil es später von Wert sein wird, wie er das Recht hatte, Dinge, die einen Augenblick den ganzen Menschen erfüllt haben, zu übergehen, wenn sie ohne Folgen geblieben sind. Soll ein Bild wahr und eindrucksvoll sein, so muß es deutlich sein, und dieser Deutlichkeit zuliebe hat Goethe Einzelheiten unzweifelhaft erfunden, nicht um irgendeiner Epoche seines Lebens falschen Glanz zu verleihen, um etwas zu bemänteln oder etwas an sich zu reißen." In dieser umformenden Weise hat er besonders die Liebesepisoden zu neuem Leben erweckt und zu abgerundeten Novellen ausgestaltet.

Außerdem läßt sich durch das ganze Werk hindurch die Anwendung gewisser Kunstmittel beobachten, die mehrfach an die Arbeitsweise Goethes in seinen Romanen und Novellen erinnern. So verknüpft er die Gegenwart mit Zukunft und Vergangenheit durch Ahnungen, Vorausdeutungen und Rückverweisungen, für die das Leitwort über dem 2. Band bezeichnend ist: „Was man in der Jugend sich wünscht, das hat man im Alter die Fülle." So läßt er öfters in wirkungsvoller Weise Personen und Zustände erst in dem Augenblick hervortreten, wo sie für den Helden Bedeutung gewinnen, ein Kunstgriff, durch den die Schilderung der Hintergründe eng mit dem eigenen Leben verknüpft wird, und der Gang

der Ereignisse einen Anhauch von wunderbarer Veranstaltung erhält. Sodann arbeitet der Dichter überall Kontrastfiguren heraus, teils um durch den wirkungsvollen Gegensatz zu „Lebensverfehlern" die Zielstrebigkeit der eigenen Entwicklung, teils um durch die Schilderung verständig überlegener, kritischer Naturen die Dumpfheit und den gährenden Drang der eigenen Jugend um so lebendiger ins Licht zu stellen. Auch die in der erzählenden Dichtung so beliebten Unterbrechungen, die zur Vermehrung der Spannung dienen sollen, die Freude am Stellen lebender Bilder und Gruppen in der Darstellung, die im Aufbau der einzelnen Bände wie des Ganzen zu beobachtende Kunst der dramatischen Steigerung gehören hieher und zeigen, welch entscheidenden Platz der Dichter neben der geschichtlichen auch der künstlerischen Absicht bei seinem Werk eingeräumt hat, um die höhere Wahrheit seines Lebens und seiner Lebensstufen schön und rund herauszubringen.

So ist dann ein Werk entstanden, das geschichtlich wohl unterbaut ist, die Schilderung der Zeitumstände mehr als bisher eine Selbstbiographie in die Darstellung verwoben hat, und ebenso anschauliche als lehrreiche Bilder von zeitgenössischen Zuständen und Persönlichkeiten bietet. Das Bedürfnis, in seiner Selbstbiographie unbedeutende und bedeutende Menschen, mit denen er in Berührung kam, der Nachwelt zu überliefern und der großen Weltbegebenheiten eingehend zu gedenken, war bei Goethe so stark, daß die Umarbeitungen seiner Entwürfe eine fortgesetzte Vermehrung des Stoffs brachten. Für die geschickte Verflechtung zeitgeschichtlicher Schilderungen mit den eigenen persönlichen Erlebnissen ist die Beschreibung der Kaiserkrönung ein glänzendes Beispiel. Viel bewundert ist auch die Schilderung des alten Frankfurt, deren Aufbau sich gemäß dem stets weiter ausgedehnten Gesichtskreis des Knaben in konzentrischen Kreisen entfaltet: zuerst die Beschreibung des Hauses, dann die der Straße, dann das Bild der Stadt und endlich das der Umgebung. Daß die Romantiker das Bild alter deutscher Städte bezeichnender und stimmungsvoller zu geben verstanden, soll freilich nicht bestritten werden. Den Übersichten über das literarische Leben und Streben zur Zeit von Goethes Jugend verleihen besonders die Bildnisse der wichtigsten Dichter- und Schriftstellergestalten Farbe und Leben. So ist die Kennzeichnung Herders ein Muster packender Menschendarstellung, prächtig sind

Lavater und Basedow einander gegenübergestellt in dem Bericht von der Rheinreise, und auch sonst bewährt sich der Dichter als unübertrefflicher Menschen- und Zustandsschilderer vor allem in der Art, wie er seinen Vater und das Leben im Elternhause zeichnet.

Nicht minder kunstvoll ist der Grundgehalt der verschiedenen Entwicklungsstufen der Goetheschen Frühzeit ans Licht gestellt. In dem Entwurf zu einer Vorrede zum dritten Teil seiner Selbstbiographie führt der Dichter aus: „Ehe ich diese nunmehr vorliegenden drei Bände zu schreiben anfing, dachte ich sie nach jenen Gesetzen zu bilden, wovon uns die Metamorphose der Pflanzen belehrt. In dem ersten sollte das Kind nach allen Seiten zarte Wurzeln treiben und nur wenig Keimblätter entwickeln. Im zweiten der Knabe mit lebhafterem Grün stufenweise mannigfaltiger gebildete Zweige treiben, und dieser belebte Stengel sollte nun im dritten Bande ähren- und rispenweis zur Blüte hineilen und den hoffnungsvollen Jüngling vorstellen." Er deutet dann ferner, wie schon bemerkt, an, daß er nicht bloß das dargestellt habe, was auf diesen Stufen Keim für künftige Frucht bedeutete, sondern daß er jene Lebensabschnitte in ihrer ganzen Blütenfülle zu schildern sich bemüht habe. So erscheint, wie K. Jahn schön sagt, der ruhige Glanz der Kindheit, die flackernde Unruhe der Studentenzeit, das helle Licht der Straßburger Tage, die Wärme der Wetzlarer Epoche und schließlich die Weißglut der Frankfurter Sturm- und Drangzeit je für sich als geschlossenes Bild im Auge des empfänglichen Lesers. Das hat auch Hebbel lebhaft empfunden, als er begeistert in sein Tagebuch schrieb: „Goethe hat in seiner Biographie ein unerreichbares Meisterstück aufgestellt. Diese Fähigkeit, in die Wurzeln seines Daseins zurückzukriechen, sich auf jede Lebensstufe zurückzuversetzen, und jede ganz rein, für sich, abgesondert von allem was folgt, zu empfinden und beim Lesen zur Empfindung zu bringen, nebenbei die ganze jedesmalige Atmosphäre, wie sie das Kinder-, Knaben- oder Jünglingsauge abgezirkelt haben muß, anschaulich zu machen. Das alles ist noch nicht dagewesen. Was ist Rousseau dagegen!"

Gerade der Vergleich mit Rousseau läßt das sichere, vornehme Feingefühl, die aller Hinterhältigkeit und Spiegelfechterei fremde Aufrichtigkeit und Lauterkeit, die gute, freie Haltung, die aus Goethes Werk von Anfang bis zu Ende zum Leser sprechen, doppelt

dankbar empfinden. In der Tat stehen sich Goethe und Rousseau in ihren Selbstbiographien gegenüber wie der Aristokrat im besten Sinne und der Plebejer, dem es an Takt und Haltung fehlt. Goethes Werk ist von einer ruhigen Höhe der Betrachtung aus geschrieben. Nirgends läßt er sich durch Rachegefühle oder Eitelkeit dazu verführen, alte Wunden aufzureißen, nirgends verletzt er die Forderungen der Bescheidenheit, wenn er sich auch überall offen des von ihm Erreichten freut, und statt sich wie Rousseau auf eine angemaßte Einzigartigkeit hinauszuspielen, stellt er gerne seine Tugenden und Fehler als allgemein menschliche dar, die sich aus Zeit und Umständen, aus der menschlichen Natur oder der betreffenden Altersstufe erklären. Er verschmäht es auch, nach der Art Jung-Stillings sich als besonderes Schoßkind der Vorsehung hinzustellen, mit dem Gott von Anfang an Großes und Besonderes vor hat, sondern alles in seinem Leben läßt er hervorgehen aus natürlicher Wirkung und Gegenwirkung und auf geradem Wege folgen aus Anlage und Umständen. Dabei wird von ihm freilich das Unerforschliche im Menschenleben, das besonders an den großen Wendepunkten jedes Daseins hervortritt, und den Gedanken an eine höhere Lenkung der Ereignisse nahelegt, keineswegs geleugnet oder bestritten. Das zeigt besonders im letzten Band bei der Erwähnung des Rufes nach Weimar die Betrachtung über das Dämonische im Menschenleben. Außerdem trägt zu dem Eindruck abgeklärter Reife, der von dem ganzen Werke ausgeht, vor allem auch der Grundsatz Goethes bei, in seiner Darstellung das Unerfreuliche, Unersprießliche, Widerwärtige in den Hintergrund zu stellen, und sich an das zu halten, was die eigene Entwicklung förderte und auch den Leser zu erfreuen und zu fördern geeignet scheint. „Man soll, schreibt er einmal, von eigenen und fremden Fehlern niemals, am wenigsten öffentlich, reden, wenn man nicht dadurch etwas Nützliches zu bewirken denkt." Durch seine Selbstbiographie andere zum Wirken und zum Genießen anzuregen, schien ihm wichtiger, als verjährte Mißhelligkeiten und Unerfreulichkeiten aufzuwärmen. In diesem Sinn hat er „lieber des Guten als des Schlechten gedacht, das Freudige gesteigert, das Erhebende ans Licht gestellt, das Behagliche dem Unbehaglichen vorgezogen, das Unebene geglättet, das Leidenschaftliche gedämpft", um eine befreiende, beruhigende Wirkung auf den Leser zu erzielen. Damit hängt auch die lehrhafte

Absicht seines Werkes zusammen, die sich in den Ein- und Überleitungen, in besonderen Einlagen und Darlegungen, in sinnspruchartig zugespitzten Betrachtungen besonders bemerkbar macht und für Seelenkunde und Erziehungslehre sowie vor allem für die Kenntnis des dichterischen Schaffens so wertvolle Aufschlüsse und Fingerzeige gibt, und das Buch zu einer Art von „weltlichem Erbauungsbuche" macht. Überall aber verstärkt der sorgfältige Aufbau, die wohlüberlegte Einteilung des Ganzen, die behagliche Beschaulichkeit der Darstellung diesen Eindruck des Harmonischen, Ausgeglichenen, Versöhnten, der über dem Werke liegt. Mit Recht hebt Löper in seiner trefflichen Einleitung zu Dichtung und Wahrheit in der Hempelschen Goetheausgabe auch die edle Sprache des Buches hervor, die durch ihre Übereinstimmung von Ausdruck und Sache, durch die zur Natur gewordene Kultur, durch die Einfachheit bei der größten Reichhaltigkeit der Wendungen und Ausdrücke fesselt. „Der ältere deutsche Chronikenstil ist hier verschmolzen mit den auserlesensten Darstellungsmitteln eines modernen Roman- und Geschichtschreibers, und in seiner die Dinge sorgsam entfaltenden Ruhe verbindet Goethes Stil jugendliche Empfindung mit der Kenntnis und Überlegenheit des Alters überall da, wo noch nicht die ersten Spuren des Altersstils stören durch Annäherung an eine allzu umständliche und formelhafte Kanzleisprache oder durch einen das Verständnis erschwerenden Lakonismus, wie besonders an einzelnen Stellen des vierten Bandes."

Kaum je hat eine Lebensbeschreibung so nachhaltig auf das geistige Leben des deutschen Volkes eingewirkt wie Dichtung und Wahrheit. Einmal ist die Arbeitsweise unserer literargeschichtlichen Forschung durch dieses Werk vor allem mitbegründet worden. Denn Goethe zeigt darin in einleuchtendster Weise, welche verschiedenen Kräfte bei der Entstehung eines dichterischen Werkes zusammenwirken. Dann ist die Selbstbiographie Goethes für die Literaturgeschichte nicht nur eine unersetzliche Quelle, sondern neben den Arbeiten der Romantiker Wurzel und Ausgangspunkt der ganzen neueren Literaturgeschichte, denn in dem Werk ist eine ganze Lebensstufe in der Geschichte des deutschen Geistes und der deutschen Dichtung in all ihren Daseinsbedingungen lebendig und farbenreich geschildert und auf die darin wirksamen Leitgedanken zurückgeführt worden. Besonders bedeutsam wurde aber Dichtung und Wahr-

heit für die weitere Entwicklung der deutschen Selbstbiographie. Hier ist durch das Werk Goethes der Gedanke Allgemeingut geworden, die Einzelpersönlichkeit in ihren bezeichnenden Daseinsstufen zusammenhängend aus Zeit und Umwelt heraus zu entwickeln. Rasch verliert sich jetzt die Neigung, die im 18. Jahrhundert weit verbreitet war und noch bei Rousseau und Moritz stark vorwaltet, in der Selbstbiographie eine seltsame und lehrreiche Krankheitsgeschichte zu sehen. Auch die rein betrachtende Art der Selbstdarstellung, die die verschiedenen Seiten der Lebensbetätigung in einzelnen Abschnitten gesondert abhandelt und so ein Gesamtbild der Persönlichkeit zu gewinnen sucht, wie Cardanus in seiner Selbstbiographie, tritt völlig zurück gegenüber der durch sorgfältige Zeichnung der kulturgeschichtlichen und gesellschaftlichen Hintergründe zum Zeitbild erweiterten zusammenhängenden Entwicklungsgeschichte, durch die auch die einseitig religiös gerichtete pietistische Selbstbiographie immer mehr verdrängt wird. Auf dem Gebiet dieser durch Goethes Vorbild geförderten entwicklungsgeschichtlich aufgefaßten Art der Selbstbiographie hat das 19. Jahrhundert in Deutschland unvergängliche Leistungen hervorgebracht. Nicht minder darf die liebevolle Versenkung in die Kinder- und Jugendjahre, die in der Selbstbiographie allmählich immer allgemeiner wird, auf Goethes Vorgang mit zurückgeführt werden. Besonders stark hat aber die Grundstimmung, die das Werk durchwaltet, auf die deutsche Selbstbiographie der Folgezeit, besonders der nächsten Jahrzehnte eingewirkt. Für ihn sind, als er seine Selbstbiographie schrieb, die Wunden vernarbt, die Feldzüge beendigt, seine Darstellung ist von einem Geiste dankbarer Lebensbejahung durchtränkt, der auch Gegenwirkungen ohne Bitterkeit verzeichnet und den Rückblick auf das eigene Leben mit einem warmen Schimmer von goldener Laune umkleidet. Die besten Selbstbiographien des 19. Jahrhunderts sind Goethe darin nachgefolgt. Wenn über den Jugenderinnerungen eines Kügelgen, eines Richter, und so vieler anderer ein milder Schimmer beruhigter Beschaulichkeit und freundlicher Großvaterstimmung liegt, so ist er zu einem guten Teil ein Widerschein des Leuchtens, das von dem Werk des großen Dichters ausgeht. Wie sehr selbst einzelne Züge in Goethes Dichtung und Wahrheit auf manche seine Nachfolger abgefärbt haben, dafür sind Varnhagens Denkwürdigkeiten ein bezeichnendes Beispiel. Es wäre

eine reizvolle Aufgabe, die deutschen Selbstbiographien des 19. Jahrhunderts einmal daraufhin anzusehen, inwieweit und auf welche Art Goethes Dichtung und Wahrheit auf sie gewirkt hat. Sicherlich würfe eine solche Arbeit manch neues Licht auf die weitgreifende Bedeutung des Goetheschen Werkes.

Mit dem vierten Teil von Dichtung und Wahrheit war, wie erwähnt, die Erzählung vorläufig ins Stocken geraten, um vom Dichter erst wieder in den letzten Jahren seines Lebens weitergeführt und mit der Übersiedlung nach Weimar abgeschlossen zu werden. Inzwischen hatte er sich dem Unternehmen zugewandt, mit der Italienischen Reise eine zweite Abteilung seiner Lebensbeschreibung zu eröffnen. In zwei 1816 und 1817 erschienenen Bänden behandelt er den ersten römischen Aufenthalt sowie die Reise nach Neapel und Sizilien auf Grund von Briefen und Tagebüchern in frischer, lebendiger Darstellung. Der dritte Band, in den zwanziger Jahren gearbeitet, 1829 erschienen, ist dem spätern Aufenthalt in Rom gewidmet, läßt aber vielfach die Frische und Unmittelbarkeit der ersten Bände vermissen. Dennoch wirkt das Werk als Ganzes überaus reizvoll durch die lebensvolle Vergegenwärtigung der erhebenden Eindrücke, die er dem Aufenthalt im Lande seiner Sehnsucht verdankte. „Auch in Arkadien" steht nicht bloß als Motto über dem Anfang des Werkes, sondern klingt auch als Grundstimmung durch das Ganze hindurch. Und der flotte Einsatz der Darstellung: „Früh morgens stahl ich mich aus Karlsbad, weil man mich sonst nicht fortgelassen hätte", ist bezeichnend für die befreite Laune, die den Erinnerungen an jene glückliche Zeit ihr Gepräge gibt. Sie teilt sich dem Leser mit, trotzdem die Achtlosigkeit gegen die mittelalterlichen Denkmäler, wie gegen die ganze geschichtliche Entwicklung zwischen Altertum und Renaissance und die geringe Berücksichtigung der Natur manchen befremden mag.

Im Jahr 1822 erschien dann unter dem Obertitel: „Aus meinem Leben, Zweite Abteilung, Fünfter Teil" mit dem Motto: „Auch ich in der Champagne" die Kampagne in Frankreich mit der Belagerung von Mainz. Durch die Karlsbader Beschlüsse, die einen neuen Kampf gegen die Revolution zu eröffnen schienen, wurden in dem Dichter die Erinnerungen neu belebt an jenen unglücklichen Feldzug von 1792/93, an dem er im Hauptquartier der

Verbündeten teilgenommen hatte. Und nach eingehenden Vorarbeiten, denen außer den eigenen Briefen und Aufzeichnungen zeitgenössische Quellen, wie die Memoiren Massenbachs, Dümouriez' Leben, Lauckhardts Denkwürdigkeiten zugrunde gelegt wurden, ging Goethe an die Ausführung des Werks. Wohl fehlen auch hier die Fäden nicht, die zu seiner persönlichen Entwicklung hinüberführen, vor allem aber will er hier die welterschütternde Begebenheit der Revolution schildern, wie sie ihm in dem Krieg von 1792/93 sich offenbarte. Der Gegenstand schwebt dabei, wie Dove in seiner Einleitung zu der Kampagne in Cottas Jubiläumsausgabe bemerkt, in der Darstellung zwischen greifbarer Nähe und unschädlicher Ferne in einer Verbindung von Tagebuchlicht und Memoirenwiderschein. Mit großer Kunst ist die Einförmigkeit in der Zeichnung der traurigen Wirklichkeit vermieden durch die anschauliche Schilderung von Gefechten und kriegerischen Ereignissen, durch eine Fülle von kleinen Genrebildern, Beobachtungen und Betrachtungen. So hat S. Boisserée das Werk, dessen Ausklang die Belagerung von Mainz bildet, gut gekennzeichnet, wenn er schreibt: Ich erinnere mich nicht, das wilde, zerstörende Kriegsleben in seiner Verflechtung mit dem stets fortwebenden, erhaltenden Gewohnheitsleben irgend so wahr und in so auffallendem Gegensatze dargestellt gefunden zu haben.

Ist die Italienische Reise ein Bekenntnis voll froher Dankbarkeit, die Kampagne eine kunstvolle Darstellung selbsterlebter Geschichte, so sind die 1819 bis 1826 auf Grund der Tagebücher zusammengestellten, 1830 gedruckten „Annalen oder Tages- und Jahreshefte" Berichte nicht Bekenntnisse, unpersönliche Mitteilungen statt innerlich belebter Erzählung, mehr Vorarbeiten zu einer Lebensbeschreibung, als wirkliche Biographie. Einzelne Abschnitte, wie die Göttinger Reise von 1801, der Besuch bei den Sonderlingen Beireis und Hagen 1805, nehmen die Stimmung von Dichtung und Wahrheit wieder auf; das meiste ist rasch hineilende Chronik, flüchtige Skizze. Vieles im Leben des Dichters ist übergangen und verhüllt, doch treten die Hauptseiten seines Strebens in diesen schematisch gegliederten Berichten über Reisen, Arbeiten, Begegnungen, äußere Ereignisse deutlich ins Licht, während das Eingehen auf das häusliche Leben, auf Stimmungen und Empfindungen fast ganz fehlt. Können sich so die Annalen an literarischem

und psychologischem Wert weder mit der Italienischen Reise noch mit der Kampagne in Frankreich messen, so stehen all diese späteren selbstbiographischen Werke Goethes hinter Dichtung und Wahrheit weit zurück. Sie sind doch nur einzelne Bruchstücke seiner Lebensbeichte, und es fehlt ihnen die umfassende Anlage der Selbstbiographie und das planmäßige Fortschreiten zum Ziel einer einheitlichen Entwicklung. Nur Dichtung und Wahrheit besitzt jene Allseitigkeit, durch die es eine so einzigartige Stellung in der Geschichte der Selbstbiographie einnimmt. Der Erforscher vergangener Zeiten findet darin ebenso Genüge, wie der Liebhaber jener kleinen bezeichnenden Geschichten und Charakterzüge, die so reizvoll unterhalten und belehren, der Freund gefühlvoller Liebeserlebnisse ebenso wie der Seelenforscher, der tiefere Einblicke in die Entwicklung und in das Innenleben der Menschen und Zeitalter sucht, der Strebende nicht minder als der zur Reife Gelangte. Und wenn Augustin durch die Glut und den Schwung seines religiösen Empfindens unerreichbar dasteht, wenn Cellinis ungezügelte Ursprünglichkeit ihresgleichen nicht hat, wenn Rousseaus Bekenntnissen durch die überströmende Fülle des poetischen Gefühls einzigartige Bedeutung zukommt, an Kunst der Anlage und Darstellung wie an sittlichem Gehalt wird Goethes Werk von keiner dieser Selbstbiographien übertroffen. Der Geist einer freudigen Lebensbejahung, einer dankbaren Ehrfurcht gegenüber allen lebensfördernden Mächten macht diese Urkunde einer urgesunden Persönlichkeit zu einem Vermächtnis unseres größten Dichters, dem sich im Schrifttum aller Völker wenig Gleichwertiges an die Seite stellen läßt.

Neben den Hochstämmen fehlt es auf dem Gebiet der Selbstbiographie zu keiner Zeit an bescheidenen Bäumchen, an Unterholz und Strauchwerk aller Art. Zumal in der Zeit unserer Klassiker und der großen Literaturblüte tritt eine ganze Reihe selbstbiographischer Aufzeichnungen in ein helles Licht, weil sich in ihnen die Gestalten unserer großen Dichter spiegeln, oder die Verfasser ihnen irgendwie nahestanden. Was ein Eckermann, ein Kanzler Müller, ein Johannes Falk, ein Riemer über ihren Verkehr mit Goethe aufgezeichnet haben, gehört strenggenommen ebensowenig in den Bereich der eigentlichen Memoiren- und Selbstbiographienliteratur, als die Mitteilungen des jüngeren

Voß über Goethe und Schiller, die Erinnerungen von Herders Witwe an den Gatten, oder das ergreifende Büchlein des treuen Andreas Streicher von Schillers Flucht aus Stuttgart. Dagegen können die Erinnerungen von Karl Freiherr von Lyncker (1913) schon eher zu den „Denkwürdigkeiten" gerechnet werden. Jedenfalls schildert kein anderes Buch die weimarischen Zustände zwischen 1770 und 1790 so unparteiisch und anschaulich, wenn auch ziemlich trocken und nüchtern. Besonders die Feste, Jagden, Liebhaberaufführungen sowie die Personen bei Hofe zur Zeit der Herzogin Amalia und Karl Augusts ziehen in buntem Gedränge am Leser vorüber. Von Weimar und Weimarer Persönlichkeiten weiß auch der aufdringliche und klatschsüchtige Wichtigtuer K. A. Böttiger in seinen Aufzeichnungen: „Literarische Zustände und Zeitgenossen" (1838) vieles zu berichten, wurde er doch als Gymnasialrektor in Weimar 1791 bis 1804 mit Herder, Wieland, Goethe und Schiller bekannt. Auch der Almanachherausgeber Stephan Schütze lebte von 1806 an in Weimar. Aber seine hübsche, 1834 erschienene „Lebensgeschichte" behandelt seine Weimarer Zeit nicht mehr. Dafür schildert er treffend „die Abendgesellschaften der Hofrätin Schopenhauer", der Mutter des großen Philosophen, die damals in Weimar lebte. Ferner schrieb der Erzieher von Schillers Söhnen, B. R. Abeken „Goethe in den Jahren 1771—1776" und legte seine Erinnerungen an Begegnungen mit Goethe in Jena, Weimar und Rudolstadt nieder in dem Werke: „Goethe in meinem Leben, Erinnerungen und Betrachtungen."

Unter den Selbstbiographien, denen Mitteilungen über Schiller ihre Bedeutung geben, ist besonders die des Arztes F. W. Hoven (1760—1838) zu nennen, der, mit Schiller von der Karlsschule her befreundet, besonders über dessen Besuch in der alten Heimat 1793/94 eingehend berichtet. Von sonstigen selbstbiographischen Aufzeichnungen der Zeit seien außer dem ganz kurzen Lebensabriß von Joh. Voß seine Erinnerungen aus der Jugendzeit erwähnt, die bis zum 14. Lebensjahr reichen und später von seiner Gattin Erneſtine fortgesetzt wurden. Die Selbstbiographie des Oldenburgers G. A. von Halem, die 1840 erschien, ist ziemlich unergiebig, während die „Erinnerungen" von F. Matthisson (1799), der recht breit besonders von seinen Reisen berichtet, von vielen her-

vorragenden Persönlichkeiten der Zeit erzählen und einen glatten, aber oberflächlichen Darsteller verraten. Auch A. Kotzebue, der mehrere Begebenheiten und Abschnitte seines Lebens beschrieben hat (Mein literarischer Lebenslauf 1796, Erinnerungen aus Paris 1804/05, Das merkwürdigste Jahr meines Lebens 1801), fällt als Selbstbiograph kaum mehr ins Gewicht denn als Dichter. Am volkstümlichsten ist „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens" geworden, in dem er seine Verbannung nach Sibirien im Jahr 1800 beschreibt und das in Reklams Universalbibliothek aufgenommen worden ist. Aber die frische Lebendigkeit der Darstellung wird in ihrer Wirkung vielfach durch die gefallsüchtige, wichtigtuerische Art des Verfassers durchkreuzt. Jedenfalls treten wir in einen reineren Dunstkreis ein mit den Aufzeichnungen des Malers J. H. Wilhelm Tischbein „Aus meinem Leben" (1861), der als Freund und Genosse Goethes auf seiner italienischen Reise bekannt, von seiner Tätigkeit als Akademiedirektor in Neapel anregend zu erzählen versteht, wobei besonders ein Vesuvausbruch, den Tischbein erlebte, überaus lebendig geschildert wird.

Bezeichnend ist, wie seit den Tagen der Empfindsamkeit die Zahl der Frauen auf dem Gebiet der Selbstdarstellung zunimmt. Nicht immer führen sie sich glücklich ein. Joh. Isabella Eleonore v. Wallenrodt (1740—1819) sucht in ihrer unendlich breit ausgesponnenen, rücksichtslos offenherzigen Selbstbiographie ihre wertlose Unterhaltungsschriftstellerei in ein besseres Licht zu setzen. Auch die Frau, die einem Schiller und Jean Paul nahestand, Charlotte von Kalb, bekundet in ihren 1879 von E. Palleske herausgegebenen „Gedenkblättern" eine recht unangenehme Geziertheit in Stil und Darstellung. Ihre Erinnerungen an die Jugendzeit und an die Beziehungen zu Schiller machen darum keine glückliche Figur gegenüber den Aufzeichnungen der obengenannten, 1766 geborenen Johanna Schopenhauer. Sie hat ihre Kindheit und Jugend in Danzig bis zu ihrer Verheiratung und zur Geburt ihres Sohnes Artur sowie zur Übersiedlung der Familie nach Hamburg im Jahre 1793 in einem 1884 neu herausgegebenen Büchlein beschrieben, das „Jugendleben und Wanderbilder" betitelt ist. Höchst anmutig werden von ihr hier die Danziger Zustände in dem bezeichneten Zeitraum geschildert. Man meint, in den lebendigen, ausdrucksvollen und launigen Bildern etwas

vom Geiste Chodowieckis zu spüren, den die Verfasserin hoch schätzte und in Danzig persönlich kennen lernte. Wie Johanna Schopenhauer, so war auch Elisabeth von der Recke (1756—1833) eine der bekanntesten schöngeistigen und literarisch tätigen Damen der Klassikerzeit. Sie hat die verschiedensten selbstbiographischen Aufzeichnungen hinterlassen. Ihr Tagebuch einer Reise durch einen Teil Deutschlands und durch Italien in den Jahren 1804 bis 1806 enthält neben den Schilderungen der bereisten Gegenden und Plätze auch manches Selbstbiographische. Großes Aufsehen hatte seinerzeit ihre 1787 erschienene Schrift gemacht: „Nachricht von des berüchtigten Cagliostros Aufenthalt in Mitau im Jahr 1779", als eine der bemerkenswertesten Urkunden über das Treiben des vielberufenen Schwindlers. Neuerdings wurden auch die Jugenderinnerungen Elisas bis zu ihrer unglücklichen Heirat mit Herrn von der Recke von P. Rachel herausgegeben (1900—1902). Sie enthalten bezeichnende Sittenbilder aus der Welt des kurländischen Adels, in dessen Kreisen damals vielfach ein reichlich roher Ton geherrscht haben muß. Auf Grund dieser Erinnerungen lernt man auch die schöngeistige Empfindsamkeit der Verfasserin als ein Aufgebot der Kontrastgefühle gegenüber der derben, oft harten Behandlung verstehen, die sie teilweise von ihrer Umgebung zu erdulden hatte. Jedenfalls bekunden diese Jugenderinnerungen eine bemerkenswerte Gewandtheit und Eindringlichkeit der Darstellung, sie zeugen von einer eigenartigen, geistig hochgestimmten Persönlichkeit und lassen es begrüßen, daß demnächst in der bekannten Memoirenbibliothek von R. Lutz eine von H. Conrad besorgte Auswahl aus den Aufzeichnungen und Briefen von E. von der Recke erscheinen wird.

Eines der liebenswürdigsten Erinnerungsbücher der Zeit sind die Aufzeichnungen der Weimarer Hofmalerin Luise Seidler (1786—1866), die bis zum Jahr 1823 reichen und 1874 von H. Uhde herausgegeben worden sind. Ihr Vater war Universitätsstallmeister in Jena, und mit anspruchsloser Lebendigkeit und Anmut erzählt sie von ihren Kinderjahren in dieser Stadt. Damals wohnte Goethe mehrfach im Jenaer Schloß. Mit seinem kleinen Sohn spielte Luise oft unter Goethes Fenstern, und dieser ließ wohl den Kindern an einem Bindfaden ein Stück Kuchen herab. Als Luise zur schlanken Blondine herangewachsen war, wurde sie die Freundin von Minna Herzlieb. Das Fromannsche Haus mit seinen

Gästen und seiner Geselligkeit, die Häupter der Jenaischen Romantiker, die ganze geistige Bewegung jener Jahre lassen diese Erinnerungen ohne jede Geziertheit und Wichtigtuerei, aber anschaulich und farbenhell am Auge vorüberziehen. Fesselnd, ohne breit zu werden, ist auch ihre Schilderung von den Folgen der Schlacht von Jena 1806 für die Einheimischen. Sie selbst wurde damals mit einem liebenswürdigen französischen Oberarzt aus dem Heer Bernadottes bekannt, mit dem sie sich verlobte. Mit zarten Strichen entwirft sie ein Bild dieses Verhältnisses, das durch den Tod des Verlobten beim Feldzug in Spanien auf schmerzliche Weise gelöst wurde. Bei einem Besuch in Dresden findet dann die Schwergetroffene den Beruf, dem sie fortan treu blieb. Sie wird Malerin und erfährt bald freundlichste Förderung durch Goethe, der sie in der Galerie beim Kopieren von C. Dolcis heil. Cäcilia trifft. Er nimmt sich in väterlicher Weise der Künstlerin an. Wir sehen sie dann in seinem Hause in Weimar mit einem Pastellbildnis des Dichters beschäftigt, und in ihren Erinnerungen schildert sie nicht nur Goethes Haus, sondern auch das Leben darin in anmutender Weise. Dabei berichtet sie auch manchen Zug von wohltuender Herzlichkeit und liebenswürdigem Zartgefühl, womit der Dichter Schutz- und Hilfsbedürftigen entgegenkam. Außerdem ziehen zahlreiche Dresdner Größen der damaligen Zeit in feinabgetönten Bildnissen am Leser vorüber: die Maler Kersting, Caspar D. Friedrich, Gerhard Kügelgen, A. Graff, ferner das Körnersche Haus sowie der Hof von Gotha, zu dem die Künstlerin im Winter 1811/12 in nähere Beziehungen tritt. Wie ihr dann der Großherzog von Weimar die Mittel zu einer Studienreise nach Italien gewährt, zieht sie zuerst nach München, wo sie uns mit dem Haus F. H. Jacobis und des Philosophen Schelling bekannt macht. Dann beginnt mit der Beschreibung der Reise nach Italien und des Aufenthalts in Rom, Neapel und Florenz 1818—1823 die zweite Hälfte von Luisens Erinnerungen, die Glanzpartie ihres Lebens und ihrer Darstellung. Wie sie schon vorher alles in einem unschuldigen Festglanz erblickte, so zieht sie jetzt vollends in Italien an der Hand von Goethes Italienischer Reise entzückt und begeistert von Ort zu Ort über Venedig, Florenz nach Rom, das damals für die deutsche Kunst mehr bedeutete als je zuvor. Hier traf sie Schnorr von Carolsfeld und Philipp Veit mit seiner Mutter Dorothea Schlegel, den Tyroler

Landschafter Koch und Peter Cornelius, Maria Ellenrieder und Overbeck. Besonders aber tritt Thorwaldsens Persönlichkeit in ihren Erinnerungen immer wieder in den Vordergrund. Er stand damals in der Blüte seines Ruhmes, und was sie über ihn berichtet, ist eine wesentliche Bereicherung der anderweitigen Nachrichten über ihn. Neben den Berichten über das Treiben der jungen Künstler in Rom, ihre Arbeiten, Hoffnungen und Herzensverhältnisse fesseln nicht minder die Bilder, die sie von anderen Persönlichkeiten entwirft, die damals in Rom weilten und mit ihr in Berührung kamen, wie Niebuhr, Bunsen, Frau von Humboldt, Henriette Hertz. Das reiche Leben, das die Verfasserin damals lebte, spiegelt sich besonders auch in ihren frischen, farbenhellen Schilderungen der Kunstdenkmäler, der Volkssitten, der Feste, und man begreift es leicht, daß die Künstlerin beim Abschied von Rom sich sagte, daß eine solche Seligkeit, wie sie sie dort genossen, nie mehr für sie wiederkehren werde. Auch im späteren Leben bildete für Luise Seidler ihre Jugend und die italienische Reise den sonnigen Hintergrund ihres Daseins.

Auch ihre „Erinnerungen" sind von der Helle dieser glücklichen Jahre noch durchleuchtet. Es weht darin eine stille, wohlige, freundliche Luft, die Luft einer versunkenen, liebenswürdigen Kultur, die noch Harmlosigkeit und Genügsamkeit genug besaß, um sich in glücklicher Zufriedenheit ihres Lebens zu freuen. Luise Seidler hatte weder als Persönlichkeit noch als Künstlerin das, was F. Th. Vischer Kaliber nennt, aber sie war eine reine, anspruchslose, mit sich selbst einige Natur, und das gibt ihren Erinnerungen einen besonderen Reiz. „Wir finden öfter, bemerkt Hermann Grimm anläßlich dieser Aufzeichnungen, daß Menschen, deren originaler Gehalt gering oder Null war, die beim schließlichen Hineinfallen in den Strom der Zeit auch nicht den leisesten Plumps machten oder einen Tropfen sichtbar in die Höhe springen ließen, ein Leben hinter sich haben, das wie ein von Meisterhand geformtes Stilleben einen freundlichen Anblick gewährt. Wir betrachten es wie zarte, völlig ungestört ausgebildete Moose, die unter dem Mikroskop sich zu glänzenden Ästen ausbreiten. Anspruchslose Persönlichkeiten stehen oft in einer harmonischen Entfaltung ihrer schwachen Fähigkeiten vor uns, die Freude und Erstaunen erregt." Das trifft auf Luise Seidler in hervorragendem Maße zu. Zugleich

zeigen auch derartige Werke, welche bedeutsame Fortschritte die Fähigkeit zu erleben und das Erlebte zu beschreiben gegenüber der Zeit des Pietismus und der Aufklärung hauptsächlich durch den Aufstieg unserer Dichtung gemacht hat. Die Fortschritte der Kultur lassen sich einleuchtender am Durchschnitt der Zeiterscheinungen prüfen und feststellen, als an den Gipfelgrößen. Da ist es denn bemerkenswert, von welcher Feinheit des seelischen Takts, von welch sicherem Geschmack in der Mischung und Abtönung der Farben diese Erinnerungen zeugen. Wie haben auch bescheidene Geister gelernt, lebensvoll zu schildern, das Besondere einer Persönlichkeit, eines Kunstwerks, einer Stimmung aufzufassen und wiederzugeben, reiche und vielseitige geistige Belange zu pflegen, auch wenn großer Wurf und geschlossener Aufbau ihren Selbstbiographien fehlt.

In letzterer Beziehung konnte das Werk Goethes weder von seinen Zeitgenossen noch in der Folgezeit überboten werden. Daneben gab es aber auf dem Gebiet der Selbstdarstellung noch Bereiche genug, auf denen der Deutsche noch manches nachzuholen hatte, vor allem auf dem ausgebreiteten Gebiet der Denkwürdigkeiten und Memoiren. Die halbfranzösische Memoirenliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts konnte nie volkstümlich werden. Ein seiner selbst bewußtes Volk mußte aus Eigenem eine seiner geistigen Bedeutung würdige Memoirenliteratur hervorbringen können. Sobald der Sinn für das öffentliche Leben, das politische und völkische Empfinden erweckt und erstarkt war, sobald große Ereignisse, die jeden erregten und aufwühlten, sich einstellten, konnte ein neuer Aufschwung im Bereich der memoirenartigen Selbstdarstellung, der die Ansätze des 18. Jahrhunderts weiter entfaltete, nicht ausbleiben. Da inzwischen die Selbstbiographie sich mächtig aufwärts entwickelt hatte, mußten die Früchte dieses Aufstiegs auch den Denkwürdigkeiten zugute kommen. So kann das, was die Zeit der politischen Demütigungen und der nationalen Erhebung an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts an Memoiren und Denkwürdigkeiten hervorgebracht hat, nach Umfang und Inhalt den höchsten Ansprüchen genügen.

Fünftes Kapitel.

Denkwürdigkeiten und Selbstbiographien im Zeitalter der politischen Umwälzungen, der nationalen Erhebung und der Reaktion.

In den Tagen der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges war die Selbstbiographie Seelengeschichte und Seelenroman geworden mit liebevoller Stimmungs- und Kleinmalerei. Schließlich hatte diese Entwicklung ihren Höhepunkt erreicht in Goethes Dichtung und Wahrheit, dem Muster einer großangelegten, genetisch gedachten Lebensbeschreibung. In der Zeit der großen politischen Umwälzungen, die der französischen Revolution folgten, blieben nur Wenige von den Stürmen und Gewittern des weltgeschichtlichen Geschehens unberührt. Tausende wurden wider Willen in den Wirbel der Ereignisse hineingerissen, oder waren zum mindesten erschütterte Augenzeugen der gewaltigsten Katastrophen. In solchen Zeiten tritt auf dem Gebiet der Selbstdarstellung die Selbstbiographie, die zuvörderst inneres Leben schildern will, zurück hinter den Aufzeichnungen, die mehr äußeres Geschehen berichten, hinter Denkwürdigkeiten, Memoiren und memoirenartigen Aufschrieben. So führten auch die letzten Jahrzehnte des 18. und die ersten des 19. Jahrhunderts eine Hochflut von Werken dieser Art herauf. Wer zuvor Memoiren geschrieben hatte, der bediente sich auch auf deutschem Boden mit Vorliebe der französischen Sprache. Jetzt entstehen Denkwürdigkeiten in reicher Zahl, die deutsch geschrieben, in der Entwicklung der deutschen Memoirenliteratur und in der Geschichte des deutschen Schrifttums überhaupt eine bedeutsame Stelle einnehmen. Ein gewaltiger Schritt vorwärts wird getan. Wie spärlich und dazu vielfach wie kärglich und unzulänglich sind die Aufzeichnungen, die uns von den großen Umwälzungen des 16. und 17. Jahrhunderts erhalten sind, und wie reich fließen jetzt die Quellen! Varnhagen schreibt einmal: „Ein Land ohne Memoiren ist wie ein Haus ohne Spiegel, es weiß keiner recht, wie er sich aus-

nimmt, und das Ganze nimmt sich schlechter aus als nötig, weil eben jene Hilfe fehlt." Wenn das Deutschland an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, das Deutschland der völkischen Erhebung, sich in mancher Beziehung bei der Nachwelt so gut ausnimmt, so sind gewiß auch die Denkwürdigkeiten jener Zeit an diesem Eindruck nicht unbeteiligt, zeigen sie doch, wie der ängstliche Deutsche des 17. und 18. Jahrhunderts jetzt aus der Enge seines privaten Daseins herauszutreten und ein öffentlicher Charakter zu werden beginnt, der an den Weltereignissen persönlichen innern Anteil nimmt.

Freilich war auch seit dem 30jährigen Krieg und seit den Tagen Friedrichs des Großen vieles anders geworden in der geistigen Verfassung des deutschen Volkes, und diese Wandlungen hatten den großen Aufschwung auf dem Gebiet der Denkwürdigkeiten- und Memoirenliteratur erst möglich gemacht. Das Selbstbewußtsein des Deutschen hatte sich gegen das Ende des 18. Jahrhunderts gewaltig gehoben. Die Fähigkeit, zu erleben, war mächtig gewachsen. Von Pietismus und Aufklärung an bis zu der Zeit des Sturms und Drangs hatte sich die Gabe, das Bedeutsame zu erkennen und festzuhalten, das Besondere und Kennzeichnende zu sehen und wiederzugeben, immer rascher entwickelt. Geistige und literarische Bildung war gegenüber früher schon weithin Gemeingut geworden. Der Blick für die seelische Bedeutung äußerer Vorgänge war schärfer, die Fähigkeit zusammenhängender, pragmatischer Darstellung verbreiteter, die Kunst der Menschen- und Umweltschilderung feiner als ein Menschenalter zuvor. Die französische Revolution hatte die Anteilnahme an politischen Vorgängen mächtig geweckt, das Gefühl der völkischen Zusammengehörigkeit war durch die geistigen Großtaten unserer Dichter und Denker gewaltig erstarkt. Man freute sich des Bewußtseins, einem großen Kulturvolk anzugehören, und konnte mitten in Not und Knechtschaft der napoleonischen Zeit den Glauben an den Wert deutschen Wesens mutig festhalten, ohne den die nationale Erhebung nicht möglich gewesen wäre. Das alles kam der Memoirenliteratur der Zeit zugute. Zugleich weist sie allenthalben die Spuren und Äußerungen jener Staatsgesinnung auf, die in der Schule des preußischen Staates und Friedrichs des Großen, der Aufklärung und Kants erwachsen, eine neue Zeit heraufführen half. Die Mitarbeit aller

am öffentlichen Wohl, das Pflichtgefühl des Staatsbürgers war aufgerufen, und der frische Hauch, der von dieser zukunftsfrohen Kraftentfaltung ausging, macht sich auch in dem verstärkten Bedürfnis geltend, sich und der Nachwelt Rechenschaft zu geben von den geschichtlichen und politischen Vorgängen, deren Zeuge oder Mithandelnder man gewesen. So blickt uns aus diesen Denkwürdigkeiten das Bild eines Deutschen von neuem Gepräge entgegen. Ihm geben nicht mehr hohe Empfindungen, sondern rüstiges Handeln, nicht mehr schöne Gefühle, sondern sittliche Zuverlässigkeit und ernstes Pflichtgefühl, nicht mehr Abenteuer der Phantasie und der Seele, sondern kecke, tatenfrohe Unerschrockenheit in den Kämpfen und Wirren des Lebens vor sich selber und vor seinen Zeitgenossen Wert und Gewicht.

Unter der großen Zahl von Werken aus dieser Zeit spielen naturgemäß die Aufzeichnungen der in verantwortlicher Stellung Stehenden, die zur eigenen Rechtfertigung abgefaßt sind, eine besondere Rolle. Vor allem nach unglücklichen politischen und kriegerischen Ereignissen schießen Schriften dieser Art wie Pilze aus dem Boden. Man kann sie nur teilweise zur eigentlichen Memoirenliteratur rechnen. Sie glichen auch damals oft mehr politischen und militärischen Denkschriften, und häufig beruht ihr Hauptwert für den Geschichtsforscher in den urkundlichen Belegen, die sie mitteilen. Auch da, wo sie sich einer zusammenhängenden Erzählung befleißen, vermögen sie spätere Geschlechter nur ausnahmsweise noch zu fesseln, weil der Zweck der Aufzeichnungen meist so beflissen und dringlich verfolgt wird, daß eine richtige Erzählerlaune gar nicht aufkommen kann. Zudem gewährleistet die Tätigkeit in verantwortlicher Stellung durchaus nicht immer die Fähigkeit einer anziehenden, literarisch wertvollen Darstellung des Erlebten. Zu den Aufzeichnungen dieser Art kann man die Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer rechnen, der bei der Übergabe von Mainz an Custine eine Rolle spielte, ferner die memoirenartigen Schriften Massenbachs, der als Oberquartiermeister bei den hohenloheschen Korps 1806 einen verhängnisvollen Einfluß ausübte; die Aufzeichnungen des preußischen Generalfeldmarschalls Müffling, der seine Verdienste in den Feldzügen von 1813 bis 1815 ins Licht stellen möchte. Als Verfasser gutgeschriebener Memoiren ist ferner der preußische General von Wolzogen zu

nennen. Die Zeit von 1807—1812, die er in russischen Diensten verlebte, erregt besondere Teilnahme. Wolzogens Schüler war Herzog Eugen von Württemberg, der seine Erlebnisse als russischer General berichtet und dabei scharfen Franzosenhaß und mutvollen Feuereifer bekundet. Ihnen reihen sich Namen wie Knesebeck, Henckel von Donnersmarck, Karl von Wedel an. Der letztere lernte in russischen Diensten in Bennigsens Nähe, später in Blüchers Generalstab, sowie am preußischen und russischen Hof zahlreiche, maßgebende Personen kennen. Besondere Teilnahme haben von je die Aufzeichnungen O. von Odelebens, eines sächsischen Offiziers, gefunden: „Napoleons Feldzug in Sachsen 1813", weil er von Napoleons Persönlichkeit und Lebensgewohnheiten im Feld sehr lebendige, aus reicher und naher Beobachtung geschöpfte Bilder entwirft. Die Memoiren des preußischen Generals Ludwig von Reiche haben vor allem auch deshalb über den Kreis der Fachmänner hinaus einen Namen bekommen, weil die Schilderung seiner Tätigkeit in Wesel 1788 bis 1791 zu den anschaulichsten Darstellungen altpreußischen Garnisonlebens gehört.

Das Bedürfnis, ihr Handeln ins rechte Licht zu setzen, hat auch einer Reihe von Politikern und Staatsmännern die Feder in die Hand gedrückt. Besonders die Diplomaten bedienen sich dabei noch vielfach der französischen Sprache. Literarisches Gewicht, volkstümliche Kraft, seelischer Tiefgang ist weder den Bruchstücken der Memoiren von Haugwitz eigen, noch auch den Denkwürdigkeiten Hardenbergs, Metternichs, des Grafen Montgelas, Theodor von Schöns und anderer. Auch das bekannte Werk des aus nassauischem Staatsdienst hervorgegangenen Politikers Hans von Gagern: „Mein Anteil an der Politik", ist mehr diplomatisch-geschichtliche Denkschrift, als zusammenhängende, breit angelegte Erzählung. Bei den 1833 ohne Namen erschienenen „Memoiren eines deutschen Staatsmanns" aus den Jahren 1788—1816 kommt jedoch auch der Leser von heute noch auf seine Kosten. Der Verfasser (Johann Eustach Graf von Schlitz?) schildert Wiener Zustände in der Zeit Josephs II., berichtet von der Krönung Franz II. in Frankfurt wie vom Rastatter Kongreß, dem er in diplomatischer Sendung anwohnte. Sein Aufenthalt in Paris gibt ihm Anlaß zu pikanten Mitteilungen über Napoleons Persön-

lichkeit und seine Familie; schließlich erfahren wir auch noch dies und jenes vom Wiener Kongreß. Die Freude am Menschlichen und Allzumenschlichen, an spöttischer Nachrede und stichelnder Kennzeichnung, die diesen Memoiren eigen ist, beherrscht in erheblich vergröbertem und verschärftem Maße die bekannten Memoiren des Verfassers der Hammelburger Reisen, des Ritters K. H. von Lang, der, von aufklärerischen und liberalen Anschauungen ausgehend, die süddeutschen Zustände, vor allem zur Zeit der vornapoleonischen Kleinstaaterei und auch späterhin, im Hohlspiegel seiner scharf satirischen Darstellung zeigt. So lesen sich seine selbstbiographischen Aufzeichnungen äußerst unterhaltsam und prickelnd. Aber man vermißt doch auf die Länge eine edlere Auffassung der Welt und des Lebens. Fast jedem Zeitgenossen, mit dem der Verfasser in Berührung kommt, ausgenommen etwa dem Fürsten Hardenberg und Montgelas, weiß er etwas anzuhängen. Seine Freude am Spott und am Zerrbild läßt ihn wohl auch vor entstellenden Übertreibungen nicht zurückschrecken. Das Werk ist unter dem Titel: „Aus der bösen alten Zeit" in der Lutzschen Memoirenbibliothek neu herausgegeben worden. In eine reinere Luft versetzen da die „Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813" von dem weimarischen Kanzler Friedrich von Müller. So kunstlos und schlicht diese Aufzeichnungen gehalten sind, sie fesseln doch durch die ungesucht lebendige Darstellung der diplomatischen Bemühungen des Verfassers in bewegter Zeit, und durch die Schilderung von den Begegnungen Goethes und Wielands mit Napoleon.

Lebendiger und anschaulicher als viele der leitenden Persönlichkeiten haben mehrfach diejenigen ihre Zeit und die Zeitereignisse zu schildern verstanden, die teils mit der Rolle des stillen Beobachters sich begnügten, teils als frische, unverbrauchte Kinder des Volkes heißen Herzens die wilde Zeit duldend oder kämpfend miterlebten. Kaum ein wichtiges Ereignis, ein Feldzug, eine größere Schlacht, die sich nicht in den verschiedensten Aufschrieben spiegelten. Die trübe Schwüle unter Friedrich Wilhelms II. Regierung, die Lage der niederen Stände in Preußen, das Militärleben in diesem Staate, der barbarische Schulbetrieb der damaligen Zeit, dann wieder die harte, kleingeistige Gemütlosigkeit des Berliner Kleinbürgertums vor und nach dem Zusammenbruch von 1806: das alles tritt in den Jugenderinnerungen von K. W. v. Klö-

den ebenso faßbar und lebendig dem Leser entgegen, wie die achtunggebietende Gestalt des Verfassers, der sich durch zähen Fleiß und unbeirrbares geistiges Streben vom Goldschmiedslehrling zum Altmeister brandenburgischer Natur- und Geschichtskunde und zum Schöpfer der ersten Gewerbeschule im preußischen Staat emporarbeitete. Aus dem Nachlaß des märkischen Edelmanns Fr. A. L. von der Marwitz lernen wir die Stimmungen der Kreise kennen, die mit den inneren Reformen Steins und Hardenbergs unzufrieden in scharfem Gegensatz gegen die „liberal-despotische Anschauungsweise" dieser Staatsmänner standen. Der Verfasser ist eine kantige, schroffe Persönlichkeit, aber er versteht durch die Rückhaltlosigkeit seines Urteils zu fesseln, und Abschnitte, wie die Schilderung der Eindrücke, die der Knabe vom alten Fritz bekam, wie die eingehende Kennzeichnung des Prinzen Louis Ferdinand u. a., gehören zu den farbenreichsten Darstellungen in der Memoirenliteratur jener Zeit. Das anziehende, urwüchsige Werk wird demnächst in neuer Ausgabe von H. Conrad in der Lutzschen Memoirenbibliothek erscheinen. Innere Verhältnisse vor und nach 1806 schildern H. Ludens Rückblicke, die durch die Goetheerinnerungen des Verfassers einen besonderen Reiz gewinnen. In die Zeit des Königreichs Westfalen und an den Hof Jeromes führen die „Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit" (1833) von J. V.. Strombeck, einem 1771 geborenen Braunschweiger aus alter Familie, der gerade kein sehr kurzweiliger Erzähler und sich seines Wertes wohl bewußt ist. Hamburger Verhältnisse schildern die „Erinnerungen eines Greises" (1835 ff.), und M. Prells „Erinnerungen aus der Franzosenzeit Hamburgs 1806 bis 1814".

Besonders zahlreich sind die Denkwürdigkeiten von Teilnehmern des russischen Feldzugs. So erzählen preußische Offiziere, wie H. v. Brandt, württembergische, wie C. v. Martens und Yelin, ein Militärarzt, wie Roos, der hannoversche Förster Fleck, der Schlachtenmaler Albrecht Adam (1786—1862), in packender Weise von ihren Erlebnissen. Besonders die Selbstbiographie Adams, „Aus dem Leben eines Schlachtenmalers" (1886), die sich keineswegs bloß auf seine Erlebnisse im russischen Feldzug beschränkt, hat man mit Recht als treffliche Radierungen nach dem Leben bezeichnet, die die Gabe künstlerischen Sehens in vollgültiger Weise bekunden. Der strenge, noble, in der Schule des

Lebens gebildete Charakter des Verfassers tritt darin ins hellste Licht. Die Erzählung ist voll farbiger Einzelzüge. Wie versteht er es nur, das sinnverwirrende Treiben im napoleonischen Hauptquartier zu schildern, dazwischen in die Darstellung kleine Genreszenen, wie die Geschichte von dem betrunkenen Schimmel, einzuflechten, und uns recht unmittelbar in die wilde, rauhe Luft des Kriegslebens zu versetzen. Wie bei dem unseligen Rückzug aus Rußland der tatkräftige Künstler mit dem soldatischen Schnurrbart und der straffen Haltung durch mutige Geistesgegenwart und unerschrockene Keckheit sich auch in den schwierigsten Lagen durchhilft, das ist prächtig zu lesen. Das Buch folgt dem bewegten Lebensgang des Verfassers bis zum österreichisch-italienischen Krieg im Jahr 1848, wo er Radetzky kennen lernt, und ist die literarisch wertvolle, lebensprühende Urkunde einer beweglichen Zeit und einer tatkräftigen Persönlichkeit.

Nicht minder reich sprudeln die Quellen für die Befreiungskriege. Besonders volkstümlich sind die Erinnerungen Karl von Raumers an den Freiheitskrieg 1813/1814 geworden, sowie der Bericht von W. Alexis, dem bekannten Erzähler, über seine nicht sehr befriedigenden Erlebnisse im Feldzug gegen Napoleon: „Mein Marsch nach Frankreich im Jahr 1815". In den vom Krieg betroffenen Gegenden und Städten haben vielfach Einheimische aus den verschiedensten Ständen die Erlebnisse und Erfahrungen der Kriegszeit für die Nachwelt aufgezeichnet. Durch G. Freytag sind die Erlebnisse eines sächsischen Landpredigers in den Kriegsjahren 1806—1813 (W. G. Schlosser) weiteren Kreisen bekannt geworden. Von den zeitgenössischen Aufschrieben über die Schlacht bei Leipzig, deren eine stattliche Zahl auf uns gekommen ist, wurde das Tagebuch des Musikers Rochlitz: „Tage der Gefahr", schon von Goethe mehrfach gewürdigt und als eine „höchst merkwürdige, vielleicht einzige Darstellung" gerühmt. Was Dresden während der Napoleonischen und der Befreiungskriege zu leiden hatte, erzählt der bekannte Jugendschriftsteller Gustav Nieritz in seiner Selbstbiographie, die überhaupt in die gesellschaftlichen, kulturellen, politischen Verhältnisse des damaligen Sachsen wertvolle Einblicke gewährt. Nieritz ist ein scharfer, verstandesheller Beobachter von ausgeprägtem Gerechtigkeitssinn, dessen herbe Tüchtigkeit freilich mitunter etwas schulmeisterlich angehaucht ist.

Als Erzähler von Selbsterlebtem vermag der Jugendschriftsteller auch die Teilnahme Erwachsener nachhaltig zu fesseln.

Endlich spiegelt sich auch der Wiener Kongreß in einer Reihe von Denkwürdigkeiten. Über das gesellschaftliche Treiben sind vor allem zwei Damen zuständige Berichterstatterinnen. Die Gräfinnen Elise von Bernstorff und Lulu von Thürheim. Jene, aus deutsch-dänischem Adel stammend, mit ihrem Oheim Bernstorff, dem späteren preußischen Minister vermählt, gibt in ihren Aufzeichnungen Bilder aus dem Leben des hohen holsteinischen Adels, und später aus der Berliner Gesellschaft unter Friedrich Wilhelm III. zur Zeit der Restauration, wo sie besonders Gneisenau und Klausewitz, sowie dem Kreise des Kronprinzen nahe trat. Hauptsächlich aber weiß sie aus der Zeit des Wiener Kongresses manchen Zug aus dem Treiben der dort versammelten hohen und höchsten Herrschaften zu berichten. Sie hält sich freilich mehr an der Oberfläche, zeigt für die eigentliche Politik nur mäßiges Verständnis und läßt bei ihrer liebenswürdigen, gütigen Art die Gabe scharfer Kennzeichnung denn doch vermissen. Auch bei Lulu von Thürheim, einer Angehörigen des österreichischen Adels, ist in ihren französisch abgefaßten umfangreichen Erinnerungen aus Österreichs großer Welt: „Mein Leben 1788—1852", der Standpunkt der äußerlichen und glänzenden Weltdame nicht zu verkennen. Aber ihre ausgebreiteten Beziehungen zu den Kreisen des europäischen Adels, ihre lebhafte Teilnahme für die Zeitereignisse, ihre flüssige Darstellung, sichern ihren Erinnerungen, die 1913 nunmehr in deutscher Übersetzung erschienen sind, gebührende Beachtung, besonders auch für die Zeit der großen politischen Umwälzungen und des Wiener Kongresses. Auch der frühere Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand, Karl von Nostiz, nimmt unter den deutschen Teilnehmern am Kongreß, die ihre Eindrücke aufzeichneten, eine bedeutsame Stellung ein. Er befand sich im Gefolge des Zaren, und seiner Darstellung fehlt es nicht an satirischer Würze. An Varnhagens Schilderung des Kongresses reichen freilich alle diese Aufzeichnungen nicht heran. Denn mit der Selbstbiographie Nettelbecks, mit Arndts Erinnerungsbüchern, mit dem auf eigenen Aufzeichnungen beruhenden Lebensbild der Gräfin Sophie von Schwerin, mit den Denkwürdigkeiten von Steffens und Boyen gehört das Werk Varnhagens zu den Memoiren, die sich nach menschlichem

Gehalt wie nach geistiger und schriftstellerischer Bedeutung über den Durchschnitt der sonstigen zahlreichen Werke dieser Zeit ausgesprochenermaßen erheben.

Die Vorbedingung für die nationale Erhebung von 1813 war die entschlossene Bereitschaft zur Selbsthilfe, war das vaterländische Pflichtgefühl, war der tatkräftige, opferbereite Bürgersinn, der an der Wende des Jahrhunderts kräftiger als zuvor sich zu regen begann. Dieser Geist ist recht eigentlich verkörpert in der Gestalt des alten Joachim Nettelbeck. Wir preisen das Geschick, das dem rüstigen Greis die Feder in die Hand drückte zur Aufzeichnung seines eigenen Lebens. Er wollte seiner spätgeborenen Tochter durch den Ertrag dieser Lebensbeschreibung einen Notpfennig für die Zukunft sichern, aber er gab mit dem Buch seinem Volke eine der unmittelbarsten, frischesten Selbstbiographien, die es besitzt. Nachdem schon früh waghalsige Streiche den unerschrockenen Mut des Knaben bekundet, geht der Dreizehnjährige gegen den Willen der Seinen auf See, wird Steuermannsjunge, und macht eine Reise von 21 Monaten nach der Pfefferküste und nach Surinam. Dieser ersten Seefahrt folgen weitere, reich an Abenteuern und bewegtem Erleben. Bald unterstellt ihn das Geschick einem irrsinnigen Kapitän, bald muß er meuterischen Mannschaften mit Aufbietung all seiner Unerschrockenheit die Unterwerfung unter seinen Befehl abzwingen. Bald spielt er in tollen Seemannswagnissen keck mit der Gefahr, bald führen halsbrechende Wasserfahrten zu schwerer Seenot und Schiffbruch, bald bringen ihn seine Odysseusgeschicke mit Schmuggel und Sklavenhandel in nahe Beziehung, bald erlebt der wackere Preuße die stolze Freude, wie die Kunde von der strengen Gerechtigkeit seines großen Königs dem Preußentum im fernsten Ausland Ansehen und Achtung verschafft. Dazwischen kehrt Nettelbeck auch wieder in die Heimat zurück, setzt in der Vaterstadt bei einem Brand des Kirchturms sein Leben ein, erlebt zweimal in mißlicher Ehe peinliche Seenot und Schiffbruch, zeigt sich überall als ehrlicher, tatkräftiger und weitsichtiger Bürger, und tritt dann bei der ruhmvollen Verteidigung Kolbergs 1807 dem Kommandanten Gneisenau so rüstig zur Seite, daß die Namen Kolberg, Gneisenau und Nettelbeck für immer in der Geschichte miteinander verknüpft bleiben werden. „Nettelbecks Tätigkeit ist unbegrenzt", konnte damals Gneisenau schreiben, „und

ich brauche ihn zu allem". Es ist ein besonderer Glücksfall, daß der Mann, der mit hilfsbereiter Tat so rasch bei der Hand war, auch die Gabe besaß, klar, flott und packend zu erzählen. Genau so kerngesund und kräftig zufassend wie der ganze Mann, ist auch seine Darstellung. Dazu ist seine Lebensbeschreibung durchsichtig gegliedert und sauber aufgebaut. Durch die Sprache weht ein Hauch von herbfrischer Seeluft, und sie ist auf den Höhepunkten wie von einem geheimen Rhythmus getragen. Auch sonst hat die Erzählung etwas Erquickendes in ihrer fest und sicher einherschreitenden Bewegung, in ihrem kräftigen, bald ruhigeren, bald rascheren Atem, in ihrer saftigen und kernhaften Schlichtheit und Natürlichkeit. Und was das beste ist, mit diesem Stil wird uns der ganze Nettelbeck lebendig. Er steht in seiner Selbstbiographie unmittelbar vor dem Leser mit all seinem trotzigen Wagemut und seinem hitzköpfigen Unabhängigkeitssinn, mit all seiner zähen Tatkraft und seiner selbstvergessenen Hilfsbereitschaft, mit all seiner unbekümmerten Aufrichtigkeit und seinem lebendigen vaterländischen Ehrgefühl. Immer noch trifft zu, was der Herausgeber dieser Selbstbiographie in seiner Einleitung ausführt: „Hier ist Nettelbeck ganz er selbst. Er gibt sich wie er ist, und sein Leben ist so wunderbar reich ausgestattet vom Schicksal und gleicht bei den sprechendsten Merkmalen innerer Glaubwürdigkeit dennoch so sehr einem Romane, daß es, indem es die flüchtige Neugier vergnügt, zugleich auch in seinem äußeren Tun und Treiben wie in einem vielseitig geschliffenen Glase den inneren Menschen wundervoll und erfreulich zurückspiegelt. An Originalität, Lebendigkeit, Abwechslung und körniger Kraft neben der höchsten Einfachheit ist in unserer Sprache kaum etwas Ähnliches vorhanden. Der biedere, welterfahrene und weltkluge Bürgersmann, der die kleinen Künste des Vortrags nicht kennt oder verschmäht, folgt nur dem Bedürfnis und Drang der Mitteilung. Froh und behaglich schaut er in die Vergangenheit zurück, die ihm ein frisches Gestern dünkt, sonnt und erwärmt sich an seinen Kindheitsspielen, seinen jugendlichen Abenteuern, seinen Mannestaten, und gibt uns so, ohne es zu wissen und zu wollen, den Schlüssel dazu, wie er der tüchtige Kernmensch geworden, den wir in ihm zu lieben und zu achten uns gedrungen fühlen."

Ernst Moritz Arndts „Erinnerungen aus dem äußeren

Leben" sind in mancher Hinsicht ein Kind des gleichen Geistes, der Nettelbeck beseelte, wenn auch die Beiden nach natürlicher Artung, geistiger Bildung, wie nach ihrer äußeren Betätigung sehr verschieden waren. Die beiden gleichen zwei Brüdern, der eine aus rauherem, derberem Holze geschnitzt, der andere liebenswürdiger, reicheren und vielseitigeren Geistes, aber beide gleichermaßen rüstig, gesund, tüchtig und aufrichtig. Die Erinnerungen, die der Siebzigjährige 1840 herausgab, nachdem Friedrich Wilhelm IV. den in den Demagogenverfolgungen 20 Jahre zuvor Gemaßregelten wieder auf seinen Lehrstuhl berufen hatte, setzen mit der Kindheit des Verfassers ein. Das bäuerliche Jugendleben auf Rügen ist nicht bloß ein reizvolles Idyll, sondern auch kulturgeschichtlich sehr lehrreich. Kürzer ist der Bericht über die spätere Entwicklung, die Studien und Reisen gehalten, aber er reicht aus um zu zeigen, wie nachdrücklich sich Arndt schon frühe in sittliche Zucht nahm, wie er seine kräftige Natur in ehrlichem Ringen zum gehorsamen Werkzeug seines aufs Hohe und Edle gerichteten Geistes machte, wie jene Kernhaftigkeit des Wesens sich herausbildete, die der Ausdruck gleichgewogener leiblicher und geistiger Gesundheit ist. Geschichtliche Teilnahme wecken dann vor allem die Abschnitte der Erinnerungen, die Arndt in politischer Tätigkeit zeigen. Die Gestalten von Stein, Blücher, Scharnhorst sowie der anderen Führer bei der politischen und geistigen Wiedergeburt Preußens ziehen da am Leser vorüber als lebendige Gestalten mit Fleisch und Bein, mit Mark und Knochen. Nicht mit Tuschen und Pinseln, sondern mit starken und festen Strichen und mit Hilfe glücklich erzählter Anekdoten stellt er, wie Haym bemerkt, seine Menschen hin, läßt er sie schreiten und handeln, sprechen und gestikulieren. Mit der Reise nach Rußland im Jahr 1812 kommt dann die Erzählung besonders in Schwung. Man blickt in die großen geschichtlichen Zusammenhänge hinein, lernt allerlei Landes- und Volksart kennen, und erlebt in der bewegten Darstellung den Sturm und das Getöse der Zeit mit, bis dann die Aufzeichnungen langsam ausklingen mit den Jahren, die er nach den Befreiungskriegen am Rhein verbringt, und denen es an Anfechtung und Bewegung keineswegs fehlt. Die Aufzeichnungen Arndts, die zugleich eine Selbstverteidigung gegen langjährige Verkennung und Beargwöhnung darstellen, lassen vielfach die übersichtliche Anordnung

des Stoffs, den gleichmäßigen Gang der Darstellung vermissen und gefallen sich nicht selten in Abschweifungen, in kecken Übergängen vom Nahen zum Fernen, vom Wesentlichen zum Abseitigen. Das ist so Arndts Art in seinen Prosaschriften, die etwas Sorgloses im Aufbau haben und selten straff und folgerichtig angelegt und durchgeführt sind. Oft reißt ihn seine temperamentvolle, unruhige Beweglichkeit in raschem Fluge von Ereignis zu Ereignis, dann verliert er sich wieder lange auf Nebenpfaden, oder die Erzählung geht in Betrachtung und erörternde Darstellung über. Aber immer spricht eine warmherzige, liebenswürdige Persönlichkeit zum Leser. Der Verfasser gibt sich bescheiden und verständig ohne alle Eitelkeit, und man spürt seinem Wesen etwas von Luthers Kraft, Gemüt und Humor an. Überall liegt die für alles Gute und Große begeisterte Selbstlosigkeit, die heitere Sicherheit, die unbestechliche Redlichkeit des treuen Mannes klar zutage, und man muß den alten Arndt, wie er sich in diesen Erinnerungen darstellt, liebgewinnen mit seinem hellen, fröhlichen Gesicht, mit seiner ungesucht schlichten, schlagenden, bildhaft sinnreichen Rede. Die sprudelnde Frische seiner Darstellung bekommt wohl in Augenblicken der Erregung oft etwas Barsches, kurz Angebundenes, dann meint man, den Erzürnten vor sich zu sehen, wie er seinen Ärger, seine Entrüstung mit lauter Stimme und lebhaften Gebärden ausspricht. Aber seine Ausbrüche haben etwas Befreiendes, und weil man überall die Unmittelbarkeit des frischen Erlebens in Arndts Berichten durchspürt, so hat das Bild der Zeit, die er schildert, auch allenthalben Farbe und Leben. Selbst der kühle Varnhagen wird unter dem Eindruck dieser Erinnerungen einigermaßen warm und bekennt in der Besprechung des Buches: „Ja, das waren Zeiten, es war doch eine schöne Zeit, alles bedrückt, bedrängt, verarmt und im Wechsel zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwebend. Doch wenn nur ein Lichtfunken von Hoffnung aufschimmerte, zu welchem hellen Morgenrot der Zukunft entfaltete sich plötzlich sein mächtiges Gefunkel. Es war ja eine Donnerwetterzeit, aber man weiß, daß auf den schwärzesten Wolken das Licht sich am schönsten abspiegelt."

Eine Ergänzung zu den Erinnerungen bilden die etwa 20 Jahre später von Arndt verfaßten „Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. F. von Stein". Mit jugendlicher Frische erzählt hier der beinahe Neunzigjährige den schönsten und reichsten

Abschnitt seines Lebens, sein Zusammenwirken mit dem großen Staatsmann, dessen Bild mächtig und in eindringlicher Leibhaftigkeit ersteht. Einzelne Ungenauigkeiten und Versehen, die dem greisen Verfasser mit unterlaufen, können den geschichtlichen Wert dieses wundervoll durchseelten Charakterbilds nicht beeinträchtigen und seinen leuchtenden Glanz in keiner Weise trüben. So vornehm und bescheiden Arndt sich hier überall dem Größeren und Stärkeren gegenüber zurückstellt, man erkennt doch, daß hier zwei Männer zusammenarbeiteten, die einander ebenbürtig waren, weil jeder im andern die Reinheit und Kraft seines Wesens und Wollens achtete. Daß zwei so ausgeprägte, festgefügte, temperamentvolle Naturen bei aller Verschiedenheit des Standes und der Artung sich ineinanderfanden, ohne ihr Wesen zu verleugnen oder ihrer Würde je etwas zu vergeben, das macht ihr Zusammenwirken zu einem einzigartigen und beglückenden Schauspiel.

Wie hochgestimmt und schwungvoll das vaterländische Empfinden der Zeit zwischen 1806 und 1815 bei den Besten des Volkes, zumal in Preußen war, das können auch die Denkwürdigkeiten, die uns von Frauen jener Tage erhalten sind, bestätigen. Die Erinnerungen der Oberhofmeisterin Sophie Marie Gräfin von Voß: „Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe", atmen freilich mehr den Geist einer früheren Epoche in Preußens Geschichte. Die Verfasserin, die einem Boyen als ein immerwährendes Menuett erschien, war eine eifrige Verteidigerin der alten Hofetikette, und wir lernen in ihren tagebuchartigen Aufschrieben die Hauptgestalten am preußischen Hofe von der Schlacht bei Kunersdorf an kennen: Die Gemahlin Friedrichs des Großen, die Prinzessin Amalie, weiterhin Friedrich Wilhelm II. Dann wird die Gräfin Oberhofmeisterin bei der Kronprinzessin, der späteren Königin Luise. Das Familienleben Friedrich Wilhelms III. und seiner Gattin, die Jahre der Demütigung Preußens, der Jammer der Königin über die Schmach des Vaterlands, die Wiedererhebung, all das zieht am Leser vorüber, meist in kurzen Vermerken. Nur selten sind einzelne Szenen zusammenhängend geschildert, wie der Tod der Königin. Überall aber blickt durch die geistig und literarisch nicht allzu gewichtigen Aufzeichnungen die treue und tatkräftige Anhänglichkeit der Verfasserin hindurch. Dem Geist der Zeit stehen die Denkwürdigkeiten von Amalie von Beguelin erheblich

näher. Ihr Gatte leistete dem preußischen Staat als Geheimer Staatsrat in der Zeit nach dem Tilsiter Frieden wichtige Dienste. Sie selbst stand einem Hardenberg und Gneisenau nahe, und war eine der edlen, feingebildeten Frauen, die auf das Empfinden ihrer Zeitgenossen einen starken Einfluß ausübten. Ihre Aufzeichnungen sind freilich zu sorglos hingeschrieben, zu wenig umfangreich und zu abgerissen, um mit einem Werk verglichen werden zu können, das zu den gehaltvollsten Werken aus dieser Zeit gehört, mit den Denkwürdigkeiten der Gräfin Sophie von Schwerin, die den Grundstock des Lebensbilds ausmachen, das ihre Schwester aus den hinterlassenen Papieren der Verewigten zusammenstellte. Die Gattin des Grafen Wilhelm von Schwerin, eine geborene Gräfin von Dönhoff, erblickte 1783 das Licht der Welt. In ihren Aufzeichnungen schildert sie die Geschichte ihrer Jugend, Verlobung und Ehe. Ergreifend wirkt das Bild des in Liebe und Treue innig verbundenen Paares, das die schwere Not des Vaterlandes zwischen 1806 und der Erhebung Preußens gemeinsam trägt und tief innerlichen Anteil an den Geschicken der Heimat nimmt. So tief ihr Schmerz ist in den Tagen der Demütigung, so jubelnd und stolz begrüßen sie die Erhebung ihres Volkes. Es ist der Höhepunkt im Leben der Verfasserin, wie ihr Gatte nach der Einnahme von Paris 1814 als Siegesbote nach Berlin gesandt wird, um der Hauptstadt die frohe Kunde zu bringen. Da verflicht sich das persönliche und das vaterländische Hochgefühl der beiden Gatten zu einem Glück und Jubel ohnegleichen. Aber auch wie das Vaterland von der Verfasserin das schwerste Opfer fordert, bewahrt sie sich die hohe Einigkeit mit ihrem Geschick. Wie der geliebte Gatte an der Spitze seiner Brigade bei Waterloo fällt, als der letzte hervorragende Tote auf preußischer Seite, bleibt sie die starke, warmherzige Patriotin wie zuvor. Noch lebte sie als Witwe 48 Jahre bis zum Jahr 1863, auch ihre Aufzeichnungen setzt sie fort. Aber sie werden unzusammenhängend und mehr tagebuchartig, wenn auch überall die reiche, feste, klare Persönlichkeit der Leidgeprüften durchblickt. Der Abschnitt, der die Zeit von 1806—1815 umfaßt, bleibt der strahlende Kern dieser menschlich so anziehenden Denkwürdigkeiten.

Wie stark an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts die Anziehungskraft des deutschen Geistes war, davon zeugen die Lebenserinnerungen eines Deutschdänen, des 1775 geborenen J. G.

Rist. Seine Aufzeichnungen reichen bis 1839 und sind bis 1815 eines der bedeutsamsten selbstbiographischen Werke der Zeit. Besonders Rists Studienjahre in Jena, wo er einem Gries, Herbart, Herder und Fichte nahetritt, sind für die Kenntnis des damaligen deutschen Geisteslebens wertvoll. Dann wird der Verfasser Sekretär des aus Schillers Leben bekannten Grafen Schimmelmann in Kopenhagen, und lernt in diplomatischen Diensten Petersburg, Madrid und London kennen. Überall bewährt er sich als scharfer, nüchterner Beobachter, bis er dann 1808 als dänischer Geschäftsträger nach Hamburg versetzt, Davousts Wirken, die Folgen der Kontinentalsperre, und dann Tettenborns Einzug miterlebt. Auch der ihm befreundete Hamburger Maler Runge wird von ihm aus diesem Anlaß liebevoll gezeichnet. Mit der Schilderung seiner diplomatischen Tätigkeit in Paris 1814 schließt die Reihe der besonders fesselnden Abschnitte seiner Erinnerungen, die uns die Bekanntschaft einer wertvollen, gediegenen, für deutsche Bildung und Philosophie verständnisvoll aufgeschlossenen Persönlichkeit vermitteln, und nicht bloß für die deutsche Geistesgeschichte jener Zeit, sondern auch mehrfach für die politischen Ereignisse und Zustände eine beachtenswerte Quelle bilden.

Allerdings führen die umfangreichen Memoiren des bekannten Naturforschers, Philosophen und Dichters H. Steffens: „Was ich erlebte", doch erheblich tiefer in das deutsche Leben und Empfinden der Zeit ein. Besonders war der 1773 geborene, aber völlig eingedeutschte Norweger in den Kreisen der Romantiker in Jena heimisch. Seine Beziehungen zu Schelling, Fichte, Schlegel und Novalis kommen eingehend zur Sprache, ebenso tritt er den Weimarer Großen nahe. Gerade diese ersten näheren Berührungen mit den geistigen Bewegungen der Zeit spiegeln sich in der frischen jugendlichen Begeisterung des Verfassers besonders liebenswürdig und anziehend. Meisterhaft ist auch das Bild, das Steffens von seiner Wirksamkeit an der Hochschule in Halle vor deren Aufhebung durch Napoleon und von seiner Freundschaft mit Schleiermacher zeichnet. Den Höhepunkt der Denkwürdigkeiten bildet jedoch die Erzählung von der preußischen Erhebung im Frühjahr 1813, bei der Steffens als Professor in Breslau durch sein mitreißendes Eintreten für die vaterländische Sache eine bedeutsame Rolle spielte. Nachdem der vierzigjährige Gelehrte und Familienvater als Frei-

williger ins Heer eingetreten war, macht er den Feldzug 1813/14 im Hauptquartier Blüchers mit. Von seinen Erlebnissen in dieser Zeit, von den Beziehungen zu den führenden Männern, besonders Gneisenau, weiß er anregend und lebendig zu berichten. Immerhin macht sich in den Aufzeichnungen schon hier eine gewisse Neigung zur Breite mannigfach geltend. Sie wächst gegen den Schluß des Werkes, wo Steffens auf seine Streitigkeiten wegen der Turnsache und der lutherischen Absonderungsbestrebungen eingeht. Im übrigen verleugnet sich auch in diesen Denkwürdigkeiten die Art des Verfassers nicht, bei dem sich unruhige Betriebsamkeit und schwärmerische Erregbarkeit mit vielseitiger geistiger Aufgeschlossenheit sowie warmem religiösem und vaterländischem Empfinden zusammenfanden, und der mit seiner Abneigung gegen rationalistische, nüchterne Bedachtsamkeit und mit seiner rasch zufahrenden, nicht immer überlegten Raschheit mannigfachen Anstoß erregte. Die geistvolle Selbstbiographie, die in der Hauptsache Ende der 30er Jahre niedergeschrieben wurde, ist ein Beweis für die unverwüstliche Jugendlichkeit und die bewundernswerte Gedächtnisfrische des Verfassers, dessen helle Stimme man im Chor der zeitgenössischen Memoirenschreiber ungern vermissen würde.

Tragen die bisher betrachteten Denkwürdigkeiten mehr das Gepräge persönlicher Erinnerungen, die sich mit der eigentlichen Darstellung der Zeitgeschichte nicht zu befassen beabsichtigen, so suchen Boyen und Varnhagen ihre Werke mehr zu Zeitgemälden zu erweitern und auszubauen. Varnhagen bestrebt sich dabei, das gesamte geistige Leben, besonders auch die literarischen und gesellschaftlichen Zustände mit einzubeziehen, und bietet so eine große Fülle und Mannigfaltigkeit des Stoffs. Boyen beschränkt sich mehr auf das ihm naheliegende politische und militärische Gebiet, aber er ersetzt den Reichtum und die Abwechslung sowie den pikanten, schriftstellerischen Reiz, die Varnhagens Denkwürdigkeiten vor den seinen voraus haben, durch zielbewußtere Gedrungenheit und tieferen sittlichen Ernst der Darstellung. Hermann von Boyen, der als Gesinnungsgenosse Scharnhorsts und Gneisenaus vor und nach den Befreiungskriegen sich um die Neuordnung des preußischen Heerwesens unvergängliche Verdienste erwarb, schrieb seine Erinnerungen in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts, nachdem er, unzufrieden mit dem Gang der preußischen Politik, 1819 seine

Entlassung als Kriegsminister genommen und sich ins Privatleben zurückgezogen hatte. Doch sollten nach seiner Bestimmung diese Aufzeichnungen erst nach seinem Tode erscheinen, wie schon die ungeschminkte Rückhaltlosigkeit in der Beurteilung Friedrich Wilhelms III. zeigt. Die „Erinnerungen aus meinem Leben" erschienen dann erst 1889/90 in drei Bänden (Neuausgabe, in der Lutz'schen Memoirenbibliothek). „Die göttliche Vorsehung, beginnt der Verfasser, hat mich zu einem sehr wechselvollen Leben bestimmt. Nicht unbedeutende Erscheinungen der Zeit sind bei mir vorübergegangen; an mehreren nicht unwichtigen Ereignissen des preußischen Staates bin ich entweder unmittelbar beteiligt gewesen, oder habe doch die Triebfeder derselben, die handelnden Personen, ziemlich genau kennen gelernt, und dies alles bestimmt mich, die mir am merkwürdigsten erscheinenden Vorgänge meines Lebens teils für meine Nachkommen, vielleicht auch zur Erläuterung einiger Geschichtsabschnitte hier einfach niederzuschreiben." Es folgt die schlichte und anmutende Erzählung seiner Kindheits- und Jugendjahre. Dann erweitert sich der Bericht über das eigene Leben immer mehr zu einem Gemälde der politischen und militärischen Zeitereignisse, in die der Verfasser schon frühe aufs engste verflochten wird. Aber er versäumt darüber nicht, auch seiner inneren Entwicklung nachzugehen, die allmähliche Befestigung und Klärung seiner Anschauungen und Grundsätze darzulegen und die Heranbildung seines persönlichen Charakters zu verfolgen. Der Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806 führt den in der Schlacht bei Auerstädt schwer Verwundeten zu gründlichem Nachdenken über die Ursachen der Niederlage und macht ihn zu einem überzeugten Vertreter der Stein-Scharnhorstschen Reformgedanken und zu einem scharfen Gegner der lichtscheuen „Maulwürfe", die den schwankenden König unaufhörlich gegen die Forderungen der Zeit mißtrauisch zu machen suchen. Er nimmt in diesem Kampf, der ihm ein Ringen zwischen Licht und Finsternis ist, ohne Gehässigkeit, aber mit dem ganzen sachlichen Ernst seiner pflichtbewußten Natur Stellung. Während so in der Zeit von 1807—1813 die politischen Zustände in Preußen, die Verhältnisse am königlichen Hofe, die Bestrebungen der Reformpartei und ihre Hauptvertreter den Hauptgegenstand der Darstellung bilden, treten mit dem Beginn des Feldzugs von 1813, den Boyen als Generalstabschef der dritten Armee im Zusammenwirken mit

Bülow mitmacht, die kriegerischen Ereignisse wieder in den Vordergrund. Die Schlachten von Großgörschen, Großbeeren und Dennewitz werden mit sachkundiger Anschaulichkeit geschildert, bis dann mit der Schlacht bei Leipzig die Darstellung abbricht.

Was den Erinnerungen Boyens ihren hohen Rang in der deutschen Memoirenliteratur sichert, ist der Eindruck der lauteren, vornehmen Persönlichkeit des Verfassers. Wohl zeugt die scharfe Beurteilung des Königs und seiner Umgebung vernehmlich davon, wieviel Mißmut und Verstimmung Boyens Erfahrungen als Kriegsminister, und die lange Zeit seiner Untätigkeit — erst Friedrich Wilhelm IV. berief ihn wieder in den Staatsdienst — in ihm aufgehäuft hatten. Aber dessenungeachtet ging ihm jederzeit die Sache des Vaterlands über alles. Über dem Ehrgeiz, den er wohl auch hatte, stand ihm die Pflicht. Einem Scharnhorst gegenüber fühlt er sich immer als Helfer und Schüler, und die gleiche Bescheidenheit bewährt er auch in der Darstellung seines Zusammenwirkens mit Bülow. Die Forschung konnte ihm wohl die unvermeidlichen Gedächtnisfehler, aber keine Entstellungen und Übermalungen nachweisen. Bei den Persönlichkeiten, die er zeichnet, ist immer seine erste Frage, ob sie Kraft der Seele besaßen, und wo er sie nicht fand, konnte er sein Befremden nicht verbergen, denn ihm selbst war diese Nachhaltigkeit des inneren Lebens eigen und er betätigte sie in seiner aufopfernden Hingabe an den Staat, in seinem tiefen Wohlwollen, in der beherrschten Ausgeglichenheit seines Wesens. Nie konnte sich seine gediegene Tüchtigkeit mit leerem Formelwesen, nie mit der überheblichen Unterschätzung des einfachen Mannes befreunden. Immer sah er im Bauernstand und in den unteren Klassen die Stützen des Staates, und die Erziehung des Volkes durch die Beteiligung an Staat und Heer war ihm eine besondere Herzensangelegenheit. Daneben besitzen seine Denkwürdigkeiten eine Reihe von Vorzügen, durch die auch ernste politische Memoiren sich die Gunst der gebildeten Lesewelt erwerben. Meinecke rühmt die Anmut und Frische seines Vortrags, der durch eingestreute Anekdoten und persönliche Züge reizvoll belebt wird. „Seine Kriegsfahrten erzählt er als ein rechter, alter Soldat in launiger Mischung von Ernstem und Heiterem, das Volksleben aller Stände zieht in anmutig und satirisch gefärbten Bildern am Leser vorüber. Er beobachtet weniger als Künstler und Poet, denn

als ethischer Psychologe, der die sittlichen Werte aufsucht im Spiel und Gegenspiel der Charaktere. Seine Charakterschilderungen erinnern etwas an die breite Art der Popularphilosophen des 18. Jahrhunderts, aber sie sind markiger und männlicher als diese. Eine kleine philiströse Befangenheit ist vorhanden. Geniale, verwickelte Naturen liegen ihm nicht." Einen breiten Raum nehmen in den Erinnerungen Boyens die Betrachtungen ein. Wo er sich allgemeinen geistigen Fragen zuwendet, spürt man, daß ihm die Welt Goethes, die Gedankengänge der Kantischen und Nachkantischen Philosophie nicht vertraut sind, so tief auch z. B. der Pflichtbegriff in seiner Seele wurzelt. Aber man empfindet diese Schranken seiner Bildung kaum, denn seine Erwägungen betreffen meist das praktische Leben oder politische und militärische Fragen, in denen er Sachkenner ist. Was er über Monarchie, Kabinettsregierung, Volksbewaffnung, Truppenübungen usw. ausführt, fesselt durch seine überzeugende Klarheit und Sachlichkeit und gibt den erzählenden Abschnitten Hintergrund und Perspektive. Unter den politischen Memoirenwerken in deutscher Sprache stehen Boyens Erinnerungen mit an erster Stelle. Jedenfalls gehören sie, wie schon M. Lehmann rühmend hervorhebt, zu den wahrhaftigsten und gediegensten Schriften dieser Art. Kein anderes Werk aus der Zeit der nationalen Erhebung vergegenwärtigt so treu und ehrlich die politische und militärische Vorgeschichte der Befreiung und die entsagungsvolle Arbeit, die von den Führern der Bewegung dabei geleistet wurde.

Unter den Antrieben, die zur Aufzeichnung von Denkwürdigkeiten aus dem eigenen Leben führen, ist einer der stärksten das Bedürfnis, für die große Sache zu zeugen und einzutreten, der der Verfasser seine Kraft und sein Leben gewidmet hatte, und der Mißverstand und Verkennung drohte. In diesem Sinne, der mit gewöhnlicher Rechthaberei und Beschönigungssucht nichts zu tun hat, schrieb Boyen seine Memoiren, und am Ende des Jahrhunderts Bismarck seine „Gedanken und Erinnerungen". Bei anderen mag dieser Antrieb wohl auch obwalten, aber stärker ist die Freude an künstlerisch aufbauender Gestaltung des Erlebten zu einem geschlossenen, beziehungsreichen, bildhaft anschaulichen und gedankenvollen Ganzen; so wie Goethe in Dichtung und Wahrheit sein Leben erzählt. Wieder andere genießen als Erzähler in der Erinnerung

nochmals ihre Vergangenheit als eine zweite Jugend. Ihr heißer Atem erfüllt die Schatten des Gewesenen mit warmem Blut. Sie durchdringen die Begebenheiten ihres Lebens so sehr mit ihrer Persönlichkeit, daß ihr ganzes Ich in jeder Szene zu sehen ist. Das trifft auf die Erinnerungen eines Nettelbeck und Arndt, sowie vieler anderer zu. Was einen Karl August Varnhagen von Ense in erster Linie zum Beschreiber des eigenen Lebens und der eigenen Zeit machte, war keiner dieser Antriebe. Er war von keiner großen Sache hingenommen. Er war nicht der Mann, der seine Erlebnisse hätte dichterisch formen und gestalten können. Er besaß auch nicht die starke Unmittelbarkeit des Wesens, um seiner Darstellung mitreißende Kraft zu geben. Aber er verfügte über eine Reihe von Eigenschaften, die unschätzbar sind für den Bildnismaler der eigenen Zeit. Ihm war ein zäher, unbeirrbarer Beobachtersinn eigen, sowie der Trieb, auf alle Lebensäußerungen beflissen zu achten. Er hielt Augen und Ohren stets offen und verfolgte besonders das Treiben der Menschen mit aufmerksamem Blick. Er war von jener Neugier erfüllt, die jedes Wort, das umgeht, genau vermerkt, die nach bezeichnenden Äußerungen und Urkunden des Zeitgeists eifrig späht und sie emsig zusammenträgt. Varnhagen gehört zu den Berichterstattern, die hier eine Augenblicksaufnahme knipsen und dort eine, um sie dann zu Hause sauber zu entwickeln, auszuputzen und womöglich zu hübschen Gruppenbildern zu verwerten, auf denen dann häufig bald im Vorder-, bald mehr im Hintergrund die eigene Gestalt mit erscheint. R. Haym, der Varnhagens Art wohl am treffendsten gekennzeichnet hat, hebt sodann neben seiner scharfen Auffassungsgabe besonders für das Kleine und Einzelne vor allem auch jene Biegsamkeit des Geistes an Varnhagen hervor, die den mangelnden inneren Reichtum durch die Vielseitigkeit der Betrachtung, durch Wechseln des Standpunkts, durch Anschmiegen mehr als durch Eingehen zu ersetzen weiß. Er erkennt in ihm eine Persönlichkeit, der sich im ausgedehntesten Umgang mit Menschen im begierigen Ausproben der verschiedensten geselligen Verhältnisse, zuletzt im diplomatischen Beruf Blick und Sinn für das Persönliche zu einer förmlichen Leidenschaft, Personen- und Menschenkenntnis zu einer richtigen, aber freilich etwas äußerlich und im Salonstil geübten Wissenschaft ausgebildet hatte. Diese kühle, sich gern überlegen ironisch ge-

bärdende Beobachterlaune, diese leisetreterische, lauernde Diplomaten- und Höflingshaltung spiegelt sich im ganzen Stil Varnhagens, vor allem natürlich in der Sprache seiner Denkwürdigkeiten. Man kennt Varnhagens Bestreben, wie Goethe, der Geheimrat, zu schreiben. Dabei erscheint freilich die glatte, zu nichts verpflichtende Förmlichkeit Varnhagens, sein altkluger Spitzenmanschettenstil doch nur wie ein wesenloses Schattenbild von Goethes Alterstil. Denn hinter der Sprache des greisen Dichters steht eine aus heißem Ringen und Streben zum Einklang mit sich selbst gelangte Persönlichkeit. In Varnhagens sauber gestochener Handschrift suchen wir vergebens die Anzeichen seelischer Tiefe und Kraft. Dafür besitzt er freilich um so mehr eine geübte und bewußte Kunst der Darstellung, die vor allem auch Zuneigung und Abneigung hinter einer gut gespielten, scheinheiligen Sachlichkeit zu verbergen versteht. Oft mutet diese Geschmeidigkeit fast katzenhaft an, und dieser „umbiegende, ausbeugende, flüsternde, düftelnde" Darsteller und Berichterstatter kann, wenn verletzte Eitelkeit und angeborene Abneigung in Betracht kommt, oft recht empfindlich kratzen.

Varnhagens Denkwürdigkeiten, die sein Leben bis zum Jahr 1819 umfassen, sind keineswegs in einem Zug entstanden. 1837 begann er mit der Herausgabe der „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften". Einzelnes von seinen Erinnerungen erschien bruchstückweise schon vorher. Die Absicht, ein zusammenhängendes Werk zu geben, hat sich wohl erst allmählich herausgebildet. Besonders dürfte der Gedanke, das Ganze mit einer eingehenden Kindheits- und Jugendgeschichte zu beginnen, erst später durch Goethes Dichtung und Wahrheit veranlaßt worden sein. Dieses Werk hat überdies in zahlreichen Einzelheiten auf Varnhagens Jugendgeschichte abgefärbt. Es sei nur an die Schilderung des Münsters erinnert, die bei dem Besuch des Knaben Varnhagen in Straßburg etwas gezwungen eingeflochten wird, an das Verhältnis Varnhagens zu seiner Schwester, das Goethes Einverständnis mit Cornelie nachgebildet ist, an manchen Bildungseinfluß, dessen Erwähnung durch Goethes Vorbild zweifellos veranlaßt ist. Freilich „Dichtung" im wahren Sinn wird Varnhagens Jugendgeschichte darum doch in keiner Weise. Er vermag seine Erinnerungen nicht umzuschmelzen zu leuchtender Bildhaftigkeit, sondern

allerhöchstens artig zurechtzustutzen, aufzuputzen und mit sichtenden Betrachtungen zu umranken. Immerhin ist diese Jugendgeschichte wertvoll für die Kenntnis der Lebensluft, in der der junge Varnhagen aufwuchs, und die uns seine altkluge, gezierte, bei innerer Ungeklärtheit äußerlich fertige Art in vielem verständlich macht. An allgemeiner Anziehungskraft gewinnen dann die Denkwürdigkeiten mit den Jahren, da ihr Verfasser mit dem geistigen Leben der Zeit in nähere Berührung tritt, da er in Berlin die neue deutsche Philosophie und Dichtung kennen lernt, von ihr befruchtet wird, im Bund mit Chamisso und andern der Romantik sich anschließt und selbst sich als Dichter versucht. Freilich, so zahlreiche und wertvolle Beziehungen der junge Schriftsteller und Student der Medizin in Berlin und Halle anknüpft, tiefere Eindrücke erfährt sein Inneres selbst von Fichte und Schleiermacher nicht, und was er von ihnen zu berichten weiß, zeigt, wie wenig ihr wahres Wesen sich ihm offenbarte. In der trüben, ratlosen Zeit nach Preußens Zusammenbruch fand er an Rahel Halt und Trost, und das Kapitel, das er den Beziehungen zu seiner späteren Gattin widmet, gehört zu den anziehendsten in seinen Denkwürdigkeiten. Nicht weil das Bild, das er von der eigenartigen Persönlichkeit Rahels entwirft, besonders faßbar, anschaulich und plastisch gezeichnet wäre, aber man spürt in den Ausführungen eine Wärme der Empfindung durch, wie sie in den andern Abschnitten seiner Aufzeichnungen kaum je zu finden ist. Man sieht, der Mann, der sich in der Gebärde einer spöttlich kühlen, selbstgefälligen Überlegenheit oder einer glatten, nichtssagenden Verbindlichkeit auch da gefiel, wo man rückhaltlose Hingabe hätte erwarten mögen, er war doch wärmerer Regungen fähig, und in dem Verhältnis zu Rahel wurden die besten Kräfte seines geistigen Wesens entbunden. Nach einem Abstecher zu Jean Paul in Bayreuth und einem kurzen Studienaufenthalt in Tübingen, wo er Uhland und J. Kerner kennen lernt, sehen wir Varnhagen 1809 in den österreichischen Heeresdienst treten. Er wird in der Schlacht bei Wagram schwer verwundet und kommt in der Folge in diplomatischen Geschäften nach Paris, wo seiner Neugierde und Darstellungskunst die dankbarsten Gegenstände sich darbieten. Neben alten Freunden, wie Uhland und Chamisso, begegnet er hier im Jahr 1810 zum erstenmal Alexander v. Humboldt und dem Grafen von Schlabrendorf und lernt Kunst,

Geselligkeit und das Pariser Leben der damaligen Zeit ausgiebig kennen. Er liefert in der Beschreibung jenes tragisch in Rauch und Flammen endenden Festes beim Fürsten von Schwarzenberg eine seiner meisterhaftesten Schilderungen eines bedeutungsvollen Zeitereignisses. An geschickter Abrundung und wirkungsvoller Beleuchtung ist diesem Gemälde nur die Schilderung jenes Empfanges in den Tuilerien zu vergleichen, bei dem die finstere Schroffheit Napoleons mit der unvornehmen Haltung seines Hofstaats und der scheuen Ängstlichkeit der zitternden Diplomaten so wirksam zu einem bezeichnenden Gesamtbild zusammengefaßt ist. Aus den Ereignissen der folgenden Jahre hebt sich dann als besonderer Abschnitt die Schilderung der von Varnhagen an Tettenborns Seite verlebten Zeit heraus, wobei besonders auf die Schicksale Hamburgs mit teilnehmender Ausführlichkeit eingegangen wird, hatte doch der Selbstbiograph in dieser Stadt den größten Teil seiner Jugend verlebt. In der schriftstellerischen Haltung dieses Abschnitts, besonders auch in der Kennzeichnung Tettenborns, verrät sich das Bestreben, mit dem Gewicht des Geschichtsschreibers aufzutreten, was schon aus gelegentlichen Seitenblicken auf Thukydides und Sallust hervorgeht. Freilich merkt man dem Darsteller leicht an, daß weniger das Kriegswesen und Schlachtfeld, als vielmehr der Salon das ihm gemäße Gebiet ist, und mit seinem zweiten Aufenthalt in Paris 1814, wo sich sein Übergang zum diplomatischen Dienst endgültig vollzieht, beginnt für Varnhagen eine Zeit, da er reichlich Gelegenheit findet, zu beobachten, zu sammeln, herumzuhorchen, den eleganten und pikanten Chronisten zu machen und in den Winkeln und Vorhangsfalten der Weltgeschichte umherzuspähen. Schon die Beschreibung des Pariser Aufenthalts zeigt ihn in diesem Fahrwasser, noch mehr aber das Kapitel seiner Denkwürdigkeiten über den Wiener Kongreß. Hier, wo er es unternimmt, eine Vorstellung von dem geschichtlichen Schauspiel zu geben, das sich damals in der Kaiserstadt an der Donau abspielte, ist er ganz in seinem Element und im Vollbesitz seiner besonderen schriftstellerischen Kunst. Mit Recht hebt Haym hervor, daß diese Schilderung des Wiener Kongresses neben der Beschreibung des Schwarzenbergschen Festes, neben zwei oder drei andern Stücken seiner Memoiren und neben einigen kritischen Aufsätzen das Beste sei, was er überhaupt geschrieben habe: „Gerade dies Ausein-

anderbröckelnde und doch äußerlich Zusammenhaltende, gerade diesen Wirrwarr, in dem nichtsdestoweniger Methode ist, vermag er wiederzugeben, weil seine ganze Kunst nicht sowohl von innen heraus Gestalten schafft, als vielmehr Figuren und Figürchen zusammensetzt. Je bunter, vielgeteilter, quodlibetarischer, desto besser! Man wird unzähligemal bei seiner Darstellung, aber am meisten bei dieser, an jene zierlichen Schnitzwerke aus Papier erinnert, in deren Verfertigung er nach seiner eigenen Erzählung allmählich Meister geworden war. In den stilistischen Windungen seiner Darstellung meint man die vorsichtigen Biegungen der Schere wiederzuerkennen. Man bewundert das scharfe Auge, die geduldige Hand, und man erfreut sich eine kurze Weile an der Sauberkeit und Feinheit der Bilder, an der bis in die äußersten Spitzen, Zäckchen und Häkchen hineinreichenden Ausarbeitung. Zu solchen Schilderungen braucht es keiner intensiven Kraft der Anschauung, keiner von Empfindung beseelten Phantasie — ein genaues Aufmerken, ein gutes Gedächtnis, Geschmack und Sinn für Ordnung und Symmetrie wird ausreichen. Man sieht hier deutlich, wie der Mann jeden Tag, die Ausbeute jeden Tages, den Klatsch des Kongresses, die Bonmots und die Anekdoten, die von der diplomatischen Arbeit abfallenden Späne, wie er alles, was aufmerksame Neugier erlauschen, erhorchen und erschauen konnte, sorgfältig in sein Tagebuch eingetragen, und wie er dann alle diese Stiftchen und Steinchen aneinandergeschoben. Es war die richtige Manier, um das denkbar ähnlichste und unterhaltendste Bild von diesem bunten Treiben hervorzubringen. Jede höhere Kunst wäre daran gescheitert, und wiederum nur der höchste Grad dieser kleinkünstlerischen Geschicklichkeit war der Aufgabe gewachsen."

Die ausführliche Darstellung seiner Taten und Erlebnisse als preußischer Geschäftsträger am badischen Hof in Karlsruhe ist erst nach seinem Tode erschienen. Diese Kapitel lassen erkennen, daß Varnhagen in jener Stellung das gefunden hatte, was ihm zusagte. Im Einverständnis mit dem süddeutschen Liberalismus der Zeit fanden seine fortschrittlich-aufklärerischen Neigungen ihr Genüge. Daneben befriedigte der Verkehr in vornehmen Kreisen und die fürstliche Gunst, die er genoß, sein Bedürfnis nach gesellschaftlicher Geltung und diplomatischem Ansehen. So geht durch die Erinnerungen an jene Tage ein frischer Hauch hindurch. Freilich bleibt bei

dieſen Abſchnitten die Anteilnahme mehr auf das Perſönliche und Örtliche beſchränkt. Die großen, geſchichtlichen Hintergründe fehlen. Mit dem Erſtarken der Reaktion im Jahr 1819, die auch Varnhagens diplomatiſcher Tätigkeit ein Ziel ſetzte, ſchließen die Denkwürdigkeiten ab. In ſpäteren Jahren hat er nur gelegentlich einzelne Vorgänge eingehender dargeſtellt, ſchließlich ſich aber darauf beſchränkt, ſeine täglichen Beobachtungen und Eindrücke jenen „Tagebüchern" anzuvertrauen, deren Herausgabe durch Ludmilla Aſſing ſeinerzeit ſo viel Staub aufwirbelte.

Die Schwächen von Varnhagens Art liegen zutage. Vor allem war ſeinem unkräftigen, zahmen Temperament jede dramatiſche Ader verſagt. So vermag er zwar ſaubere Berichte von Kriegsfahrten und Schlachten zu geben, aber von der Leidenſchaft des Kampfes, von der Furchtbarkeit eines wilden Völkerringens, von den übermenſchlichen Spannungen in der Seele des Feldherrn und der Truppen ahnt man kaum etwas in ſeiner Darſtellung. Ebenſo gelingt es ihm kaum je, das Zuſammenprallen der Geiſter in lebendigem Geſpräch oder erregter Auseinanderſetzung mit dramatiſcher Lebendigkeit wiederzugeben. In der Schlachtenſchilderung iſt ihm der ſchlichte Boyen, in der lebendigen Wiedergabe unmittelbarer, perſönlicher Lebensäußerungen der feurige Arndt entſchieden voraus. Bezeichnend iſt auch die Unfähigkeit Varnhagens, tiefe, ſtarke, ernſte, urſprüngliche oder gar vulkaniſche Naturen zu zeichnen. Im ſchlimmen Fall ſchlägt er ſolchen Männern gegenüber einen überheblich begönnernden oder ſpöttlich zugeſpitzten Ton an, im beſten Fall iſt doch immer ſein eigenes Ich der „glatte, blanke und etwas verkleinernde Spiegel", in dem wir ſolche Geſtalten zu ſehen bekommen. Das Derbe und Starke wird von ihm ausgebeint und verdünnt, das Herzhafte und Eigenwüchſige zurechtgebügelt oder in zierliche Falten gelegt. Unter Varnhagens Bildniſſen findet ſich kaum eines, das bleibende Eindrücke hinterließe, keines, das als Ganzes einprägſam und packend wirkte. Beſonders von einem Stein, einem Blücher, einem Schleiermacher, einem Fichte gibt er kaum mehr als Äußerlichkeiten; hierin freilich iſt er reich. Faſt unüberſehbar iſt die Fülle von bekannten Perſönlichkeiten aus literariſchen, militäriſchen, diplomatiſchen Kreiſen, denen wir in dieſen Denkwürdigkeiten begegnen, und von allen weiß er einen Zug, eine Anekdote, eine Äußerung, einen Ein-

druck festzuhalten. Ob es sich um Neander oder Steffens, Fr. Schlegel oder Zacharias Werner, um Frau von Staël oder Frau von Krüdener, Talleyrand oder W. v. Humboldt, um Rostoptschin oder Wellington, um Hardenberg oder Metternich handelt, welch beiden letzteren er geistig in vielen Stücken besonders nahe stand. Besser als das Abbilden von Persönlichkeiten verstand er es, die Lebensluft einer Stadt, die Grundstimmung eines Zeitabschnitts, das geistige Klima eines Gesellschaftskreises festzuhalten. Der Mann, der das scheinbar Zufällige wichtig zu nehmen, und das Flüchtige einzufangen verstand, besaß die feinen, gelenken Finger für dergleichen Aufgaben. Es hat seinen besonderen Reiz, zu beobachten, wie er die Anziehungen und Abstoßungen in einer Gesellschaft, den Verlauf einer interessanten Begegnung, die Unwägbarkeiten und Wandlungen im geistigen Verkehr mit zarten Str'chen schildert, und so oft überaus anziehende Bilder gibt. Mit Recht sind diese Denkwürdigkeiten um der Vielseitigkeit der Belange willen, die darin zum Wort kommen, wie ihrer sonstigen Vorzüge wegen als in ihrer Art unübertroffen und als unschätzbare Fundgrube für den Historiker und Literarhistoriker gerühmt worden. Dem Namen Varnhagens gebührt eine bedeutsame Stelle in der Geschichte der deutschen Memoirenliteratur.

Weiter ins 19. Jahrhundert hinein führen teilweise andere Aufzeichnungen staatlich und politisch einflußreicher oder der höheren Gesellschaft nahestehender Persönlichkeiten. Zwar die Denkwürdigkeiten des württembergischen Publizisten und Prälaten Pahl, die süddeutsche Verhältnisse an der Wende des Jahrhunderts behandeln und wertvolle Beiträge zur politischen und geistigen Geschichte jener Epoche liefern, reichen bloß bis 1814. Von Metternichs Memoiren wird in anderem Zusammenhang die Rede sein. Dagegen gehören die Aufzeichnungen hierher, die der kirchliche Berater und Vertraute Friedrich Wilhelms III., Bischof Eylert, unter dem Titel „Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben Friedrich Wilhelms III." (1843 ff.) veröffentlicht hat. Eylerts eigene Persönlichkeit tritt darin stark hervor, und daneben gewinnt man ein Bild des Königs, seiner Gerechtigkeitsliebe und Frömmigkeit. Eingehend sind auch die Denkwürdigkeiten, die der Oldenburger Gerd Eilers (1788—1863) in sechs Bänden unter dem Titel „Meine Wan-

derung durchs Leben" (1856 ff.) herausgegeben hat. Eilers war Vortragender Rat im Kultministerium. Literarisch am wertvollsten ist an seinem Werk die Schilderung seiner Jugend. Das oldenburgische Bauernleben, seine Eltern und die sonstigen Kindheitseindrücke ziehen hier in wohlabgerundeten, anschaulichen Bildern am Auge vorüber. Weiterhin enthält die Beschreibung seiner Kreuznacher Zeit, woselbst er im Schuldienst tätig war, neben manchen politischen Betrachtungen eingehende Schilderungen von Pfälzer Volkstum und Volksart. Auch die Zustände und Stimmungen in den Rheinlanden vor dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. werden ausführlich beschrieben. Ferner bildet dann Eichhorn und seine Ministertätigkeit den Mittelpunkt der Darstellung. Die damaligen kirchlichen Zustände in Preußen werden ergiebig erörtert, und die Gestalt des Ministers tritt plastisch heraus. Daneben fehlt es aber auch nicht an sehr farblosen Abschnitten, in denen allerlei Betrachtungen vorherrschen und Zwecke der Verteidigung und Rechtfertigung maßgebend sind, so daß das Werk nur noch stellenweise den Leser von heute anzusprechen vermag. Von den Werken, die die höhere Gesellschaft, zumal das Hofleben in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schildern, sind schon einige in anderem Zusammenhang erwähnt. Noch seien die Aufzeichnungen von Karoline von Rochow und Marie de la Motte-Fouqué genannt, die 1908 unter dem Titel „Vom Leben am preußischen Hof 1815—1852" erschienen sind. K. v. Rochow, eine Schwester des bekannten Generals von Marwitz, der selbst als Verfasser origineller Denkwürdigkeiten bekannt ist, und Gattin des Ministers W. Rochow unter Friedrich Wilhelm III., war eine herbe, etwas absprechende Dame von nüchternem Urteil und nicht allzuweitem geistigem Gesichtskreis. Doch weiß sie viel Bemerkenswertes über die preußische Hofgesellschaft und Königsfamilie mitzuteilen, über die sie sich ebenso nüchtern und rückhaltlos ausspricht wie über ihre übrigen Zeitgenossen. Schließlich gibt jedoch die Abwesenheit jeder hergebrachten Schönfärberei in der Zeichnung dieser Kreise den Mitteilungen der Ministersgattin einen besonderen Reiz. Man bedauert, daß sie mit dem Jahr 1834 die Feder niederlegt. Nun tritt Marie de la Motte-Fouqué, die Tochter des Dichters und Stiefschwester Rochows, die bei Bruder und Schwägerin im Hause lebte, an ihre Stelle, um die

Aufzeichnungen bis zum Jahr 1852 in einem wesentlich betulicheren Ton weiterzuführen. Sie gibt unter anderem eine äußerst ausführliche und beflissene Beschreibung vom Tode Friedrich Wilhelms III.

Neben den Denkwürdigkeiten, die von führenden Männern stammen, oder die mindestens in den Bereich der maßgebenden Kreise führen, hat eine Reihe von Memoiren dieser Jahre besondere Teilnahme gefunden, die vor allem in bewegten, abenteuerlichen Lebensschicksalen die ganze wilde, wechselvolle Unruhe der Zeit widerspiegeln. Die Aufzeichnungen dieser Art lesen sich mitunter wie spannende Romane voll wunderbarer, bunter Erlebnisse und Begebenheiten. Zugleich befriedigen sie die Wißbegierde des Geschichtsfreunds durch Einblicke in Lebensgebiete und Gesellschaftsschichten, die für gewöhnlich kaum sachkundige Darsteller finden. Daß endlich in manchem Werke ein meist ungezügeltes, soldatenhaft unbeständiges Liebesleben eine pikante Rolle spielt, trägt noch weiter dazu bei, daß die Denkwürdigkeiten eines Laukhardt, eines C. J. Friederich, eines K. v. François, eines W. Krimer und anderer Abenteurer, Haudegen oder Draufgänger jener aufgewühlten Jahrzehnte an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts stets zahlreiche und dankbare Leser gefunden haben.

Man muß es dem verbummelten, liederlichen hallensischen Magister F. Ch. Laukhardt lassen, daß er als Selbstbiograph ungeschminkt und ohne zimperliche Ängstlichkeit die Sümpfe beschrieben hat, in die ihn sein Leichtsinn und seine sittliche Haltlosigkeit führten, und daß er zu den Darstellern gehört, die vor allem kulturgeschichtliche Zustände mit lebensvollster Anschaulichkeit zu schildern verstehen. Geboren 1757 zu Wendelsheim in Rheinhessen als der Sohn eines evangelischen Geistlichen, verlebt F. Ch. Laukhardt seine Jugend in den pfälzischen und rheinischen Landen, deren geistliche und weltliche Fürstentümer trotz ihrer Kleinheit der Verrottung und Fäulnis Raum genug boten. Schon frühe gerät der Knabe in rohe, unflätige Gesellschaft, und wie der Herangewachsene dann die Hochschule bezieht, bedarf es für ihn keinerlei Überwindung, um in den wüsten Ton des damaligen Studentenlebens kräftig mit einzustimmen. Als Zeitgenosse der Orden und Landmannsschaften und Mitglied von zweien dieser Verbindungen, gibt er überaus anschauliche, geschichtlich wertvolle Berichte von ihrem Leben und Treiben, das zumal in Gießen an Roheit und Unflätig-

keit kaum zu überbieten war. Dem verlotterten Kandidaten der Gottesgelahrtheit, dessen Lebenswandel und keckes Mundwerk vielfachen Anstoß erregte, verschließen sich die Pforten zum Pfarramt, und so versucht er es auf anderem Wege, sich eine Stellung zu schaffen. Er ersteht in Halle die Magisterprüfung und beschließt, sich an der dortigen Hochschule mit Vorlesungen und Privatunterricht durchzubringen. Aber auch hier gleitet er bald wieder in sein zerfahrenes, wüstes Leben zurück, die Schulden wachsen ihm über den Kopf, und in den Weihnachtsfeiertagen des Jahres 1783 meldet sich der Verzweifelte auf der Hauptwache in Halle, empfängt das übliche Handgeld und wird preußischer Soldat. Nunmehr tritt in seinen Aufzeichnungen das Bild eines neuen Lebenskreises in den Vordergrund: Wir lernen das Soldatenleben jener Zeit kennen, und zumal die Schilderung des berühmten Feldzugs in die Champagne, an dem auch Goethe teilnahm, gibt ein erschütterndes Gemälde von den Zuständen im preußischen Heer, das eine wertvolle Ergänzung bildet zu der Beschreibung, die der große Dichter als Gast des Hauptquartiers von diesem unrühmlichen Feldzug gegeben hat. Besonders stellen Laukhardts Berichte die Trostlosigkeit der Verpflegungs- und Lazarettverhältnisse im Heere ins Licht. Er zeichnet mit kräftigen Pinselstrichen den jammervollen Rückzug durch Schlamm und Schmutz nach der Kanonade von Valmy, und gewährt tiefe Einblicke in die allgemeine, politische, sittliche und militärische Verlotterung jener Zeit. Aber noch ist damit der kulturgeschichtliche Gehalt dieser Denkwürdigkeiten nicht erschöpft. Durch eine seltsame Verkettung von Umständen kommt unser Magister, der sich in seinem unergründlichen Leichtsinn von den Ereignissen steuerlos treiben läßt, aus dem deutschen ins französische Lager und ins Innere der neuen Republik. Er erlebt die Schreckenszeit in den Reihen der Sansculotten, lernt in Straßburg den berüchtigten Kommissar des Wohlfahrtsausschusses, Eulogius Schneider, kennen, sieht in Lyon schaudernd das frische Blut der Gerichteten auf dem Platz der Guillotine stehen, entgeht selbst mit genauer Not den Fangarmen der Köpfmaschine, zieht mit den Ohnehosen in Südfrankreich umher, wird Krankenwärter in einem Spital in Dijon, dann Sprachlehrer und Schreiber. Dabei beobachtet er überall mit hellen Augen die französischen Zustände und gibt rückhaltlos sein Urteil über das Beobachtete ab. So fügen sich

auch diese Abschnitte seines Werkes zu einem aufschlußreichen Bild des französischen Volkslebens und der Stimmungen in den Provinzen zur Sansculottenzeit zusammen. Über die Schweiz gelangt dann endlich Laukhardt wieder nach Deutschland, nimmt Dienst bei den Emigranten in Baden und, nachdem er von da ausgerissen, bei den schwäbischen Kreistruppen der Reichsarmee. Seine Aufzeichnungen hören mit seinem Abschied von diesen Truppen und mit dem Bericht von seinem Versuch, in Halle sich wieder eine Existenz zu gründen, nach und nach auf, die Teilnahme des Lesers zu fesseln. Mit dem Jahr 1802 brechen sie ab, aber erst 1823 starb der ruhelose Vagabund, der bis zu seinem Ende den Weg zu einem geordneten Leben nicht finden konnte, als Privatlehrer in Kreuznach. Er war ein Urbild der sittlichen Zuchtlosigkeit und der haltlosen Roheit, die im gepriesenen Jahrhundert der Humanität auch im deutschen Bürgertum weiter verbreitet war, als die Glanztage unserer klassischen Dichtung gemeinhin ahnen lassen. Zwar vermag die Unverwüstlichkeit, Leichtherzigkeit und geistige Beweglichkeit des irrenden Magisters seine wüste Zerfahrenheit einigermaßen erträglich zu machen, aber schließlich können seine Aufzeichnungen doch nur geschichtliche, aber kaum eine tiefere menschliche Teilnahme wecken.

Einem jüngeren Geschlecht, dessen erste Jugendjahre in die napoleonische Zeit fielen, gehört der Frankfurter Johann Konrad Friederich an (1789—1858), der die ersten vierzig Jahre seines Lebens, darunter vor allem seine Erlebnisse als französischer und preußischer Offizier, selber beschrieben hat, in dem 1848/49 erstmals erschienenen, 1915 in neuer Bearbeitung herausgegebenen Memoirenwerk: „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten, hinterlassene Papiere eines französisch-preußischen Offiziers 1790—1830". Der Schilderung seiner Kindheit in Frankfurt versteht der Verfasser dadurch einen besonderen Reiz zu geben, daß er gelegentlich die Gestalten Goethes und der Frau Rat am Horizont erscheinen läßt. Da Friedrichs sehnlicher Wunsch, Schauspieler zu werden, am Widerstand der Angehörigen scheitert, wendet sich sein unruhiges Temperament der Offizierslaufbahn zu, und bald finden wir ihn im napoleonischen Heer wieder. Er leistet Kriegsdienste in Italien, in Spanien, auf dem Balkan. In Süditalien kämpft er gegen die franzosenfeindlichen Räuberbanden und nimmt beinahe

Fra Diavolo gefangen. In Neapel spielt er am Hofe Murats eine Rolle als Veranstalter von dramatischen und musikalischen Aufführungen, denn seine Liebe zum Theater ist auch dem jungen Offizier, der sich überall höchst erfolgreich als Sänger von Mozarts Don Juan einführt, treu geblieben. Bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Paris wird er der Liebhaber von Napoleons schöner Schwester Pauline, die ihm aber bald durch ihre Geistlosigkeit langweilig wird. Außerdem lernt er das Pariser Leben zur Zeit von Napoleons Vermählung mit Maria Luise ausgiebig kennen. In Rom ist er bei der Gefangennahme des Papstes Pius VII. beteiligt und erstattet Napoleon in Schönbrunn Bericht über den Vorgang. Nach seinen wechselvollen und abenteuerreichen Erlebnissen, besonders im Süden Europas, trifft ihn schließlich die Kunde vom Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft in Korfu, wo er als Offizier bei einer französischen Besatzungstruppe weilt. Friedrich tritt nun in preußische Dienste, kann sich aber nach seinem wechsel- und abenteuerreichen Soldatenleben mit dem kleingeistigen Gamaschendienst in Kolberg, seiner neuen Garnison, in keiner Weise befreunden. Er nimmt seinen Abschied, um in seiner Vaterstadt, die jetzt ins Zeichen des Bundestages tritt, in Köln, Mainz, Mannheim und Stuttgart, zwischendurch auch in Paris und London ein betriebsames, bewegtes Wanderleben als Schriftsteller zu führen. Auch seit seinem Austritt aus dem französischen Heeresdienst wachsen dem temperamentvollen beweglichen Manne überall Umtriebe, Anschläge, Abenteuer aller Art unter der Hand empor. Er erfährt die Tücken des Spielerglücks, er entfaltet eine ungemeine Regsamkeit auf literarischem Gebiet, er ist an dem bekannten Plan beteiligt, Napoleon mit Hilfe einer Art von Unterseeboot von St. Helena zu befreien, er reibt sich an seinen spießerhaften Mitbürgern, er singt, spielt den Mäzen von Schauspielern und Schauspielerinnen, und ist noch immer, wie als französischer Offizier, ein gefährlicher Don Juan, der in der Liebe fast unglaubliches Glück hat. Wie in Italien, Frankreich, Spanien und Albanien, verlängert sich auch in Deutschland seine Leporelloliste von Jahr zu Jahr um eine stattliche Reihe von Namen. Und er weiß so viel von seinen Liebesabenteuern zu erzählen, daß man ihn mehrfach als einen zweiten Casanova ansprechen wollte. Doch übersieht dieser Vergleich die starken Unterschiede der beiden Persönlichkeiten. Ca-

sanova war ganz der Sohn des 18. Jahrhunderts, der Rokokokultur, des ancien régime, Friedrich ganz ein Kind der rauhen, kurzangebundenen napoleonischen Zeit, ein derber Soldat, der wohl einige künstlerische Neigungen hatte, aber sonst unbekümmert um Lebens- und Liebeskunst nur den Augenblick an der Stirnlocke ergreift, um gelassen nach kurzem sein Glück wieder an einem andern Ort zu versuchen. Auch als Darsteller und Erzähler zeigt sich der raffinierte geistreiche Italiener dem draufgängerischen Frankfurter weit überlegen, so flott der kecke Soldat auch von seinen Kriegs- und Liebesabenteuern zu erzählen versteht. Ferner sind Casanovas Memoiren an kulturgeschichtlichem Gehalt um vieles ertragreicher als die Friederichs, obgleich keineswegs zu übersehen ist, daß auch der Frankfurter ein fesselndes Bild seiner Zeit gibt, fesselnd vor allem auch darum, weil seine Darstellung die Kehrseite der napoleonischen Herrschaft vielfach grell beleuchtet und zeigt, auf welch unsicheren Grundlagen die Macht des Korsen stand, wie wenig sie in dem Leben und in den Zuständen der unterworfenen Völker verankert war, wie die gährenden Unruhen, die züngelnden Widerstände gegen den Eroberer im Grunde keinen Augenblick aufhörten. Im übrigen wird man gut tun, den Verfasser bei aller Schätzung des kulturgeschichtlichen Werts seiner Denkwürdigkeiten in Einzelheiten nicht allzu genau beim Wort zu nehmen. Vieles trägt den Stempel romanhafter Ausschmückung an der Stirn, wie gleich das Eingangskapitel mit der Schilderung von der Taufe des Verfassers, und an anderen Stellen ist eine freie Umgestaltung der Wirklichkeit ebenfalls erwiesen. Ursprünglich wollte offenbar der Verfasser selbst sein Werk als „Wahrheit und Dichtung" bezeichnen, sah dann aber davon ab, um den Vergleich mit Goethe nicht mutwillig herauszufordern. Ein weiterer Band: „Noch fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Toten, 1830—1845" erschien im Jahr 1854. Er bildet die Fortsetzung der „Vierzig Jahre" und schildert besonders die Pariser Zustände in anziehender Weise, die Friederich während seines dortigen Aufenthalts näher kennen lernte.

Wenn der geborene Frankfurter, ohne ein begeisterter Verehrer Napoleons zu sein, doch dessen Fahnen bis zu seinem Sturz folgte, so war Karl August von François, der eingedeutschte Nachkomme einer französischen Adelsfamilie, immer da zu finden, wo gegen Napoleon gekämpft wurde, wie auch sein Sohn, der

General von François, 1870 bei der Erstürmung der Spicherer Höhen im Kampf gegen Napoleon III. fiel. Seine Kameraden und Zeitgenossen nannten Karl August den tollkühnen François, und in der Tat war der vom Leben jäh Hin- und Hergestoßene mit seinen blitzenden, feurigen Augen, seinem geschmeidigen, schlanken Körper, seinem reichen, kohlschwarzen Haar das Urbild eines kecken, ritterlichen Offiziers der napoleonischen Zeit. Als dem heißblütigen und doch weichherzigen Brausekopf, dessen Heimat Sachsen war, sein stürmischer Wunsch, in der preußischen Armee unterzukommen, erfüllt war, entstand dem jungen Leutnant bald aus einem Liebeshandel ein blutiger Zweikampf, den er glücklich durchfocht. Aber der unglückliche Feldzug von 1806 nötigte ihn, anderweit Dienste zu suchen, und er fand sie im württembergischen Heer, wo er als Oberleutnant bei der Jägergarde zu Pferd in Eßlingen Anstellung fand. Ein Auftritt, den er mit einem Rittmeister seiner Truppe hatte, wurde vom Kriegsgericht als Vergehen gegen die Kriegszucht beurteilt und über François die Todesstrafe verhängt. Schon war der Verurteilte auf den Richtplatz geführt. Mit verbundenen Augen erwartete er den Tod durch Pulver und Blei, da traf im letzten Augenblick die Nachricht von seiner Begnadigung ein. Aus seinem Gefängnis auf dem Hohenasperg entkam er als Kaminfegerjunge verkleidet. Ein strapazenreiches Flüchtlingsleben durch Süddeutschland und die Schweiz, wobei der Gehetzte sich mehrfach durch Tanzvorstellungen und Deklamation von Gedichten den Unterhalt erwarb, endete mit der glücklichen Rückkehr in die sächsische Heimat. Hier schloß sich François dem Schillschen Unternehmen an, führte die gelungene Überrumpelung Halberstadts durch, sah sich aber mit dem betrüblichen Ende des Schillzuges abermals aufs Trockene gesetzt. Der 24jährige suchte jetzt in England Kriegsdienste zu finden, aber seine abenteuerliche Reise nach London war vergebens, so daß er sich Anfang 1812 nach Rußland wandte, nicht ohne auf dem Hinweg durch Erkrankung und Geldnot gezwungen zu sein, eine Zeitlang als Tanzlehrer sein Leben zu fristen. Endlich gelang es ihm, im russischen Heer Dienste zu finden, und nun machte er als russischer Offizier mit hoher Auszeichnung die Feldzüge von 1812, 1813 und 1814 mit. Nach dem Frieden trat François in preußische Dienste über, diente als Major im Feldzug von 1815, stieg in der Folgezeit bis zum Generalleut-

nant und starb 1855. Seine Denkwürdigkeiten, unter dem Titel „Karl von François, ein deutsches Soldatenleben", von Clothilde von Schwarzkoppen herausgegeben, reihen in dramatischer Reihenfolge Bild an Bild. Besonders packend sind die Eßlinger Erlebnisse mit der Verurteilung zum Tode, die Flucht vom Hohenasperg, der Schillsche Zug geschildert. Aus allem aber spricht eine vornehme Gesinnung, die dem schwellenden Tatendrang des lebensprühenden Feuerkopfs ein adliges Gepräge gibt.

Eine ähnliche Natur wie François, heißblütig und tatkräftig, nur erheblich rauher und härter, tritt dem Leser in dem Verfasser und Helden der „Erinnerungen eines alten Lützower Jägers", Wenzel Krimer, entgegen. Das Werk ist stofflich reicher als die etwas knapp gehaltenen Aufzeichnungen von François. Man müßte diesem alten Lützower, der 1834 als Arzt in Aachen starb, sein Leben in allen Einzelheiten nacherzählen, wollte man ein Bild geben von dem jähen Auf und Ab dieser Schicksale, von der überreichen Fülle von Lebenskreisen, in die uns der Verfasser Einblicke gewährt, von dem fiebernden Lebensdrang, der ihn von Erlebnis zu Erlebnis reißt. Immer aber versteht es Krimer, sich kräftig seiner Haut zu wehren, im Kloster, wo er seine Jugenderziehung erhält, in Wien beim Studium, in den Feldzügen, die er mitmacht, als Student in Halle. Dabei ist ihm der alttestamentliche Grundsatz: Auge um Auge, Zahn um Zahn selbstverständliche Richtschnur seines Verhaltens, und in farbenglühenden Schilderungen voll Unmittelbarkeit und Frische breitet sich das Leben und Wesen einer rücksichtslosen Kraftnatur vor dem Leser aus. Immer wieder sieht man den kecken Schwimmer ohne Besinnen in die schäumende Flut sich kopfüber hineinstürzen, mit den Wellen ringen und mit kräftigen Stößen das Ufer gewinnen, und dazu wird nebenbei auch die ganze Welt lebendig, in der der Unverwüstliche sich tummelt, seine mährische Heimat mit den Kriegsgreueln, die über sie hinbrausen, und mit ihrem buntbewegten Volksleben, die Zustände im Kloster Neureisch, die leichten Wiener Sitten jener Tage, das Leben und Treiben der Lützower, die Stimmungen in den Heeren der Verbündeten und im französischen Volke während der Kämpfe von 1813 und 1814 usw. Wenn in einem Werk, so spürt man in diesem die Wahrheit des Aristotelischen Wortes, daß das Leben in der Bewegung besteht und in ihr sein Wesen hat. Und wenn Schopen-

hauer mahnend ausführt, daß zu dieser Welt, wo die Würfel eisern fallen, ein eiserner Sinn gehört, gepanzert gegen das Schicksal und gewaffnet gegen die Menschen, weil uns jeder Schritt streitig gemacht wird, so bekommt man aus Krimers Denkwürdigkeiten den Eindruck, daß man hier einen Gepanzerten vor sich hat, der die Waffen rüstig und ohne Empfindsamkeit zu führen verstand, auch wenn er sich oft genug durch Torheiten oder Unbesonnenheiten Blößen gab. Zugleich aber stellen solche Lebensläufe und das starke Wohlgefallen, das sie erwecken, die Wahrheit der Beobachtung ins hellste Licht, daß die tiefsten Triebe der menschlichen Natur nicht auf ein Leben ohne Widerstand und Kampf hinweisen, verbracht in idyllischem Behagen. Wie Epos und Drama, die von Leidenschaft und Kampf, von Sieg und Tod handeln, die Herzen unwiderstehlich anziehen und bewegen, so ist auch im Leben nicht ein Höchstmaß von Lustgefühlen und ein Mindestmaß von Schmerzgefühlen das Ziel, das die kräftigen Naturen am stärksten lockt, sondern Kämpfe und Gefahren, Mühsale und Abenteuer.

An Mühsalen und Abenteuern fehlt es auch in einer Reihe weiterer Selbstbiographien nicht, die aus dieser Zeit stammen. In die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts führt: Der deutsche Gil Blas oder Leben, Wanderungen und Schicksale Johann Christof Sachses, eines Thüringers, von ihm selbst verfaßt (1822). Der Verfasser macht, wie Laukhardt, den unglücklichen Feldzug von 1792/93 als Bedienter eines Emigrierten mit. Auch sonst war er in vielen Stellungen als Bedienter und erlebt als Handwerksbursche manches Landstraßen- und Herbergsabenteuer. Goethe, der das Büchlein einführte, nennt es eine „Bibel der Bedienten und Handwerksburschen", und es enthält in der Tat manche gute Beobachtung und Betrachtung aus dem Bereich dieser Lebenskreise. Ein bewegtes Leben schildern die Erinnerungen von Heinrich Achaz von Bismarck, einem weitläufigen Verwandten des großen Kanzlers, einer abenteuerlichen, rauhbeinigen Persönlichkeit, die ein wechselvolles Schicksal in preußische, venezuelische und französische Dienste führte. Außerdem focht Bismarck auch in Lützows Freischar.

Die Aufzeichnungen eines ungenannten deutschen Reiteroffiziers hat die Lutz'sche Memoirenbibliothek, in der auch Laukhardts Leben und Schicksale, die Erinnerungen eines alten Lützowers

von Wenzel Krimer, und die Aufzeichnungen von H. v. Roos aus dem russischen Feldzug erschienen sind, unter dem Titel: „Wider Napoleon" herausgegeben. Der Verfasser ist ein rechter Haudegen aus Blüchers Schule, eine rauhe Soldatennatur, von starrem Preußengeist erfüllt. Er kämpft in neun Feldzügen mit, bis er in der Schlacht von Waterloo schwer verwundet wird. Besonders eingehend schildert er Blücher, in dessen Husarenregiment er als Kornett eintrat und der ein Freund seines Vaters war. Auch Schill, an den er sich nach dem Zusammenbruch Preußens 1806/07 anschloß, spielt in den frisch geschriebenen Erinnerungen des unerschrockenen Draufgängers eine bedeutsame Rolle. Die aufgewühlte Zeit mit ihren Kämpfen und Kriegen hat auch sonst noch manches Memoirenwerk hervorgebracht, das von bewegten Schicksalen, von kriegerischen und friedlichen Abenteuern ausgiebig zu berichten weiß. So erschien 1836 in Breslau ein „Beitrag zur Geschichte der Zeitgenossen": „Der alte Sergeant, Leben des Schlesiers Johann Friedrich Löffler." Der 1768 in Schweidnitz Geborene lernte als Tuchmacher, trat auf der Wanderschaft beim österreichischen Regiment Deutschmeister ein, machte den österreichisch-türkischen Krieg 1788—1791 mit, nahm dann 1792 als Sergeant am Zug gegen Frankreich teil, geriet in französische Gefangenschaft, fiel nach seiner Befreiung in Rotterdam Seelenverkäufern in die Hände, kam dann zuerst in holländische, dann in englische Dienste als Seesoldat nach Grönland, ans Kap der Guten Hoffnung, nach Westindien und wieder nach Südafrika, bis er endlich in die Heimat zurückkehrte. Was weiß Löffler alles zu erzählen von den entsetzlichen Zuständen im revolutionären Frankreich, von seinen Leiden in der französischen Gefangenschaft, vom Spießrutenlaufen, das auch ihm nicht erspart blieb, von schwerer Seenot, vom Leben auf Jamaica, wo er eine Zeitlang auch Buchhalter eines Pflanzers war und eine Negerin heiratete, von der Seeschlacht bei Abukir, an der er teilnahm, von Napoleon I., den er nach St. Helena geleiten half, und von hundert andern Fährlichkeiten und Erlebnissen zu Wasser und zu Land. So ist das Buch äußerst unterhaltsam zu lesen, zumal da auch die Gestalt des Verfassers lebendig heraustritt. Eine weibliche Abenteuerin, die Schweizerin Regula Engel von Langwies, schildert ihre Erlebnisse in einer 1825 zu St. Gallen erschienenen Selbstbio-

graphie: „Die schweizerische Amazone, Abenteuer, Reisen und Kriegszüge einer Schweizerin durch Frankreich, die Niederlande, Ägypten, Spanien, Portugal und Deutschland mit der französischen Armee unter Napoleon, von ihr selbst beschrieben."

Diesen Werken ließe sich eine lange Reihe von Aufzeichnungen anschließen, in denen Mitkämpfer irgendwelcher Kriege und Feldzüge der Zeit ihre mehr oder minder abenteuerlichen Erlebnisse mitteilen; besonders die Jahrhundertfeier der Freiheitskriege hat eine reiche Fülle solcher Werke ans Licht gebracht. Hierher gehören Th. Goethe: „Aus dem Leben eines sächsischen Husaren", K. A. Köhler: „1813—1814 Tagebuchblätter eines Feldgeistlichen", K. Litzmann: „Freiwilliger Jäger bei den Totenkopfhusaren", Prinz August von Thurn und Taxis: „Erinnerungen aus drei Feldzügen 1812—1815". Von Schill und seinem Zug 1809 berichtet G. Bärsch nach seinem Tagebuch, sowie A. v. Rochow. „Erinnerungen aus dem Kriegerleben eines 82jährigen Veteranen mit besonderer Bezugnahme auf die Feldzüge 1805, 1809, 1813, 1815" gibt M. Ritter v. Thielen, der 1813 und 1814 in der nächsten Umgebung des Fürsten von Schwarzenberg war. Die Reihe ließe sich ins Endlose fortsetzen. Eine einigermaßen vollständige Aufzählung der Titel wäre Sache einer besonderen Arbeit.

Die Friedenszeit seit 1815 ließ bald die Teilnahme am politischen Leben erlahmen, und die hochgestimmten, vaterländischen Empfindungen begannen abzuebben und wurden nunmehr hauptsächlich noch in den Kreisen der studentischen Jugend gepflegt, die teilweise schwere Opfer für ihre Ideale brachte. Die Stimmungen, Strömungen und Zustände innerhalb der vaterländisch gesinnten Studentenschaft spiegeln sich mannigfach in den zeitgenössischen Denkwürdigkeiten, und vor allem drei Werke sind hier von bezeichnender Bedeutung: K. Hases Ideale und Irrtümer als die Erinnerungen eines schwungvollen und feinsinnigen Idealisten, die Irrfahrten des Daniel Elster als die Lebensurkunde eines begeisterungsfrohen, aber steuerlosen Schwärmers, und Wit von Dörrings Memoiren als die Kundgebung eines zweideutigen Wühlers und Verschwörers.

Selten hat eine Selbstbiographie so freudigen Widerhall in der gesamten gebildeten Welt Deutschlands gefunden, wie die

Jugenderinnerungen des feinsinnigen Theologen und Kirchenhistorikers Karl von Hase: „Ideale und Irrtümer". Erschienen 1871, unmittelbar nach dem Kriege, der Deutschlands Einigung gebracht hatte, entrollen sie ein anziehendes Bild von dem hochgestimmten Geschlecht, das nach den Freiheitskriegen auf den deutschen Hochschulen den Gedanken deutscher Einheit und Freiheit mit jugendlicher Begeisterung und häufig genug unter obrigkeitlichen Verfolgungen und Quälereien hochgehalten hatte. Die Ideale und Irrtümer der Burschenschaft, in der Hase als Leipziger und Erlanger Student 1818—1822 starken Einfluß geübt hatte, erscheinen in seiner Darstellung in liebenswürdigster Beleuchtung. Ein Hauch holder Romantik liegt über diesen Abschnitten seiner Aufzeichnungen und mildert alles Derbe, Rauhe, Kulturlose des damaligen Hochschullebens zu einem Idyll voll morgenfrischer, zukunftsfroher Lebenszuversicht. Besonders ist das Kapitel über seine Privatdozentenzeit in Tübingen und seine Gefangenschaft auf dem Hohenasperg 1823—1825 von dem Schimmer freundlichen Gedenkens und milden Humors golden übersonnt. Aus dem Bericht über seine vaterlose, auf sich selbst gestellte Knaben- und Jünglingszeit, über das vielseitige, wissenschaftliche und geistige Streben des Studenten, über die zarten Herzenserlebnisse wie die politischen Träume und Leiden des jungen Gelehrten blickt überall siegreich der Vorsatz des Verfassers durch, so offenherzig und wahrhaft in seinen Bekenntnissen zu sein wie Augustin und Rousseau in den ihren, obwohl es bei ihm nicht wie bei dem Kirchenvater auf eine Beichte vor Gott angelegt sei, der ohnedem alles wisse, noch wie bei dem Genfer auf eine Beichte vor den Menschen, die nicht alles zu wissen brauchen. So beruht die ungeschwächte Anziehungskraft dieser bis zum 30. Lebensjahr Hases reichenden Jugenderinnerungen zunächst auf der anmutig verklärenden Schilderung des Lebens auf deutschen Hochschulen im 2. und 3. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, dann aber in dem geistvoll zugespitzten, bald mit leiser Wehmut, bald mit feiner Ironie gewürzten Erzählerstil des Werkes, der die vornehme, ruhige, in zart abgestimmten Farben und bezeichnenden anekdotischen Zügen sich bekundende Plauderkunst des geistvollen Kirchenhistorikers im besten Lichte zeigt. Vor allem aber ist es die Gestalt des Verfassers, die dem Ganzen ihr fesselndes, geistiges Gepräge gibt. Er schreibt einmal an seine

Frau: „Die meisten Menschen sind Juristen, Theologen, Kesselflicker, keine Menschen.“ Hase war stets in erster Linie Mensch, das bekunden seine Erinnerungen mit überzeugender Deutlichkeit, ein Mensch, dem aus liebevoller Versenkung in fremde Eigenart die Frucht eines milden Urteils und hochsinniger Weitherzigkeit gereift war, bei ihm verband sich die harmonische Einheit geistigen Lebens mit aufgeschlossener Hingabe an die Außenwelt. Im Dienste der Wahrheit und Wissenschaft hatte er sich nie die Freude an der Schönheit des Lebens verkümmern lassen, und über dem Ernst seines Strebens leuchtete immerdar eine ungetrübte Heiterkeit des Geistes, die ihren Stolz darein setzte, unter der Wetterwolke, die über der Menschheit liegt, mit klarem festen Herzen hinzuschreiten. Kraft dieser Eigenschaften reihen sich die „Ideale und Irrtümer“ der erlesenen Zahl klassischer, deutscher Selbstbiographien an.

Die rauhbeinige, krafthuberische Kehrseite des Burschenlebens im 2. und 3. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, die bei Hase in vornehmer Abmilderung erscheint, tritt dann vor allem in den Denkwürdigkeiten Wolfgang Menzels und den Jugenderinnerungen Heinrich Leos unverhüllt zutage. W. Menzel verweilt mit seinen frisch und lebendig geschriebenen Aufzeichnungen, die viel anziehende Bilder von dem geistigen und gesellschaftlichen Leben des Schwabenlands in der vormärzlichen Zeit enthalten, mit besonderer Vorliebe bei seinen Studentenjahren, da er als begeisterter Jünger Jahns und Burschenschafter in Bonn und Jena seine Kräfte übte. Wer von einem Teilnehmer erfahren möchte, wie es bei Jahnschen Turnfahrten getrieben wurde, der findet kaum anschaulichere Berichte als die Menzelschen. Erheblich derber und roher als bei Menzel stellt sich das Leben des damaligen Geschlechts in Heinrich Leos Erinnerungsbuch „Meine Jugendzeit“ dar. Schonungslos enthüllt er die Roheit eines Jugendlebens, das zuzeiten in wüstem Saufen und Raufen sein Genüge fand, bis die burschenschaftlichen Bestrebungen den Verfasser ergriffen. Nun war dem Wildling, der nichts Schöneres kannte als „eine reingestoßene, dreieckige, frisch blutende Wunde von der Schilfklinge eines ehemaligen Jenaer Stoßschlägers in junges, frisches Fleisch gemacht“, kein Rock altdeutsch, kein Beinkleid grobleinen, keine antikuchenleckerische Turndisziplin streng genug. „Die Richtung schlug ihm mit allen Karikaturen in den Leib“, und mit grimmigem Behagen

schildert er das zynische Kraftmaiertum und den politisierenden Radikalismus der studentischen Kreise, in denen er verkehrte. Leo fand den Weg zu geordneter Arbeit wieder zurück. Schwächeren Naturen wurde es nicht so gut. Sie kamen erst nach langen Irrwegen wieder in leidlich regelmäßige Bahnen. Eine der bezeichnendsten Gestalten dieser Art war der Philhellene Daniel Elster, der Held und Verfasser der von Ludwig Bechstein unter dem Titel: „Fahrten eines Musikanten 1837" herausgegebenen, manchmal etwas romanhaften Denkwürdigkeiten (Neuausgabe in der Lutz'schen Memoirenbibliothek mit dem Titel: „Irrfahrten des Daniel Elster, Student, Philhellene, Musikant"). Der Thüringer Daniel Elster ist das Urbild eines romanhaften Idealisten alten Schlags, in dem sich grenzenlose Begeisterungsfähigkeit mit nicht unbedenklicher Weltfremdheit, leicht entzündliches Schwärmertum für hohe Ideale mit bodenlosem Leichtsinn paart. Dadurch kommt der gute michelige Deutsche, der so bereit ist, seine Haut für andere zu Markte zu tragen, immer wieder in die abenteuerlichsten Lagen und wird stets von neuem das Opfer seiner Arglosigkeit und Unüberlegtheit. Wie einen Laukhardt hinderten auch ihn die Angewöhnungen der Studentenjahre, den Anschluß an ein geordnetes Leben zu finden, und wenn er ihn im Unterschied von dem Magister des 18. Jahrhunderts nach langen Umwegen schließlich doch noch fand, so war das in der durchaus anständigen Gesinnung und dem geistigen Schwung, die er sich jederzeit bewahrte, innerlich begründet. Im Grunde wuchs Elster nie über jene Empfindsamkeit hinaus, die sich von idealischen Reden und gefühlvollem Männergesang bis zu Tränen rühren läßt und ihren Ruhm in einer höchst blumenreichen Ausdrucksweise sucht. Diese altmodische Überschwenglichkeit beeinträchtigt hin und wieder auch den Genuß seiner Denkwürdigkeiten, aber zum Glück gewinnt immer wieder die frische Art des warmherzigen Erzählers die Oberhand. Besondere Teilnahme erweckt die Schilderung seines Studentenlebens. Noch herrscht die alte Roheit, aber an einzelnen Zügen sieht man das stille Wirken eines neuen Geistes. Für Elster findet freilich das Hochschulleben einen jähen Abschluß durch die Weigerung des durch die fortgesetzten Seitensprünge des Sohnes verärgerten Vaters, das Geld zur Doktorpromotion zu geben. Mit einem fanatischen Phantasten, der auf den Leichtbestimmbaren einen verhängnisvollen Ein-

fluß gewonnen hat, verläßt Daniel Elster Jena, um unter Bolivars Fahnen für die Befreiung Südamerikas von der spanischen Herrschaft zu kämpfen. Es folgen abenteuerliche Irrfahrten der beiden Freiheitskämpfer durch Holland, England und Frankreich. Überall erregen sie durch ihre deutsche Studententracht: Flausch, Schirmmütze, weite Leinenhose, Ziegenhainer, berechtigtes Aufsehen. Die Art, wie sie sich zuzeiten den nötigsten Unterhalt verschaffen, ist vom gewöhnlichen Straßenraub nicht allzuweit entfernt, und alle Versuche, nach Südamerika zu kommen, scheitern kläglich. Schließlich werden sie, als Landstreicher in Paris aufgegriffen, in ein Fremdenregiment gesteckt, und im Leben Elsters beginnt ein neues Kapitel. In Korsika, wo der Standort seiner Truppe ist, verschafft ihm seine musikalische Begabung bald einflußreiche Gönner, die seine Entlassung durchsetzen, und 1820 eilt er der Heimat zu, um nun seine Studien zu vollenden. Aber es soll nicht sein. Der Heimgekehrte versteht es nicht, sich vom Treiben der Studenten fernzuhalten, er muß wegen eines Zweikampfs, in dem er seinen Gegner schwer verwundet, fliehen. Nun wird er Philhellene und es beginnt der fesselndste Abschnitt seiner Aufzeichnungen, die Schilderung seiner Erlebnisse als Oberarzt im Philhellenenbataillon, der Schlacht bei Peta, des Freibeuterlebens der Überlebenden. Der große Optimist und Sanguiniker verliert trotz aller schweren Enttäuschungen doch Mut und Laune nicht, und wie es ihm gelingt, nach Smyrna zu kommen, erwirbt er sich hier in kurzem durch seine musikalischen Leistungen ansehnliche Mittel und wohlgewogene Gönner. So kann er an die Rückkehr nach dem Westen denken. Zunächst durchzieht er, Konzerte gebend, mit einem französischen Musiker Südfrankreich, dann findet er Anstellung als Musiklehrer an einer Lehrerbildungsanstalt in der Schweiz und heiratet jetzt seine inzwischen wieder verwitwete frühere Jugendgeliebte. Damit schließen seine Aufzeichnungen. Elster starb nach manchem weiteren Schicksalswechsel 1857 als Musikprofessor am Lehrerseminar in Wettingen in der Schweiz. Was seinen Fahrten eines Musikanten ihren besonderen Wert verleiht, ist einmal ihre Fülle von kulturgeschichtlichem Stoff. Neben dem studentischen Treiben treten vor allem die griechischen Zustände, die griechenfreundlichen Bestrebungen der 20er Jahre in eine helle, oft fast grelle Beleuchtung, und über die seelischen Hintergründe solcher

„idealer" Unternehmungen, wie der Philhellenenlegion, gibt er lehrreiche Aufschlüsse, denn bei all seiner schwärmerischen Gemütsanlage hatte Elster helle Augen und durchschaute die lächerliche Windbeutelei, Anmaßung und Eitelkeit vieler edler Griechenfreunde gründlich, wie er sich auch über die Eigenschaften der Griechen selbst bald keinen Täuschungen mehr hingab. Außerdem blickt dem Leser aber aus diesen Denkwürdigkeiten in der Gestalt ihres Helden und Verfassers ein Urbild der Biedermeierzeit und ihrer geistigen Verfassung entgegen. Da sind die unbeholfenen und rührenden Anläufe, dem enggebundenen Leben einen großen Inhalt zu geben, da ist die Sehnsucht, aus der beschränkten Dürftigkeit der heimischen Zustände ins Weite, Freie sich durchzuringen, da ist aber auch jenes bemerkenswerte Ungeschick, sich kräftig durchzusetzen und gegenüber fremden Zumutungen zu behaupten, und der bedenkliche Mangel an festem, lebenskundigem Sinn. Wie schnell waren in Deutschland die schönen Ansätze zu frischer und ersprießlicher Betätigung im Dienste des Ganzen, die aus den Erinnerungen eines Nettelbeck, Steffens und Arndt uns verheißungsvoll entgegenleuchten, wieder zunichte geworden, vor allem auch durch die Schuld der Regierungen, die die Kräfte, die sich freudig anboten, mißtrauisch von sich stießen. So trat an die Stelle offener, politischer Betätigung bei der Jugend vielfach ein unfruchtbares Verschwörertum, das den Charakter nur verderben konnte.

Viel weniger harmlos und liebenswürdig als Elster und vor allem im innersten Wesen unehrlich war denn auch ein Abenteurer, der als politischer Verschwörer und Zwischenträger eine Zeitlang in den Tagen der Restauration eine Rolle zu spielen suchte und in seinen „Fragmenten" und anderen selbstbiographischen Schriften ein Bild seiner nicht ganz durchsichtigen und eindeutigen Person hinterlassen hat. Jedenfalls war der 1800 zu Altona geborene Ferdinand Johannes Wit, dessen Abstammung sowenig ganz geklärt ist wie sein Charakter, ein Mensch, bei dem sich ein einnehmendes Äußere und ein bestrickendes Auftreten mit überspannter Eitelkeit und der krankhaften Sucht, eine große Rolle zu spielen, verband. Als einer der Mitbegründer der deutschen Burschenschaft kam der junge Student schon früh unter den Einfluß der Fanatiker, die sich um die Gebrüder Follen scharten. 1819 flüchtete Wit nach England, indem er sich gleichzeitig fälschlicher-

weise als den Verfasser des für hochverräterisch erklärten Gedichts von Follen: „Dreißig oder dreiunddreißig" angegeben hatte, in dem Deutschlands Jugend die Bürger und Bauern zum Freiheitskampf gegen die Zwingburg der „drei und dreimal zehen Fürstenmaurer" aufruft. Zweifellos hat an dieser Selbstbeschuldigung die überstiegene Eitelkeit Wits einen Hauptanteil gehabt. Jedenfalls spielt er sich nun in England als Führer der deutschen Umstürzler und Mitwisser ihrer Pläne auf, macht sich an die entgegengesetztesten politischen Kreise heran, schreibt in englischen Zeitungen scharf radikale Aufsätze über deutsche Zustände, hängt aber zugleich seinem einfachen Namen Wit den leichtveränderten Adelstitel seines Stiefvaters an und nennt sich von jetzt an Wit „genannt von Dörring". Überhaupt beginnt er schon hier das Doppelspiel zwischen den Radikalen und der Regierung, das er dann nach seiner Ausweisung aus England in verstärktem Maße in Frankreich fortführt. Nachdem er sich dann in der Schweiz von den Unbedingten, die ihm zu mißtrauen begannen, losgesagt aber trotzdem auf seinen fortgesetzten Kreuz- und Querfahrten sich in karbonarische Umtriebe eingelassen hat, wird er 1821 in Piemont verhaftet, in Turin eingekerkert und schließlich an Österreich ausgeliefert. Von Mailand weiß er zu entfliehen, irrt dann unstet in der Schweiz und in Deutschland umher, bis er in Bayreuth verhaftet, nunmehr den bayrischen, preußischen und österreichischen Behörden umfangreiche Enthüllungen über deutsche und ausländische Verschwörungen gegen die bestehenden Regierungen macht, Enthüllungen, die wohl ebenso unzuverlässig und verworren waren wie der ganze Mensch, und die Wit mit Recht bei allen Parteien verächtlich machten. Die weiteren Schicksale des Abenteurers bieten weniger Bemerkenswertes mehr. Nach längerer Haft in deutschem, österreichischem und dänischem Gewahrsam wird er endlich frei und hält sich da und dort, u. a. auch in Weimar auf. Hier trifft er mit Goethe zusammen, der ihn nachher schlechtweg als Lumpenkerl bezeichnet, von der Natur zu stetem Gefängnis bestimmt, den man verhaften lassen sollte, daß er wieder in sein Element zurückkäme; er befaßt sich dann mit allerhand schriftstellerischen und politischen Ränkereien, wie einer Schrift zugunsten des üblen Diamantenherzogs Karl von Braunschweig, und erlangt nach mehrmaligen Ausweisungen aus seinem jeweiligen Aufenthaltsort 1833 die Erlaubnis, das Gut

seiner Gattin in Oberschlesien zu bewirtschaften. Sein literarischer und politischer Ehrgeiz läßt ihn noch verschiedene Versuche unternehmen, eine Rolle zu spielen, aber meist vergebens. Anfangs der 60er Jahre findet man ihn als Angestellten des ministeriellen Preßamts in Wien, und 1863 stirbt er in Meran.

Der wichtigste Teil seiner selbstbiographischen Aufzeichnungen, seine Fragmente, sind wesentlich gekürzt und gesäubert neuerdings von H. H. Houben unter dem Titel: „Der Lebensroman des Wit, genannt von Dörring" erschienen. So sind diese Denkwürdigkeiten auch für den genießbar geworden, der sich vom Lesen der ursprünglichen Ausgabe durch ihre endlosen politischen und geschichtlichen Betrachtungen, durch ihre wortreiche Selbstrechtfertigung und die Einlagen von allerlei Schriftstücken und Urkunden abschrecken ließ. Auch treten so die Vorzüge der Witschen Erinnerungen, der bunte Wechsel der Begebenheiten, die glänzende Kennzeichnung von Personen und Zuständen, die gut erzählten Zwischenspiele und Geschichten um so heller ins Licht. Besonders einzelne Schilderungen sind von lebendigster Anschaulichkeit, wie der Bericht von seinen Erlebnissen in piemontesischer Gefangenschaft, die Zustände in den Turiner Gefängnissen usw. Hübsch ist auch die Flucht aus Mailand erzählt. Wit wurde da tagelang im Hause einer Mailänderin, von dieser als Frauenzimmer verkleidet, als Verwandte des Hauses beherbergt, und nahm mit Behagen die Huldigungen der ahnungslosen Hausfreunde entgegen. Überhaupt ist Wit da mit besonderer Wärme bei der Sache, wo er die Kniffe und Künste beschreiben kann, mit denen er seine Kerkermeister hinters Licht führt, oder wo er die Geschicklichkeit und Geschmeidigkeit schildert, mit der er seinen Aufpassern und Verfolgern zu entgehen weiß. „Ich habe, sagt er einmal, den Priester, den Soldaten, den Bettler, den Juden, ja den Wahnsinnigen gespielt, ich bin als Franzose, Engländer, Italiener, Däne gereist, und nie hat man in die Wahrheit meiner jedesmaligen Angabe Zweifel gesetzt." Mehrere der reizvollsten Episoden seiner Denkwürdigkeiten erzählen von solchen Abenteuern. In der Tat hat Wit etwas Unfaßbares, er besteht oft nur aus verschiedenen Masken, und seine ruhelose Eitelkeit, die Sucht, eine merkwürdige Rolle zu spielen und von sich reden zu machen, verführt ihn oft genug dazu, auch in seinen Aufzeichnungen der Welt etwas vorzumachen. Offenkundig ist die letzte Erklärung von Wits ver-

worrenem und verwerflichem Treiben zu einem guten Teil in einer krankhaften geistigen Veranlagung zu suchen, die den aufgeregten, zerfahrenen, phantastischen Menschen von Jugend an hinderte, über sich selbst und über die Welt ins klare zu kommen, und die Neigung zu wichtigtuerischer Eitelkeit in die richtigen Schranken zurückzudämmen.

So trifft auch auf diesen sonderbaren Schwärmer das Wort zu, daß das, was die Leute gemeinhin ihr Schicksal nennen, meistens nur ihre dummen Streiche und unglücklichen Anlagen sind, und daß für das Lebensglück des Menschen, das was er ist, die innerste Artung seiner Persönlichkeit weitaus am meisten ins Gewicht fällt. Wie Wit, so war auch der 1798 zu Ibenhof bei Husum geborene Maler und Dichter Harro Paul Harring ein Opfer seiner politischen Ideen und Umtriebe. Der unstete Mann war zuerst Zollbeamter, dann Maler in Kopenhagen und Dresden, kämpfte 1821 im philhellenischen Korps gegen die Türken, malte in Rom, war Bühnendichter in Wien, 1828—1830 russischer Offizier, nahm 1832 am Hambacher Fest teil, beteiligte sich 1836 an Mazzinis Savoyenzug, wurde in der Schweiz verhaftet und ausgewiesen, führte in England, Frankreich, Amerika, Norwegen, Dänemark ein unstetes Dasein, das er 1870 durch Selbstmord endete. Seine romanhafte Selbstbiographie schildert sein Abenteuerleben unter dem Titel: „Rongar Jarr, Fahrten eines Friesen in Dänemark, Deutschland, Ungarn, Holland, Frankreich, Griechenland, Italien und der Schweiz" (1828). Einzelne Abschnitte des vierbändigen Werks sind reizvoll geschrieben, besonders auch die Schilderung seiner Beteiligung am griechischen Befreiungskampf.

Je mehr die Regierungen in der Zeit der Reaktion der politischen Betätigung des Volkes Schwierigkeiten machten, desto lebhafter wandte sich die Teilnahme weiter Kreise dem Theater zu. Es gab wenig Zeiten in Deutschland, in denen man sich so eingehend und eifrig mit dem Theater, den Helden und Heldinnen der Bühne beschäftigte, wie in jenen politisch windstillen Tagen. So wurde denn auch die Bedeutung und soziale Stellung des Schauspielerstandes allmählich eine andere als bisher, was sich vor allem auch in zahlreichen Schauspielerdenkwürdigkeiten spiegelt. Im 18. Jahrhundert wurde der Schauspielerstand auch von den Gebildeten viel-

fach als ein bevorrechtetes Vagabundentum angesehen. In der Tat gab auch die Unsicherheit der Theaterzustände, das bewegte Hin und Her und Auf und Ab des Schauspielerlebens den Erinnerungen und Aufzeichnungen, die wir von Mitgliedern dieses Stands im 18. Jahrhundert haben, vielfach das Gepräge von Abenteurermemoiren. Das gilt in weitem Umfang von der Selbstbiographie des Schauspielers und Schauspieldichters Joh. Christian Brandes (1735—1799), die unter dem Titel: „Meine Lebensgeschichte" 1799 und 1800 erschien. Brandes will darin zeigen, wie unglücklich die Folgen verwahrloster Erziehung und jugendlicher Unbesonnenheit sein können und schildert mit anziehender und schonungsloser Aufrichtigkeit die Abenteuer, die er als durchgebrannter Kaufmannslehrling erlebte, da er als Landstreicher, als Knecht eines Quacksalbers, als Hausierhändler sich kümmerlich durchschlug und übel umhergestoßen wurde, bis er endlich als Schauspieler sein Brot fand und bei den Truppen von Schönemann und Schuch, dann in München, Dresden, Mannheim und weiterhin unter Schröder in Hamburg tätig war. Neben der fesselnden Schilderung seiner Jugendabenteuer gibt das Werk auch wertvolle Einblicke in die Lebensgewohnheiten des Schauspielerstandes in jener Zeit. In letzteren besteht auch der Wert der Erinnerungen von J. A. Christ, die unter dem Titel „Schauspielerleben im 18. Jahrhundert" bei Langewiesche neuerdings erschienen sind. Christ, der ein trefflicher Erzähler ist, gibt in dem bunten Roman seines Lebens einen Kulturspiegel seiner ganzen Zeit, da die deutsche Schauspielkunst sich allmählich aus den Fesseln des Komödianten- und Franzosentums losrang. Geboren 1744 in Wien, im Jesuitenkloster erzogen, machte Christ nach seiner Flucht von dort den Siebenjährigen Krieg als Husar mit und betrat 1765 erstmals die Bühne in Salzburg. Sein späteres Leben führte ihn nach Prag, Riga, Dresden und Leipzig. Seine Erinnerungen beginnen mit der Prager Zeit. Ebenso geben die von H. Uhde herausgegebenen „Denkwürdigkeiten des Schauspielers, Schauspieldichters und Schauspieldirektors F. L. Schmidt" (1772—1841), dessen Name mit der großen, in Hamburg durch Schröder eingeleiteten Kunstepoche verbunden ist, ein lehrreiches Bild von dem erfolgreichen Streben des damaligen Schauspielerstandes, durch menschliche und geschäftliche Gediegenheit seine Stellung in der Gesellschaft zu

heben und von dem zerfahrenen Komödiantentum der bisherigen Zeit loszukommen. Daß ein Künstler und Schriftsteller wie Iffland besonders viel dazu beitrug, das Ansehen des Schauspielerstandes zu heben, bedarf keines besonderen Hinweises. Auch seine Aufzeichnungen aus dem eigenen Leben zeugen von einer literarisch und menschlich bedeutsamen Persönlichkeit, die sich ihres Wertes bewußt ist und gute Haltung zeigt. Die Schrift ist betitelt: „Meine theatralische Laufbahn", führt bis zum Jahr 1798 und ist, wie das Werk von Anschütz (S. 175), in Reklams Universalbibliothek erschienen. Das richtige Bild eines empfindsamen, munteren, beweglichen Kunstzigeuners, der aber doch mit den geistigen Größen seiner Zeit überall in naher Fühlung stand, geben die Erinnerungen des Dichters Karl von Holtei (1798—1880), der als Schauspieler, Vorleser, Theaterdichter und -direktor zur Bühne die engsten Beziehungen hatte. In seiner achtbändigen Selbstbiographie „Vierzig Jahre" (1843—1850) gibt er ein ungemein farbenreiches Bild seines vielbewegten Lebens. Er schildert seine Kinder- und Jugendzeit in Breslau mit der seltsam grotesken Gestalt seiner Pflegemutter, und den Persönlichkeiten seiner Lehrer, wie des berühmten Schulmonarchen Manso und des originellen Kannengießer. Dann erzählt er in seiner unterhaltsamen Art von seinen Erlebnissen als freiwilliger Jäger 1815, von seinem dreijährigen Studium der Rechtswissenschaft in Breslau, von seinem ersten Auftreten als Schauspieler, von seiner Tätigkeit als Theaterdichter in Breslau und Berlin, von seinen Fahrten als Vorleser und Rezitator, die ihn in die verschiedensten Städte führen, von seiner Reise nach Paris, von seinem Besuch in Weimar, von seinem Aufenthalt in Wien. Unzählige berühmte und minder berühmte Persönlichkeiten ziehen am Auge des Lesers vorüber, wie die Gestalten einer bunten Laterna magica. Eine Breslauer Größe wie Karl Schall, Männer wie Goethe und sein Sohn August, Tieck, Paganini, A. W. Schlegel, Immermann, Raupach, Börne, Raimund, Saphir u. a. Während des Pariser Aufenthalts B. Constant, Gérard, Cooper, Scribe. Dazu fehlt es nicht an heiteren und empfindsamen Liebesabenteuern, an aufregenden Geldverlegenheiten, an ausgelassenen Gelagen und Lustbarkeiten in Breslau, wie in Wien in der „Ludlamshöhle" oder in Berlin in der „Baronie", an lustigen Reiseerlebnissen auf den beständigen Fahrten durch die deutschen Lande.

Wie in seinem bekannten Roman „Die Vagabunden", der als Ergänzung der Selbstbiographie von ihm gedacht war, bewährt er sich auch in seinen „Vierzig Jahren" als ein fröhlicher Barde der Vagabundenromantik, jenes leichtherzigen, ewig umhergetriebenen Künstlertums, das von Bühne zu Bühne, von Vortragssaal zu Vortragssaal zieht und den Gegensatz zum seßhaften, ordnungsliebenden Bürgertum als eine besondere Würze seines lockeren Treibens genießt. Dabei fühlt sich Holtei auch mit den untersten Schichten des fahrenden Volkes innerlich verwandt. In den Kreisen, die mit farbigen Wagen auf Volksfesten und Messen umherziehen, hat Holtei schon in früher Jugend Bekannte und Freunde gesucht und gefunden, und der eigentümliche Reiz ihres Lebens hat den Unsteten und Wanderlustigen mächtig angezogen. Wie lustig erzählt er da die Geschichte von dem unverbrennlichen Spanier Gely Latour, der ihn in der Bereitung kleiner Kunstfeuerwerkereien unterweist, in dessen Menagerie er als „Freund des Hauses" ohne Eintrittsgeld verkehrt, und dessen Ehehälfte, die lange, dürre Madame Latour, eine frühere Seiltänzerin, dem ahnungslosen Jungen höchst unmißverständliche Beweise ihrer zärtlichen Gewogenheit gibt. Oder wie köstlich berichtet er von dem Zusammenbruch seiner Beziehungen zu einem würdigen Predigerspaar, der durch die unvermutete Begegnung mit einem alten Freunde aus den Kreisen der Seiltänzer und Bajazzos herbeigeführt wird. Überall fesselt die unverwüstliche Laune, die Lebendigkeit und Frische in Holteis Darstellung. Und die unausgeglichene Unmittelbarkeit seiner Schreibweise trägt zu dieser Wirkung nicht wenig bei. Gepflegt und gefeilt ist Holteis Stil nicht. Er selbst sagt in der Vorrede zu seinem Buch: „Ich habe das Buch nicht künstlich machen wollen, ich hab es aus mir entstehen lassen wie die Pflanze wächst aus dem Keime. Und ist der Stil darin ungleich, so kommt es daher, weil er immer nur die Farbe der Stimmung trägt, welche die Erinnerung an vergangene Tage im Verfasser hervorrief." So spiegelt sich seine leichtentzündliche, aber auch trüben und schwermütigen Stimmungen nicht unzugängliche Natur in Ton und Farbe der Darstellung wider. Dabei hilft ihm seine muntere, bewegliche Art auch über die rücksichtslosen Geständnisse von Torheiten und Entgleisungen weg, die er seiner Wahrheitsliebe schuldig zu sein glaubt. Und wenn er für seine Person keineswegs einer zimper-

lichen Philistermoral huldigt, sondern nach bürgerlichen Begriffen sich oft recht weitherzig bewies, so hat er doch wohl stets die Grenze eingehalten, die er sich in dem Wort gesteckt hatte:

Viel lieber, was Ihr Euch unsittlich nennt,
Als was ich mir unedel nennen müßte.

Dabei hat ihn zwischen all sein unstetes, weltlustiges Treiben hinein doch immer wieder eine Sehnsucht gepackt nach innerem Einklang und seelischer Vertiefung. Dann schien ihm sein Leben schal und gehaltlos dergestalt, daß er z. B. den sechsten Band seiner Selbstbiographie schließt mit einer Rede auf die Nichtigkeit alles Menschenwesens, die an den ähnlichen Schluß des ersten deutschen Schelmenromans, des Simplizius Simplizissimus von Grimmelshausen, erinnert. So werden in dem Werk auch ernstere Saiten angeschlagen und trotz der starken Ungleichmäßigkeit und Weitschweifigkeit, die sich in manchen Abschnitten des Buches verstimmend und ermüdend bemerkbar macht, trotzdem dem Ganzen vielfach der innere Zusammenhang fehlt, gehören die Denkwürdigkeiten Holteis doch zu den anziehendsten Werken dieser Art.

Zu den bezeichnendsten und anregendsten Schauspielerdenkwürdigkeiten der Zeit sind auch die Aufzeichnungen einer der bekanntesten Bühnengrößen jener Tage zu rechnen. Karoline Bauer (1807—1877), die in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Berlin ihre erste Glanzzeit als Schauspielerin erlebte, gibt in ihren verschiedenen, etwas weitläufigen selbstbiographischen Aufschrieben, aus denen neuerdings K. v. Holländer das Wertvollste und Fesselndste in einem Band zusammengezogen hat: „Karoline Bauer: Aus meinem Bühnenleben" nicht bloß das Bild eines ungemein bewegten Lebens — die Verfasserin betritt als halbes Kind in Karlsruhe die Bühne, wird mit 17 Jahren Hofschauspielerin in Berlin, geht u. a. eine nur kurz währende Ehe mit dem nachmaligen Belgierkönig, dem Prinzen Leopold von Koburg, ein —, sondern sie steht auch in engster Fühlung mit dem künstlerischen und literarischen Leben ihrer Zeit. Die Kultur- und Theatergeschichte Berlins in der Zeit einer Henriette Sonntag und des genialen Ludwig Devrient, wo sich die Theaterseligkeit der Berliner zum Taumel und zur Raserei steigern konnte, spiegelt sich in diesen Aufzeichnungen lebendig wider, und wir finden die anmutige Künstlerin, die gefallen und auch im Leben eine Rolle spielen

will, in naher Berührung mit der Hofgesellschaft, mit Dichtern, mit Theaterfreunden, mit den geistreichen Damen der literarischen Salons. Eine bemerkenswerte Respektlosigkeit gegenüber den Trägern berühmter Namen gibt ihren Bildnissen einen besonderen Reiz. Denn wenn sie die Überstiegenheit der Rahel, die flüsternde Geziertheit Varnhagens, die kokette Feuerwerkerei Bettinas rücksichtslos kennzeichnet, so tut sie es doch stets mit Geist und guter Laune, wie sie denn überhaupt eine fesselnde Erzählerin ist. — Von Weimars großen Tagen, einem Schiller, einem Goethe, und dann wieder von der Zeit Liszts und R. Wagners berichten die Erinnerungen des Weimarer Hofschauspielers E. Genast (1797 bis 1866), die unter dem Titel: „Aus dem Tagebuch eines Hofschauspielers" 1862—1866 erschienen. (Neuausgabe in der Lutz'schen Memoirenbibliothek unter dem Titel: „Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit".) Von Goethe zur Bühnenlaufbahn ermuntert und hochgeschätzt, verkörperte der Sohn des als Schauspieler und Gehilfe Goethes bei der Leitung des Weimarer Theaters hochverdienten Anton Genast in sich bis weit ins 19. Jahrhundert hinein die klassischen Überlieferungen von Goethes Theaterwirksamkeit. Was er vor allem aus den Erinnerungen seines Vaters von Schillers und Goethes Beziehungen zur Bühne mitteilt, ist ebenso der Teilnahme sicher wie das, was er aus näherem Umgang mit L. Tieck, K. Maria von Weber, mit Immermann und Laube, mit Marschner, Lortzing und Liszt zu erzählen weiß. Zugleich zeigen diese Erinnerungen, wie der Schauspielerstand nach und nach die Eierschalen seiner früheren Entwicklungsstufe abgestreift hat. So begeistert Genast für seine Kunst ist, so frei ist er von allem unsteten, gefallsüchtigen Komödiantentum. Die bescheidene Natürlichkeit und warmherzige Aufgeschlossenheit seines Wesens machen seine Denkwürdigkeiten zu einem überaus anziehenden Werk. Ebenso zeigen die „Erinnerungen aus dem Leben und Wirken von Heinrich Anschütz" (1785—1865), die ein Jahr nach seinem Tode erschienen, wie der Schauspielerstand sich zur Höhe der geistigen und sittlichen Kultur der Zeit emporgeschwungen hat. Der langjährige Vertreter der Helden- und Charakterrollen am Wiener Burgtheater ist ein Mann von gediegener Bildung, der über die verschiedensten Fragen des geistigen Lebens sein wohlgegründetes Urteil hat, über seinen Beruf, dessen

Aufgaben und seelische Ansprüche gründlich nachdenkt, von warmem vaterländischem Empfinden erfüllt ist und mit den Besten seiner Zeit in Fühlung steht. So sind diese Erinnerungen ein gehaltvolles Buch nicht bloß wegen der frischen Bildnisskizzen, die er von F. Schubert, von F. Raimund, von F. Hebbel, von den Genossen der „Ludlamshöhle" entwirft, nicht bloß wegen der lebendigen, anregenden Darstellung, sondern vor allem, weil sie das Bild eines charaktervollen, überlegenen, geistig bedeutenden Menschen und Künstlers geben.

Je weiter das 19. Jahrhundert vorschreitet, desto zahlreicher werden auch die Aufzeichnungen von Theaterleuten und Schauspielern. Sehr häufig berichten darin Bühnenleiter, Künstler und sonstige Männer vom Bau über die Bühnen und Theater, denen sie nahestanden. H. Laube hat das „Burgtheater", das „norddeutsche (Leipziger) Theater", das „Wiener Stadttheater" und seine Tätigkeit als Leiter dieser Bühnen in Einzelschriften temperamentvoll geschildert. O. F. Gensichen (geb. 1847), der 1874—1878 Direktor des Berliner Wallnertheaters war, gibt in seinen Aufzeichnungen: „Kulissenluft" (1909) hübsche, leichtgeschürzte Erinnerungen an diese Zeit. Seine Tätigkeit in der Hauptstadt des Schwabenlandes (1869—1884) schildert Feodor Wehl in dem Buche: „Fünfzehn Jahre Stuttgarter Bühnenleitung", und sein Nachfolger auf dem Intendantenposten des Stuttgarter Hoftheaters, J. v. Werther (1838—1910), schrieb „Erinnerungen und Erfahrungen eines alten Hoftheaterintendanten". An das Schweriner Hoftheater, das er 1863—1867 leitete, führen „Die Theatererinnerungen" von Gustav von Putlitz, die 1874 erschienen. Und Friedrich Schlögl (1821—1892), der klassische Wienschilderer, hat auch ein in vielem selbst erlebtes Buch „Vom Wiener Volkstheater" geschrieben. Naturgemäß verfolgen diese Werke mitunter stark Zwecke der Selbstrechtfertigung und richten sich gegen Angriffe und Anfeindungen, die den Verfassern widerfuhren.

Wenn dazwischen auch einmal ein Theatermaler wie K. E. Döpler (geb. 1824) das Wort ergreift zu einem selbstbiographischen Werk: „Fünfundsiebzig Jahre Leben, Schaffen, Streben", so steht er unter seinen engeren Berufsgenossen ziemlich vereinzelt da, während die Schauspieler immerdar gerne von den Leiden und

Freuden ihres Berufes erzählen. Der durch seine Gastspiele überall wo Deutsche wohnen bekannte Friedrich Haase (1846 bis 1896) gibt in den lose verknüpften Kapiteln seiner Aufzeichnungen: „Was ich erlebte" (1896) unterhaltende Plaudereien über seine Künstlerfahrten. Er lernte dabei u. a. auch die damals oft noch recht waldursprünglichen Theaterverhältnisse Nordamerikas während der sechziger Jahre kennen, kam mit allerlei Größen seiner Zeit, besonders mit Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha in mehrfache Berührung und erzählt manche lustige Theaterschnurre. Ebenso gibt der bekannte Reuterdarsteller August Junkermann (1832—1915) in seinen anekdotenreichen „Memoiren eines Hofschauspielers" (1889) harmlos hinerzählte Erinnerungen an seine Jugend, seine Stuttgarter Zeit und seine erste Amerikareise. Zwei Altersgenossen sind der Berliner Schauspieler Emil Thomas (1836—1904), der seine 1895—1897 erschienenen Aufzeichnungen „Vierzig Jahre Schauspieler" betitelte, und der Wiener Schauspieler Hermann Schöne (1836—1902) mit seinem durch Reklams Universalbibliothek weitverbreiteten Buch: „Aus den Lehr- und Flegeljahren eines alten Schauspielers". Der Wiener Leopold Rosner (1838—1903) beschwört in seinen Erinnerungen „Schatten aus dem alten Wien", während Felix Schweighofer (1842—1912) seine Selbstbiographie „Mein Wanderleben" betitelt, und Rudolf Tyrolts (geb. 1848) Erinnerungen und Betrachtungen „Aus dem Tagebuch eines Wiener Schauspielers" heißen (1904). Tyrolt versteht fesselnd und gehaltvoll zu erzählen und würdigt vor allem Laubes Tätigkeit am Wiener Stadttheater, die er als Schauspieler an dieser Bühne genau kennenlernte, in warmer und lebendiger Weise. Überhaupt zeugen diese Erinnerungen von Schauspielern von viel echter Kunstbegeisterung und aufrichtigem Idealismus, meist auch von unverwüstlicher Laune und ansprechender persönlicher Haltung. Freilich fehlt es auch nicht an selbstbiographischen Urkunden, in denen die Verfasser die Schattenseiten des Schauspielerberufs ingrimmig und ohne Schonung gegen sich selbst und gegen andere enthüllen und preisgeben. Es sei hier das „Tagebuch einer Schauspielerin" von Helene Scharfenstein genannt, das mehr das Pamphlet einer Enttäuschten und Verbitterten als einen kulturgeschichtlich und menschlich bedeutsamen Aufschrieb darstellt.

Wesentlich stärkere Beachtung verdient „Die Lebensbeichte eines Wanderkomödianten" von E. Clefeld, die erschienen ist unter dem Titel: „Der philosophierende Vagabund". Der 1853 in einem österreichischen Gebirgsstädtchen geborene Verfasser erzählt zuerst von seiner Jugend bis er Wanderschauspieler wird und das Elend des Schmierenwesens ausgiebig am eigenen Leibe erfährt. An den Aufzeichnungen sind die Einblicke in diesen sonst literarisch wenig bekannten Lebenskreis besonders wertvoll. Daneben gibt auch die Persönlichkeit des Verfassers, der in der Selbstbloßstellung Äußerstes leistet, manches Rätsel auf. Zähe Selbstbehauptung vereinigen sich bei ihm in seltsamer Weise mit überreizter Steuerlosigkeit und nervenschwacher Wurmstichigkeit. Mit Recht ist über das Werk bemerkt worden, daß hier die Leidenschaften und Menschlichkeiten der großen Theaterwelt in dem Hohlspiegel des Wanderkomödiantentums grotesk widerscheinen. Es wird eine der wichtigsten Aufgaben des künftigen deutschen Theatermuseums sein, die Selbstbiographien und Memoiren, sowie die Tagebücher und andern Aufzeichnungen von Theaterleitern, Schauspielern und sonstigen Bühnenleuten lückenlos zu sammeln. Hier konnte nur eine Auswahl der wichtigsten und bekanntesten Werke dieser Art gegeben werden.

Neben den Hauptgruppen von Denkwürdigkeiten, die die Zeit als eine Blüteperiode des Memoirenschrifttums im engeren Sinne kennzeichnen, zieht sich als Nebenströmung eine bunte Folge von eigentlichen Selbstbiographien, kurzen Lebensabrissen und Erinnerungsbüchern her. Dabei knüpfen die eigenen Lebensbeschreibungen der Stillen im Lande, der Frommen und religiös gestimmten Romantiker mit Vorliebe an die pietistische Selbstbiographie an. Sie stehen ihr im Geist, Ton und Aufbau vielfach nahe, nur daß sich die Erweiterung des geistigen Gesichtskreises seit dem 17. und dem Anfang des 18. Jahrhunderts naturgemäß nicht verleugnet, ebensowenig wie die seither ganz erheblich verfeinerte Kunst stimmungsvoller und farbenreicher Darstellung. Das gehaltvollste und ansprechendste Werk ist die Selbstbiographie des liebenswürdigen und frommen Naturphilosophen Gotthilf Heinrich v. Schubert (1780—1860): „Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben" (1854—1856). Das mehrbändige Werk ist etwas breit angelegt, und wird noch

breiter durch die zahlreichen Betrachtungen, Gleichnisse und Parabeln, sowie die Erörterungen über Fragen der Seelenkunde, die der Verfasser in die Erzählung seiner Erlebnisse einflicht. Obgleich Schubert, ähnlich wie Stilling, viel von göttlichen Führungen und Durchhilfen, von höheren Fingerzeigen und bedeutungsvollen Vorahnungen zu berichten weiß, so äußert sich doch sein Vorsehungsglaube nie so naiv und eigenliebig wie bei Stilling. Vielmehr weht den Leser allenthalben der Hauch einer milden, warmen, weitherzigen und von Überheblichkeit freien Frömmigkeit an. Sehr reich ist die Reihe der Bildnisse, die in dem Werk am Auge vorüberziehen. Mit Begeisterung berichtet Schubert von den Eindrücken und Anregungen, die er Herder verdankt, er lernte ihn als Gymnasiast in Weimar kennen. Dann kam der Verfasser immer wieder in nähere Berührung mit Schelling. Sehr hoch schätzt er auch den alten Knebel. Liebevoll und anschaulich werden die Bildnisse von A. G. Werner in Freiberg, von dem Landschaftsmaler Kaspar David Friedrich, von dem Bildnismaler Gerhard Kügelgen, von zahlreichen, originellen Häuptern der Frommen, wie dem Nürnberger Bäcker und Mystiker Burger gezeichnet. Mitunter weitet sich die Selbstbiographie zu einer Art von Bädeker aus, in dem die von Schubert besuchten Mittelpunkte der neuen religiösen Bewegung in Deutschland, sowie deren Führer eingehend verzeichnet stehen. Daneben wird der Verfasser aber auch einem Hegel, den er in seiner Tätigkeit als Schulleiter in Nürnberg schätzen lernte, einem Jean Paul und vielen anderen bedeutenden Persönlichkeiten gerecht, die ihm auf seinem Lebensweg begegneten. Er schildert hierbei immer mehr das Lichte und Helle, als das Dunkle in ihrem Wesen. Einzelne Abschnitte seines Lebens sind mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit, teilweise auch mit wahrhaft dichterischen Farben beschrieben, wie seine Werbung um die Braut, die Pfingstwanderung zur Geliebten, die erste Zeit seiner jungen Ehe oder die inhaltsreichen Nürnberger Jahre. Immer aber will er in seiner Selbstbiographie neben den Berichten über die äußeren Führungen seines Lebens seine innere geistige Entwicklung in möglichster Aufrichtigkeit und Treue darstellen.

Gegenüber Schuberts Werk sind die Beschreibungen des eigenen Lebens, die zahlreiche seiner Freunde und Gesinnungsgenossen hinterlassen haben, erheblich weniger ergiebig. Der unberechenbare,

geistreiche J. A. Kanne (1773—1824) war wohl eine der seltsamsten Persönlichkeiten dieser Richtung. Sein Leben glich einer Kette von inneren Kämpfen und Wandlungen, mehrfach springt er auch jäh zwischen dem Gelehrten- und Soldatenstand hin und her. Als Jüngling bereits ein geachteter Schriftsteller und Theolog, dann österreichischer Soldat und abermals Schriftsteller, trat er 1806 als Soldat in preußische Dienste, wurde französischer Kriegsgefangener und Bettler, und später noch einmal österreichischer Soldat. In Linz, wo er krank lag, fiel ihm ein Zeitungsblatt in die Hände, das seinem Leben eine neue, glückliche Wendung gab. So bietet seine bis 1817 reichende Selbstbiographie, abgedruckt im „Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen", viel Anregendes und Fesselndes. Sie könnte für weitere Kreise noch anziehender sein, wenn Kanne nicht mitunter weniger Tatsachen aus seinem bewegten Leben als fromme Betrachtungen gäbe. Auch der stramme Vorkämpfer gegen den Rationalismus, Claus Harms, der bekennt, von Schleiermachers Reden über Religion den Anstoß zu einer „ewigen Bewegung" bekommen zu haben, hat eine nicht sehr umfangreiche „Beschreibung seines Lebens" verfaßt (1851), die das Naturell und die Gesinnung des Verfassers getreu zeichnet. Ebenso wie der fromme Albert Knapp die Geschichte seiner Jugend und seiner Bekehrung (A. Knapp, Ein Lebensbild", herausgegeben von Joseph Knapp 1867) aufgezeichnet hat und Martin Boos (1762—1825) in einer Selbstbiographie von seinen religiösen Kämpfen, seiner Erweckung und seinen Beziehungen zu dem frommen Bischof Sailer erzählt. Von den mannigfachen Aufzeichnungen dieser Art, deren auch die späteren Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts eine stattliche Zahl hervorgebracht haben, seien noch neben dem Leben F. W. Krummachers die „Jugenderinnerungen mit Blicken aufs spätere Leben" von dem 1798 geborenen F. Heinrich Ranke genannt. Der Verfasser schildert darin seine idyllisch fromme Jugend und seine Hauslehrerzeit auf Rügen in anziehender Weise. In die Welt des schwäbischen Pietismus führt endlich die Selbstbiographie des Begründers der Tempelgemeinde, Christof Hoffmann, „Mein Weg nach Jerusalem", die nur gegen den Schluß hin etwas ins Breite geht.

Auch romantische Gelehrte haben mehrfach kürzere oder längere

Lebensnachrichten hinterlassen, so der bekannte Heidelberger Professor F. Creuzer, dessen Aufzeichnungen „Aus dem Leben eines alten Professors" (1848) allerdings recht unergiebig sind. Auch der romantische Arzt K. G. Carus hat in seinen „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten" „Mitteilungen zur eigenen Aufklärung und Befriedigung" niedergeschrieben. Sie besitzen ebensowenig wie die „Nachrichten aus meinem Leben" von dem Philologen F. Jacobs (vermischte Schriften 1840) für weitere Kreise Interesse. Mehr als die kurzgefaßten Erinnerungen von F. v. Raumer, dem Geschichtsschreiber der Hohenstaufen, fesselt die Selbstbiographie des 1796 geborenen Königsberger Orientalisten Peter v. Bohlen, die 1841 erschien. Sie spricht vor allem durch die knappe Schilderung seiner bewegten Jugend an. Bohlen war Waisenkind und zuerst zum Schneider bestimmt, wurde dann Diener eines französischen Generals sowie eines Admirals, weiterhin Kaufmannsdiener in Hamburg, wo er das Gymnasium besuchte, um späterhin in Halle zu studieren. Alle diese Erlebnisse erzählt er frisch, rückhaltlos und ungeschminkt, ohne sich zu schonen. Leider sind die Aufzeichnungen von Sulpiz Boisserée, die bis zum Jahr 1808 reichen, nur kurze Bruchstücke. Was er von seinem Aufenthalt in Paris 1803 berichtet, sowie von seinen Beziehungen zum Hause Friedrich Schlegels, läßt bedauern, daß diese Selbstbiographie nicht weitergediehen ist. Endlich sind die vierbändigen Aufzeichnungen des Altertumsforschers W. Dorow (1790—1846), die 1843 ff. unter dem Titel „Erlebtes" erschienen, reich an lose aufgereihtem Stoff, dessen Anordnung mannigfach durch Belege und Abschweifungen unterbrochen wird. Auch spielt in dem Buch die Selbstverteidigung des streitbaren und betriebsamen Verfassers gegen seine Widersacher eine große Rolle.

Unter den romantischen Dichtern hat Friedrich de la Motte-Fouqué seine „Lebensgeschichte" selbst aufgezeichnet. Er erzählt darin viel von seinem Soldatenleben, ohne daß jedoch eine kräftig ausgeprägte Persönlichkeit zum Leser spräche. Der deutschgeschriebenen Selbstbiographie des dänischen Dichters Adam Oehlenschläger hat Friedrich Hebbel eine ausführliche Besprechung gewidmet, doch gehört das Werk nur mittelbar in die Geschichte der deutschen Selbstbiographie. Wiener Leben und Gesellschaft spiegeln sich in den trockenen „Denkwürdigkeiten"

der etwas spießbürgerlichen Erzählerin Karoline Pichler (1769—1843). Aus der Zeit Maria Theresias, Josephs II., der Wiener Romantik mit Friedrich und Dorothea Schlegel, des Besuchs der Frau von Staël in Wien wird manch hübscher Zug überliefert. Die Zeit der Berliner Romantik macht das Buch von Fürst: „Henriette Herz, ihr Leben und ihre Erinnerungen" (1858) lebendig. Von Henriette selbst sind darin wenigstens bruchstückweise Aufzeichnungen enthalten. Die Enkelin der Naturdichterin Luise Karsch, die selbst einen kurzen Abriß ihres Lebens verfaßt hat, war die Schriftstellerin Helmine von Chezy (1783—1856). Sie hat unerträglich gezierte, aufgestelzte und geschwätzige Erinnerungen unter dem Titel „Unvergessenes" herausgegeben. Doch enthalten sie viele Bildnisse von Zeitgenossen, ebenso wie die vierbändigen Erinnerungen ihres Sohnes Wilhelm von Chezy (1806—1865), die durch die Rücksichtslosigkeit, mit der er darin die Mutter und ihr Treiben schildert, vielfach Anstoß erregten. Der Verfasser, dem in Wien der Verkehr mit Bauernfeld, Feuchtersleben, Schwind seine dichterische Ader weckte, lernte auch später viele schriftstellernde Zeitgenossen kennen und versteht sie gut zu schildern. Von Dresdens literarischen Verhältnissen und Persönlichkeiten in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts erzählen die Memoiren von Friedrich Laun (1770—1849) in ziemlich farbloser Weise, während verschiedene Künstler der Zeit frischer und lebendiger von ihrem Leben zu berichten wissen. Kurz und knapp ist der Lebensabriß von Josef Führich. Wertvollen Stoff über die Geschichte der Düsseldorfer Schule und über das begeisterte Streben und Schaffen der jungen Künstler nach dem Weggang von Cornelius gibt das kurze selbstbiographische Bruchstück von J. W. Schirmer (Deutsche Rundschau 1877). Eingehender als die gedrängten Aufzeichnungen seiner Brüder Jakob und Wilhelm über ihr eigenes Leben ist die anmutige Selbstbiographie des Malers E. Ludwig Grimm (1790—1863), der den Kreisen der jüngeren Romantiker nahestand und bezeichnende Züge von ihnen mitteilt. Auch der schwäbische Maler J. B. Pflug (1785—1866) bewährt sich in seinen „Erinnerungen eines Schwaben" als behaglicher Erzähler, dem die Sittengeschichte Oberschwabens manchen hübschen Beitrag verdankt.

Wie allmählich die Zeit der Romantik in die Beschaulichkeit der

Biedermeierzeit übergeht, das zeigen die Aufzeichnungen des Wieners J. F. Castelli (1781—1862), die unter dem Titel: „Aus dem Leben eines Wiener Phäaken" von A. Saager in der Lutz'schen Memoirenbibliothek neu herausgegeben worden sind. Man lernt hier das Urbild eines stillvergnügten Wiener Biedermeiers kennen, der sich nicht gerne um gefährliche, unangenehme, beunruhigende Dinge kümmert. Für die Welt, in der er lebt, gilt das Wort Schillers: „Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß". Einen Höhepunkt im Leben dieses verhätschelten Junggesellen bildet das Treiben in der „Ludlamshöhle", das er eingehend schildert. Da der weichmütige Genießer keiner tieferen Leidenschaft fähig war, begnügte er sich mit oberflächlichen Liebesverhältnissen, deren Abbruch ihm freilich immer einige Not machte, da er die unvermeidlichen Szenen heftig fürchtete. Auch über seine Tätigkeit als Sammler von Theaterzetteln, Theaterstücken und Dosen berichtet er manch bezeichnenden Zug, der das Bild seines Wesens hübsch abrundet. Tritt in diesen Erinnerungen die Gestalt des Verfassers besonders lebendig zutage, so ist Felix Eberty in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Berliners" (1878) der ausgiebigere Schilderer kulturgeschichtlicher Einzelheiten. Wie man im Berlin der Biedermeierzeit auf der Straße und im Hause, bei Abendeinladung und in der Sommerwohnung es trieb, wie die Putzstube eingerichtet war, wie man die große Wäsche, die nur zweimal im Jahre stattfand, bewerkstelligte, wie patriarchalisch das Verhältnis zum König und seinem Hause war, wie Zollwesen und Zensur gehandhabt wurde: das alles wird in diesem hübschen Büchlein anziehend und behaglich geschildert, viel eingehender als in den Erinnerungen eines andern Berliners jener Tage des Enkels von Friedrich Nicolai, Gustav Parthey. Er berichtet wohl auch manches kulturgeschichtlich Bemerkenswerte vom Berlin seiner Zeit, aber seine Aufzeichnungen fesseln doch besonders durch die Schilderung seines Großvaters, sowie seiner jugendlichen religiösen Kämpfe und Zweifel. So verläuft die Kurve, die mit den welterschütternden Umwälzungen der Revolutionszeit und der napoleonischen Epoche beginnt, im beschaulichen Stilleben der Biedermeierzeit.

Mit den Denkwürdigkeiten in der Zeit der politischen Umwälzungen und der nationalen Erhebung, den Werken eines Nettel-

beck, Arndt, Varnhagen, Boyen usw., war die deutsche Selbstdarstellung herausgetreten aus dem Bereich des privaten Lebens, der Seelen- und Entwicklungsgeschichte. Sie wandte sich nunmehr dem Weltgeschehen, dem öffentlichen und politischen Leben im weitesten Umfang zu. Das bedeutet eine unendliche Bereicherung für das ganze Gebiet selbstbiographischen Schrifttums. Die Aufzeichnungen dieser Art haben an Mannigfaltigkeit des Inhalts und der Belange, an Schwung und selbstbewußter Haltung mächtig gewonnen. Der Weltblick ist freier, die Weltaufgeschlossenheit unbefangener als früher. Die Sicherheit der Selbsteinschätzung, die Zuverlässigkeit in Beurteilung und Kennzeichnung der Menschen hat zugenommen. Es macht dem Darsteller keine Schwierigkeiten, politische Zustände, verwickelte kriegerische und diplomatische Vorgänge, handelnde Persönlichkeiten in den Widersprüchen, Zweideutigkeiten und verborgenen Triebkräfte ihres Wesens klar zu erfassen und einleuchtend zu schildern. Kurz, der Kleinleutegeruch, die Stubenluft, die eingespannte Enge und Kümmerlichkeit, die für die deutsche Selbstbiographie seit dem 17. Jahrhundert weithin bezeichnend gewesen war und sich nur ausnahmsweise, wie bei einem Goethe, nicht bemerkbar gemacht hatte, ist nunmehr in den Denkwürdigkeiten an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts zu einem guten Teil verweht. Das freie, stolze Selbstgefühl, das den Erzeugnissen des 16. Jahrhunderts ihr Gepräge gab, ist nun auf einer höheren Stufe geistiger Kultur wiedererwacht. Das neue Geschlecht hat wieder Eisen und Sauerstoff im Blut. Durch nichts wird dieser Fortschritt deutlicher als durch eine Vergleichung der Selbstbiographien eines Schubart, eines Jung-Stilling, eines K. Ph. Moritz, mit denen eines Nettelbeck, eines Arndt, eines Boyen. Dort überall noch Züge von schwankender Unsicherheit in der Haltung gegenüber Welt und Menschen, neben falscher Demut, unterdienstlichem Betragen macht sich oft unvermittelt eine unbillig gesteigerte Selbsteinschätzung, eine würdelose Eitelkeit, ein kaum halbwegs verborgener Hochmut bemerkbar. Wie ausgeglichen, sicher, fest in sich gegründet stehen dagegen die Genossen eines Gneisenau, eines Stein, eines Scharnhorst vor uns mit ihrer kraftvollen Eindeutigkeit, ihrer treuen Herzhaftigkeit, ihrer zuverlässigen Geradheit, ihrer derbfrischen Natürlichkeit. Wie macht selbst die kühle, weltmännische Haltung eines Varnhagen, die freilich schon ein wenig in

vormärzliche Geistesart hinüberschillert, eine gute Figur. Überall vermag allerdings der neue Geist nicht durchzudringen. Aber auch die Kreise, die dem politischen und staatlichen Leben fernstanden, wie die Schauspieler, werden doch mannigfach von dem frischen Hauch der Zeit berührt. Auch bei ihnen belebt sich das Gefühl der eigenen Bedeutung für das Leben des Ganzen. Auch sie kämpfen um ihren Anteil am Kulturleben der Nation. Aufzeichnungen wie die von Genast und Anschütz zeigen, wie ernst es die Besten damit nahmen und wie reich ihr Ringen belohnt wurde. Schließlich verbirgt sich auch in den selbstbiographischen Werken der abflauenden Romantik und der Biedermeierzeit der Fortschritt nicht, den das große Erleben des deutschen Volkes an der Wende des Jahrhunderts mit sich gebracht hatte.

Sechstes Kapitel.

Idyllisch-romantische Einkehr im Jugendland.

Nach den gewaltigen Erregungen und Willensanspannungen in der Zeit der politischen Kämpfe und Umwälzungen konnte ein Rückschlag nicht ausbleiben. Er gibt sich vor allem in einem starken seelischen Ruhebedürfnis kund, sowie in einer ausgesprochenen Abwendung vom öffentlichen, staatlichen und politischen Leben. Schon die im vorigen Kapitel erwähnte rege Teilnahme für Theater und Bühnenleben hängt damit zusammen. Auch sonst wendet man sich überall wieder von den Belangen des großen Lebens denen der Familie, des Berufes, des nächsten Freundes- und Bekanntenkreises zu. Man erholt sich von den Erschütterungen der verflossenen Jahrzehnte, indem man das Leben zu einem traulichen Idyll, zu einer geruhsamen Oase im Weltgetriebe zu gestalten sucht. Die fromme, gegen die Lockungen der großen Welt gleichgültige Innerlichkeit der pietistischen Zeit scheint vielfach wieder erwacht zu sein, nur gemildert durch eine vielseitigere Bildung, eine weitherzigere Lebensbetrachtung und ausgesprochene literarisch-ästhetische Neigungen. Ein Leben, das sich festen Zielen, faßbaren Zwecken bewußt dienstbar macht, schien dem Geschlecht jener Tage

unpoetisch und nüchtern gegenüber dem unbewußt träumenden und schwärmenden Dasein des Wandergesellen, des Musikanten, des Dichters und nicht zuletzt des Kindes. Das Pflanzendasein der ersten Lebensjahre, die drangvolle, ahnungsreiche Dumpfheit der späteren Jugend übte auf die Menschen von damals einen besonderen Reiz aus. Wie sich in der Malerei der Zeit neben der Freude an lauschig-behaglichem Winkelglück, an drolligen Philistern und rührenden Märchenstimmungen die Teilnahme vor allem dem Kinde zuwendet und in Kinderfriesen, Kinderszenen, Kinderbildnissen sich betätigt, so rückt auch in der Selbstdarstellung das Kind, der heranwachsende Knabe und Jüngling in den Mittelpunkt der Darstellung. Waren im verflossenen Zeitabschnitt Soldaten, Diplomaten, Staatsmänner, Politiker, Freiheitskämpfer, patriotische Studenten die Helden der Denkwürdigkeiten, so rücken jetzt die Vertreter jüngerer Altersstufen an ihre Stelle.

In der Zeit der Romantik und in den Biedermeiertagen wurden in Deutschland von den verschiedenen Formen der Selbstbiographie vor allem die Kindheits- und Jugenderinnerungen gepflegt. Die Stimmungen, aus denen die Werke dieser Art hervorgingen, erhielten sich vielfach auch in den folgenden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, und so nehmen die als liebenswürdige Idyllen angelegten, mit warmem Gefühl, hingebender Versenkung in die erste Entwicklung des geistigen Lebens und freundlichem Humor durchgeführten Kindheits- und Jugenderinnerungen in der Geschichte der deutschen Selbstbiographie des 19. Jahrhunderts einen bedeutsamen Platz ein. Dem Deutschen lag von je die Beschreibung der eigenen Kindheit und Jugend meist mehr am Herzen, als die Schilderung der späteren Abschnitte seines Lebens. Vor allem zog ihn das Wechselvolle, Ahnungsreiche der Jahre an, in denen der Mensch seine Schwingen zuerst erprobt. Die Fülle von Möglichkeiten, die Kindheit und Jugend noch in sich schließen, das knospenhaft Träumende dieser Entwicklungsstufe hat etwas, das die deutsche Phantasie besonders rührt und anzieht. Nietzsche umschreibt diese Vorliebe, die in die Wurzeln und Triebkräfte so manches derartigen Erinnerungsbuchs einen tiefen Einblick gewährt, mit den bezeichnenden Worten: „Wie jegliches Ding sein Gleichnis liebt, so liebt der Deutsche die Wolken und Alles was unklar, werdend, dämmernd, feucht und verhängt ist. Das Ungewisse, Unausgestaltete, sich Verschiebende, Wachsende jeder

Art fühlt er als tief. Der Deutsche selbst ist nicht, er *wird*, er entwickelt sich. Entwicklung ist deshalb der eigentlich deutsche Fund und Wurf im großen Reich philosophischer Formeln." Eng verwandt mit dieser Freude an allem was wächst, sich umgestaltet und entwickelt ist die deutsche Neigung, sich in die Welt der Phantasie und des Gemüts zu versenken. So spielt auch in Denkwürdigkeiten und eigenen Lebensbeschreibungen überall das innere Leben der Verfasser eine besondere Rolle. „Deutsche Denkwürdigkeiten sind beinahe ohne Ausnahme psychologische Selbststudien, sie sind in erster Linie individuelle Entwicklungsgeschichten und nur in zweiter Linie Zeitgeschichte", bemerkt K. Hillebrand in seinen geistvollen Ausführungen über die Verschiedenheit der Memoirenliteratur bei den großen, neueren Kulturvölkern. Und während der Franzose seine Denkwürdigkeiten gerne zur Bühne und zum Tummelplatz gestaltet, auf denen sein Ich vor Welt und Gesellschaft eine vorteilhafte Rolle spielt, so sucht der Deutsche die Bildung und Klärung der eigenen Persönlichkeit darzustellen. Hiebei kann er auch jene Freude am Kleinen, Einzelnen, Sinnigen und Bedeutungsvollen ausleben, die ein Hauptzug der deutschen Seele ist. Die deutschen Maler, von den altdeutschen Meistern und Albrecht Dürer an bis zu Ludwig Richter, Moritz Schwind und Spitzweg, sind die beredtesten Zeugen dieser Liebe zum eingehegt Traulichen, zum beziehungsreich Alltäglichen, zum weltentrückt Beschaulichen, die sich auch in der Neigung ausspricht, die eigene Kindheit und Jugend in der Erinnerung farbig auszutapezieren und zum liebenswerten Idyll zu gestalten.

Besonders seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts war auch in Deutschland mehr als je die Teilnahme für die Welt des Kindes und seine geistige Eigenart erwacht. Rousseau hatte in entscheidender Weise die Bahn für das Verständnis des Kindes gebrochen. Neben ihm, zum Teil entscheidend von ihm beeinflußt, begann in Deutschland die wissenschaftliche Erforschung des kindlichen Seelenlebens, zuerst durch Tiedemann, Wezel u. a., dann durch K. Ph. Moritz und sein Magazin für Erfahrungsseelenkunde mächtig gefördert. Die philanthropische Bewegung, Männer wie Pestalozzi, Johannes Falk und viele andere beschäftigten sich in Lehre und Leben mit der Erziehung der Jugend und mit der wichtigsten Vorbedingung hierfür, der tieferen Kenntnis des jugendlichen

Seelenlebens. Diese Bestrebungen spiegeln sich schon während des letzten Drittels des 18. Jahrhunderts in der Selbstbiographie. Welch gefühlvolles, frommes Bild einer in ländlicher Stille und Einfachheit verlebten Kindheit und Jugend gibt Jung-Stilling, wie versteht es F. X. Bronner, die naturnahe Frische seiner Knabenjahre auch dem Leser lebendig zu machen, mit welch unerbittlicher Schärfe der Beobachtung geht K. Ph. Moritz in seinem Anton Reiser den verschlungenen Wegen seines qualvollen Jugenderlebens nach. Wie ruhig und klar schildert uns Goethe sein inneres Werden und Wachsen! Die Zeit jedoch, da die Kindheits- und Jugenderinnerungen vielfach mit fast religiöser Inbrunst gehegt und gepflegt wurden, die Zeit, da überall mit wehmutsvollem Lächeln das Lied vom verlorenen Kindheitsparadies angestimmt wurde in den deutschen Selbstbiographien, diese Zeit kam mit den windstillen Tagen der späteren Romantik und der Biedermeierzeit. W. Scherer spricht einmal von der Genügsamkeit der Phantasie bei den Romantikern, die sich an das Nahe, Kleine, Enge halte und Hand in Hand mit dem Idyllischen und Naiven gehe. Noch mehr als bei den Romantikern im engeren Sinne gediehen bei Jean Paul die Stimmungen, aus denen jene ganze, weitverzweigte Gruppe von selbstbiographischen Aufzeichnungen über Kindheit und Jugend entsprang. Jean Paul hing vor allem durch Herder und K. Ph. Moritz eng mit der geistigen Welt der Sturm- und Drangzeit zusammen, aus deren Boden die Blüte der deutschen Selbstbiographie im 18. Jahrhundert entsproßt war. In mancher Beziehung kann er als ein bezeichnender Vertreter dieser Geistesströmung inmitten eines späteren Geschlechts gelten. Diese Zusammenhänge bekundet er auch dadurch, daß er stets das echt Menschliche gerade bei den Kleinen, den Unscheinbaren, den in Enge und Dunkel Gefangenen suchte und fand. So ist ihm das Kindliche zugleich auch das wirklich Große im Gegensatz zu der tatsächlichen Kleinheit des hohlen und nichtigen Treibens der Erwachsenen, der Kultur- und Gesellschaftsmenschen. Die Kinderwelt mit ihrer brütenden Fülle seelischer Aussichten, mit der Fähigkeit, durch Geringes beglückt zu werden, und in der engsten Enge die bescheidensten Geschenke des Lebens dankbar zu genießen, war ihm besonders teuer. In der Schilderung des Kinderlebens kann sich seine Neigung zum „geistigen Nestmachen" besonders ausleben. Daneben schreitet ja

in der kindlichen Lebensstufe die Seele „auf der Regenbogenbrücke der Phantasie trockenen Fußes über die Lachen und Moore der unteren Erde hinweg". Auch dieser Zug der Kinderseele mußte dem gefühlvollen Träumersinn des Dichters die Versenkung in das Leben des Kindes besonders anziehend machen. Das Spielen und Treiben des Kindes ist ihm so ernst und gehaltvoll und beachtenswert, denn aus dem frühen Spiel wird später Ernst. „Im tiefen Stande der Kindheit wirft der erste innerliche oder äußerliche Gegenstand der Liebe, der Ungerechtigkeit usw. Schatten und Licht unabsehlich in die Jahre hinein." Mit Betrachtungen, Bekenntnissen und Anmerkungen dieser Art sind alle seine Dichtungen, ist vor allem auch seine Levana, in der er seine Anschauungen über Erziehung niedergelegt hat, allenthalben durchzogen. Seine schönsten Idyllen, wie das Schulmeisterlein Wuz, der Quintus Fixlein, der Jubelsenior, das Leben Fibels, fesseln vor allem auch durch jene liebevoll innige Versenkung in die wunderreiche, farbenbunte Welt der Kindheit, und enthalten mehr selbstbiographischen Stoff als man vielfach anfänglich annahm. Deutlich wurden diese Zusammenhänge erst, als Jean Paul seit 1818 daranging, seine Jugenderinnerungen und die Geschichte seiner Kindheit aufzuzeichnen. Sie sind im ersten Band des Sammelwerks: „Die Wahrheit aus Jean Pauls Leben" (1826) erschienen, und schlagen machtvoll die Töne an, die dann in allen den Kindheits- und Jugenderinnerungen der nächsten Zeit innig und klangreich nachhallen.

Wenn der Dichter auch in der Vorrede zu diesen Aufschrieben meint, niemand habe mit solcher Todeskälte gegen sich sein Leben geschildert, so ist doch diese Beschreibung voll wärmsten, bewegtesten Gefühls. Gerade die rührende Andacht, die empfindungsreiche Innigkeit, die ihm bei der Zeichnung des Idylls seiner Jugend die Hand geführt hat, macht ja den eigensten Reiz dieser Rückblicke aus. „Wie Perlen an einem Rosenkranz betet der Dichter seine süßen Erinnerungen ab, aber sie werden ihm unter der Hand zu Juwelen, die er wendet und dreht und in hundertfachem Glanze schimmern läßt." Überall sind seine Aufzeichnungen eine Bestätigung des Wortes: „Das Erfreulichste und Zauberische, auf das ich ewig und sehnsüchtig zurückschaue, ist meine Jugendzeit, aber nicht meine äußere, die kahlste, die je Jünglinge ertrugen,

sondern meine innere, welche unter dem hohen Schnee der äußeren Lage ihre Blumen und Blüten und den ganzen Frühling trieb. Jetzt ist der Schnee fort, aber der Frühling auch." Bei der Schilderung der engen Kleinwelt des elterlichen Pfarrhauses und seines Heimatdorfes, bei der Beschreibung seiner bescheidenen Jugendfreuden klingt immer das heimlich stolze Bekenntnis durch: „Im schmalsten Beete ist ein Tulpenbaum zu ziehen, der seine Blütenzweige über den ganzen Garten ausdehnt." Die süße Wehmut, die oft mit Scherz und Laune vermischt seine Aufzeichnungen erfüllt, klingt dann zitternd aus in der Schilderung seines ersten Abendmahlgangs mit seinen mächtig wogenden Gefühlen; erhabene Weihestunden, die zugleich den Abschied von der Kindheit bedeuten: „Die ganze Erde blieb mir den ganzen Tag ein aufgedecktes, unabsehliches Liebesmahl, und das ganze Gewebe und Gespinste des Lebens stand vor mir als eine leise, sanfte Wind- oder Ätherharfe, welche der Atem der Liebe durchweht." So beschreibt der Dichter dieses Lenzfest des Herzens, das ihm noch oft in den späteren Jahren nach seinem eigenen Bekenntnis, ähnlich wie die ganze taufrische Morgenzeit der Kindheit, wie ein ruhiger, heiterer Sabbat vor der Seele stand.

Ganz in Jean Pauls Bahnen wandelt Bogumil Goltz mit seinen Erinnerungsbüchern. Auch bei ihm mischt sich feinfühlige, scharfäugige Beobachtung mit einer schwärmerisch wortreichen Überschwenglichkeit, und tolle Luftsprünge der Laune wechseln mit bunten, prasselnden Feuerwerken des Geistes. Überall sieht er im Kinder- und Jugendleben Wunder über Wunder, kommt aber nur selten zu einer zusammenhängenden, abgerundeten Darstellung. Das Erstlingswerk von Goltz, sein „Buch der Kindheit", mit dem er 1847 an die Öffentlichkeit trat, ist im Grunde eine Sammlung von Skizzen aus der Kindheit, die nur lose, teilweise bloß durch die gemeinsame Grundstimmung miteinander verknüpft sind. Den Gedanken, den Goltz dabei immer wieder abwandelt, spricht er gleich im Vorwort gefühlvoll aus: „Es klingt ein Ton durch unser Leben, so hehr und heilig wie Harfen- und Orgelton: Es ist die Kindheit, die in der Seele des Menschen nachlebt, solange er nicht ganz entartet ist. O Kindheit, du süße Zeit, in dir ruht der Himmel auf Erden, denn die Kinder wohnen ja im Himmel und auf Erden zugleich, und mit den unsichtbaren Cherubsflügeln

ihrer himmlisch gefeiten Einfalt und Einbildungskraft unterhalten sie für ihre Eltern, ihre Lehrer und alle erwachsenen Menschen, denen die Engelsflügel ausgefallen sind, die Verbindung zwischen dem Oben und Unten, den Verkehr zwischen Ewigkeit und irdischer Zeit. Wer die Kindheit im Herzen wiederholt und bewahrt, der befestigt und orientiert sich in der Grundveste der Menschennatur, im idyllischen und himmlischen Zeitalter seines Lebens." In diesem Sinn und Geist erzählt dann Goltz von Kindersonntagen und Kinderreisen, von der Ankunft der Störche und vom Ausgraben der Kartoffeln, von der Poesie, die Holz und Nägel, die Heu und Stroh für das Kinderherz haben, von kleinen Ausflügen und Robinsonaden, von der ersten Stunde des Schulbesuchs, von Kinderskrupeln und Kinderdummheiten, vom Verkehr mit Haustieren und von der Berührung mit dem Volksleben, von Komödianten und Bettlern, von Pindeljuden und Urgroßtanten. Daneben finden sich in dem Buch der Kindheit Naturschilderungen von berückender Lebendigkeit und feinster Beobachtung, wie der Preis des Frühlings mit seinen Märzenwundern, seinem Aprilhumor und seinen süßen Maientagen, wo unser Herrgott wieder der alte Gott ist, der Himmel und Erde zusammengetraut hat wie im Paradies. Besonders tritt dann in dem Buch die Gestalt des eigenwüchsigen Vaters von Goltz lebendig heraus, und alles ist umwoben von einem starken Stimmungszauber, dem auch ein Hebbel nicht widerstehen konnte. Er schreibt über das Buch der Kindheit: „Von welcher Fülle der Poesie strotzt hier fast jedes Kapitel! Wenn es je einen Dichter gab, der den Pfad zum Paradies der Kindheit zurückfand, so ist es Goltz." Die schriftstellerische Eigenart von Goltz, die Hebbel an die Landsleute des Dichters, einen Hippel, E. Th. A. Hoffmann, Hamann, anknüpft, ist sicherlich nicht zum wenigsten auch von Jean Paul beeinflußt. Darin wird man auch durch das zweite selbstbiographische Werk von Goltz bestärkt: „Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen" (1865). Ist dieses Werk einheitlicher und zusammenhängender als das Buch der Kindheit, so fehlt es ihm sowenig wie dem ersten an Fülle der Stimmung und bunter Mannigfaltigkeit der Schilderung. Besonders anmutig sind die Abschnitte des ersten Teils, wo eine Getreideausfuhr zur Winterszeit, eine Weihnachtsreise ins altpreußische Land und der Aufenthalt bei einem überaus bedürfnis-

losen, wunderlichen Landpfarrer in Westpreußen mit köstlichem Humor und reizender Frische beschrieben wird. Dann erfahren wir von der Liebe des Verfassers zu seiner Agnes und erhalten von seiner Braut wie seinen Schwiegereltern eingehend gezeichnete Bildnisse. Wenn die Geschichte dieser Liebe fast allzuviel Wort- und Gefühlsaufwand in Anspruch nimmt, so entschädigt Goltz immer wieder dazwischen durch seine sprudelnden und sprühenden Ergüsse, in denen seine Liebe zum einfachen Volk und seine Abneigung gegen ein anspruchsvolles Kulturtreiben mit seinen Zweckbeflissenheiten kräftig durchbricht. Zudem betätigt sich seine Kunst launiger Kleinmalerei in reizenden Bildern, wie der Beschreibung des kosakischen Eß- und Schreibkünstlers, der polnischen Frauen usw.

Sind die Jugenderinnerungen von Jean Paul wohl deshalb nicht recht bekannt und volkstümlich geworden, weil er sie in seinem Wuz, Firlein und anderen Idyllen längst vorweggenommen hatte, so werden die selbstbiographischen Werke von Goltz wohl deshalb mehr gerühmt als gelesen, weil viele seine Überfülle, seine Formlosigkeit, seine abspringende Art abschreckt. Beiden tritt hinter ihren Stimmungen, Betrachtungen und Ergüssen das Tatsächliche des Lebens, das Knochengerüst der eigentlichen Begebenheiten, allzusehr in den Hintergrund. Das schillernde Farbenspiel der Stimmungsmalerei verwischt die Umrisse und Linien der Wirklichkeit. Wenn Wilhelm von Kügelgen mit seinen Jugenderinnerungen eines alten Mannes (1870) und Ludwig Richter mit seinen Lebenserinnerungen eines deutschen Malers (1885) zu Lieblingen des deutschen Hauses und der deutschen Familie geworden sind, so danken sie das in erster Linie dem Umstand, daß sie mehr auf dem Boden der Wirklichkeit geblieben sind, daß sie von ihrer Kindheit und Jugend zusammenhängend und übersichtlich erzählen, daß man ein klares Bild ihrer Umwelt und der Zeit, in der sie lebten, bekommt. Während es ihnen an Gemüt und Humor sowenig fehlt, wie einem Goltz und Jean Paul, halten sich in ihren Erinnerungen die Abschweifungen oder die Zwischenspiele des Humors und des Witzes doch in den gebotenen Grenzen und überwuchern nirgends die festen Grundlinien der Darstellung. Zwar ist in Kügelgens Jugenderinnerungen die Anordnung des Stoffs ziemlich lose, aber der führende Faden reißt nicht ab, und dadurch, daß der Verfasser scheinbar ein wenig „durcheinander" erzählt, gewinnt

sein Buch das muntere, buntscheckige Gepräge der Wirklichkeit. In Wahrheit ist es trefflich angelegt. Mit dem Fortgang der Erzählung steigert sich die Teilnahme für den Verfasser und die Seinen. Die Gestalten gewinnen immer festere Umrisse, und einzelne, wie der Vater, die Mutter, der originelle Pfarrer Roller von Lausa, werden dem Leser immer vertrauter. Dabei steigt das Dresdener Leben in den ersten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts anschaulich vor unsern Augen auf, und eine liebenswürdige Mischung von gesunder Munterkeit, heiterer Laune, unbefangener, warmherziger Frömmigkeit gibt dem Ganzen ein überaus anziehendes Gepräge. Selbst ein K. Hillebrand, dessen wählerischer Geschmack sonst für die Erzeugnisse eines lässig beschaulichen, aufs engumhegte Idyll angelegten Humors und Gemüts wenig übrig hat, macht aus seiner aufrichtigen Freude über dieses Buch kein Hehl. „Ein unendlicher Reiz, schreibt er, ist über diese Jugenderinnerungen ausgegossen. Sie sind geschrieben im reifsten Alter und durchwebt von der ironischen Milde, mit welcher der Greis am Schlusse eines schönen Lebens gerne auf die Kindheit zurücksieht. Durchweg ist die Sprache die gebildetste, der Künstler verleugnet sich nie. Mit den einfachsten Mitteln erreicht der Erzähler die größten Wirkungen; keine Spur von Affektation, Nachlässigkeit, Unruhe stört die Reinheit dieser Wirkung. Man kann sich denken, was die Geschichte eines Knaben vom sechsten bis zum achtzehnten Jahr bieten kann, und es gehört die verborgene Kunst sowie die ganze Frische und Lebendigkeit der Erinnerung dazu, um sie zu einer stets fesselnden Lektüre zu machen. Aber man lese diese Jugendeindrücke, man vernehme darin nicht allein das Echo der großen Kriegsereignisse, das vernehmlich im stillen Haus des Künstlers widerklingt, man sonne sich nicht allein an den Strahlen, die aus dem Auge der Gewaltigen, wie Goethe und Napoleon, auf den erstaunten Knaben fallen und haftenbleiben; nein, auch die Spiele, die Kinderfreundschaften, die Schulerlebnisse lese man. Alles steht so frisch und lebendig da vor uns, daß wir glauben, wir stünden wirklich an einem Hinterfensterchen und schauten dem Treiben der Kleinen zu auf dem Spielplatze, wo sie ganz unter sich, und sich unbelauscht wähnend, ihr heiteres Wesen treiben, welches das Leben des Mannes scherzend vorbedeutet. Dazu die Träumereien des herzigen Jungen, seine kleinen Enttäuschungen mit

Kummer und bitterem Herzweh, die liebende Ehrfurcht und Bewunderung vor den Eltern; alles hat etwas unschuldig Ideales und dabei gesund Natürliches, das zuweilen unendlich rührend wird. Einzelne Szenen gehören geradezu zu dem Vollendetsten, was unsere Literatur kennt, die nicht reich ist an unreflektiert gemalten Szenen und Gestalten; so die nächtliche Fußreise des Siebzehnjährigen mit der schmucken Pfarrerstochter, die ihr Brot mit ihm teilt. Wer dächte nicht unwillkürlich an Rousseaus Wanderung nach Turin, an gewisse Szenen Fieldings, ja Goethes! Dabei bietet nicht nur jede Seite abgerissen ein reizendes Genrebild; das Ganze hat eine einheitliche, beinahe dramatische Komposition. Der tragische Schluß, die Ermordung des Vaters, erweckt uns plötzlich aus den lieblichen Kinderträumen zur harten Wirklichkeit, und wir fühlen mit dem Erzähler, daß es von da an aus ist mit den heiteren Spielen einer glücklichen Jugend."

Kügelgen hat auf die Jugenderinnerungen der Folgezeit nachhaltig eingewirkt. Immer wieder begegnet man seinen Spuren wie denen eines Jean Paul, eines B. Goltz. Besonders deutlich tritt dieser Einfluß bei Ludwig Richters Selbstbiographie zutage. Gerade in der Zeit, da der Künstler, angeregt durch die Bitten der ihm Nächststehenden, seine Lebensgeschichte zu schreiben begann, erschienen Kügelgens Jugenderinnerungen. Dieses Buch des lieben, 1867 verstorbenen Freundes, mit dem er bis zuletzt ab und zu Briefe gewechselt hatte, frischte, wie der Sohn Richters bezeugt, durch die malerisch humoristischen Schilderungen des alten Dresdens, seiner Zustände und seiner Bewohner Richters eigene Jugenderinnerungen wieder auf, und gab zugleich Fingerzeige für Form und Behandlungsweise der angefangenen und unter solchen Anregungen recht liebgewordenen Arbeit. Daneben wurde Geist und Art der Richterschen Lebenserinnerungen noch zweifellos durch Jung-Stillings „Jugend- und Wanderjahre" sehr stark beeinflußt. In Rom hatte der junge Maler dieses Buch in der Künstlerbibliothek gefunden. „Ich nahm es, so erzählt er selbst, mit nach Hause, und wurde davon in hohem Grade gefesselt. Gerade hier in Rom mußte dies Stück echtdeutschen Volkslebens, so schlicht und herzenswarm erzählt, eine frappante Wirkung machen, mindestens war es bei mir der Fall. Heimatbilder, Menschen, Gegenden, Zustände waren hier mit einer Treue und Wahrheit vor

die Augen gestellt, daß jenes leise Heimweh, welches mich so oft in stillen Stunden beschlich, neue Nahrung erhielt. Noch mehr aber berührte der fromme Sinn des Buches eine wunde Stelle meines Herzens, deren Heilung mir immer dringender ein ernstes Bedürfnis wurde." Es folgt nun in Richters Erinnerungen die wunderschöne Erzählung von der entscheidenden Wandlung, die sein religiöses Leben während seines Aufenthalts in Rom durchmachte, jener Erzählung, die einen Höhepunkt des von dem Geist einer gemütvollen Frömmigkeit durchwehten Werkes bildet. Zugleich atmen diese Erinnerungen auch die schlichte Treuherzigkeit, die kindlich sinnige Lebensfreude, das wohlige Behagen an dem traulichen Kleinleben des Hauses und der Familie, die den Reiz von Richters Zeichnungen ausmachen. Wie köstlich schildert er das kleine Kaufmannsládchen der Großeltern mit seinem ahnungsvollen Duft nach Sirup, Ingwer und Johannisbrot, dem Bimmeln der Ladenglocke, der kaffeebraunen Schürze und der baumwollenen Zipfelmütze des Kaufherrn; wie wird uns das Leben und Treiben der deutschen Künstler in Italien während der zwanziger Jahre lebendig, und wie freundlich erzählt er von den Jahren, die 1827 bis 1847 für ihn in Dresden und Meißen verflossen. Über dem Buch, dem noch mehr als dem Werk Kügelgens ein zusammenhängender Fluß der Darstellung eigen ist, liegt ein Hauch von ruhigem Frieden und seelischer Reinheit, und der Geist, der es erfüllt, ist gut gekennzeichnet durch den Wahlspruch, der aus Goethes Wanderjahren entnommen, unter dem Bildnis des Verfassers steht: „Große Gedanken und ein reines Herz, das ist es, was wir uns von Gott erbitten sollten." Es ist wieder Romantik im besten und edelsten Sinne, die auch Richters Erinnerungen atmen, jene Romantik, die die Freude am warmen Herdfeuerglück ebenso umspannt wie die Sehnsucht nach der lockenden blauen Ferne, das wohlige Behagen am Engumhegten nicht minder als den Zug und Drang nach dem Unendlichen und Ewigen. Ludwig Richter sagt einmal vom deutschen Märchen: „Wer das Ohr auf diesen Waldboden niederlegt, der vernimmt das verborgene Rauschen eines verborgenen Quells, den Herzschlag des deutschen Volkes." In vieler Hinsicht gilt dieses Wort auch von den „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers", die wie Kügelgens Werk ein Lieblingsbuch der Deutschen geworden sind.

Den seither erwähnten Erinnerungen reihen sich im weiteren Verlauf des Jahrhunderts unzählige ähnliche Erinnerungsbücher an, unter sich unendlich verschieden in Ton und Anlage, aber im letzten Grunde durch den Stoff und Gegenstand nahe verwandt. Goethe bezeichnete es in seiner Besprechung von Johannes von Müllers eigener Lebensbeschreibung als Hauptaufgabe der Selbstbiographie, „gute, wackere, jedoch für die Welt im Großen unbedeutende Menschen, als Eltern, Lehrer, Verwandte, Geschwister, Gespielen namentlich vorzuführen". Dieser Aufgabe kommen vor allem die Kindheits- und Jugenderinnerungen im weitesten Umfange nach. Welch lange Reihe von seltsamen und ehrwürdigen Charakterköpfen bilden vor allem die Väter der verschiedenen Verfasser, die bald gleich dunkeldrohenden Schatten, bald als freundliche Schutz- und Schattenspender, bald als die festen Säulen, die der Familie Stütze und Halt verleihen, in die Jugend ihrer Söhne und Töchter hereinragen. Von all den vielen wackeren Vätern, die so vor dem Auge der Nachwelt vorüberziehen, sei nur einer genannt, der eisenfeste, straffe Vater K. Immermanns, den wir aus den trefflichen, leider bruchstückhaften „Memorabilien" (1840—1843) des Dichters kennenlernen. Sein kraftvoll umrissenes Bild macht neben der launig gezeichneten Gestalt eines wunderlichen Oheims, neben dem Bildnis des Dichters Grabbe und der anschaulichen Schilderung der Zustände in Magdeburg nach der Schlacht bei Jena den Hauptreiz dieser frisch und lebensvoll geschriebenen Aufzeichnungen aus. Wenn die Erinnerung an die Väter bei den Kindern manchmal getrübt ist durch unfrohe Eindrücke aller Art, so klingt fast durch alle Jugend- und Kindheitserinnerungen mächtig und in vollen Tönen das hohe Lied von der Mutter hindurch. Von wieviel treuer, sorgender, frommer, sanfter, kluger, tatkräftiger, duldender Mutterliebe wird uns hier Kunde. Ja selbst da, wo man, wie in den lose aufgereihten, mit viel Farbe und Frische hingesetzten „Bildern aus meinem Leben" der Pfarrfrau Charitas Bischoff (1912) von einer Mutter liest, die zuzeiten über botanischen Studien und gelehrten Reisen monate- und jahrelang ihr Kind zu vergessen schien, und das kleine, gefühl- und phantasievolle Mädchen inzwischen fremden Menschen überließ, selbst da verrät die Verfasserin keine Zweifel an der Liebe der Mutter, und nur der Leser kann sich eines Befremdens nicht

erwehren über dieses etwas ungewöhnliche Gehaben. Den meisten Verfassern von Kindheitserinnerungen ist es doch aus der Seele gesprochen, was Goltz schreibt: „Solange die Mütter noch Mütter bleiben, solange sie noch heilig gehalten werden, solange die Kindheit noch ihrer Liebe, noch ihrem Schirm und Schutz anvertraut bleibt, so lange bleibt auch das Menschentum obenauf und die Natur in siegreichem Kampfe gegen Unnatur und Unmenschlichkeit. Soweit hinauf wie mein Gedächtnis reicht, ist auch die stillgeschäftige Gestalt der Mutter mit der sprechenden Liebesgebärde, mit den sanftblickenden Augen und der liebetönenden Stimme um meine Kindheit besorgt. Sie ist mein überall geleitender Schutzengel, der meinen Bedürfnissen abhilft, meine Wünsche erfüllt, sie ist die im Heiligenschein verklärt bleibende Gestalt meiner kindlichen Einbildungskraft."

Neben den Eltern graben sich dann vor allem die Gestalten der Großeltern dem Gedächtnis ein, sowie die Persönlichkeiten alter Basen, Tanten und Onkel, die von einer vergangenen, andersartigen Welt der verwunderten Jugend Kunde geben, wie die Tante Pfarrerin im „Witwenstüblein", die wir aus den gemütvollen Jugenderinnerungen des Schwaben Hermann Kurz kennen, wie die originelle, freundliche Großtante mit der lavendelduftenden Vergangenheit in den liebenswürdigen Kindheits- und Jugenderinnerungen, die G. von Putlitz unter dem Titel: „Mein Heim" (1885) herausgegeben hat. Auch so manche eigenwüchsige Pfarrers- und Lehrersgestalt tritt uns in den Werken dieser Art entgegen, die sich unauslöschlich dem Gedächtnis des Lesers einprägt, wie der köstliche Pfarrer Roller Kügelgens, ein Seitenstück zu dem westpreußischen Pfarrersoriginal in dem Jugendleben von B. Goltz, wie der milde Priester und die liebevoll und lebendig gezeichneten Erzieherinnen im Elternhause von Marie Ebner-Eschenbach, die die Dichterin in ihren feinempfundenen biographischen Skizzen: „Meine Kinderjahre" (1906) eingehend schildert. Und daneben welch reiche Galerie von oft wunderlichen Nebengestalten, die die Phantasie des Kindes vielfach mehr beschäftigen als die Nächststehenden: alte Ammen und Kinderfrauen, treue, greise Diener, Freunde und Bekannte des Hauses. Gerade solche Charakterköpfe geben häufig dem Gemälde einer Jugend Fülle, Reiz und Mannigfaltigkeit, wie dem liebenswürdigen

Erinnerungsbuch der 1850 geborenen Anna Malberg: „Aus dem Bilderbuch einer reichen Kindheit" (1906), das zugleich hübsche Bilder aus dem Berlin der 50er und 60er Jahre bringt.

Nicht minder lebendig wird in solchen Kindheits- und Jugenderinnerungen die ganze innere Welt des Kindes mit ihren bezeichnenden Stufen, Erlebnissen und Stimmungen: die unerschöpfliche Phantasie der Kinder und ihr erfindungsreicher Spieltrieb, ihr inniges Verhältnis zur Natur und die ersten tiefen Eindrücke der Poesie, das träumerische Gefühl der Zugehörigkeit zum Weltganzen und die ersten Regungen des Persönlichkeitsbewußtseins, die entscheidenden religiösen Erlebnisse des Kindesalters und seine ersten Zweifel und Ernüchterungen, die zarten Wonnen knospenhafter Liebesgefühle und die ersten beängstigenden Berührungen mit dem harten Ernst des Lebens. All das finden wir in den selbstbiographischen Aufzeichnungen dieser Art in strömender Fülle, in seiner ganzen Lebensechtheit, aus eigenstem Erleben heraus berichtet und zu Bildern gestaltet, die von einem Hauch sanfter Wehmut verschönt sind und in den hellsten Farben schimmern. Denn die Jugendeindrücke sind die tiefsten und nachhaltigsten und werden oft gerade im Alter wieder stärker und frischer. Da erzählt uns Jean Paul von den lerndurstigen Wurzeln seiner Kinderseele, die sich überall umherdrängten und krümmten, um zu erfassen und zu saugen. Er berichtet von den Uhren, die er verfertigte, und an denen das Zifferblatt die Hauptsache war, von seiner Sedezbücherei, die er sich aus den Abschnitzeln von seines Vaters Predigtmanuskripten verfertigte und in Schachteln aufstellte. B. Goltz schwärmt von seinem ersten Einlegemesserchen mit stumpfer eiserner Schneide mit zinnerner, grün, rot und gold gefirnißten Schale und den niedlichen kleinen Töpfchen, Schüsselchen und Kännchen, in deren Schönheiten er sich stundenlang vertiefen konnte. Marie Ebner-Eschenbach, die darin zahlreiche Vorgänger hat, schildert in packender Weise ihren ersten Kirchenbesuch mit seinen andächtigen Schauern, mit dem Entzücken, von dem ihr Herz beim Anblick der vielen Betenden, beim Orgelklang, bei der Verwandlung erfüllt wurde. Nicht minder lebendig wird uns in ihren Aufzeichnungen der wilde Sturm, den ein Lesebuch der Himmelskunde in ihrem kindlichen Gemüte anrichtet, da ihr zum erstenmal die Kleinheit der Erde und die Unermeßlichkeit der Welt schreckerregend in der

Seele aufdämmert. Daneben verstehen es die feinsten Beobachter, neben den handgreiflich faßbaren Erlebnissen auch die bloßen „Seelen von Geschichten, die in Träume und Nebel zerfließenden Erinnerungen, die Nachklänge von Lebensfühlungen, die inneren Gesichte und Dämmerungen" zart und ahnungsvoll wiederzugeben. Nicht minder lebendig tritt dem Leser vielfach auch das Bild des späteren Jugendalters entgegen mit seinen Lebensäußerungen und seinen Kämpfen. Wie anziehend weiß F. Ratzel, der Meister der Erd- und Völkerkunde, in seinen selbstbiographischen Aufzeichnungen „Glücksinseln und Träume" (1905) von seiner Sammelleidenschaft zu plaudern, die ihn von der Kindheit in die späteren Jugendjahre begleitete, die aus seiner Tischschublade einen Gerümpelschrank machte, wo alte Nägel und Hufeisen neben Kieselsteinen und Papierstücken lagerten. Wie verständnisvoll versteht es derselbe Beobachter, die Wonnen seiner einsamen Lesestunden zu schildern, wo das Gedruckte auf die jugendliche Seele wirkte wie ein Zauber, und ein erhebender Stolz das Herz schwellte, nun zu verstehen und zu wissen, was andere nicht verstehen und wissen. Ratzel stellt den vorwärtsdrängenden Bildungstrieb der Jugend ebenso ins Licht wie den Hang zum Nestmachen in Gartenecken und Dachkämmerchen, der sich so gern mit ihm verschwistert, und gibt in seinen Erinnerungen reiche Einblicke in die inneren Gährungen des Jugendalters.

Wenn zahlreiche Jugenderinnerungen in ein rosafarbenes Idyll umgeschminkt werden, so bekommen andere durch das Eingehen auf die jugendlichen Bildungs- und Weltanschauungskämpfe und durch die Schilderungen der zahlreichen äußeren Nöte und Hemmungen, die so manche Jugend beschwerten, ein geradezu dramatisches Gepräge. Wie versteht es der Bildhauer E. Rietschel, Rauchs großer Schüler, in seinen schlichten und einfach vornehmen Erinnerungen (1881) die Dürftigkeit und Not aufs eindringlichste zu vergegenwärtigen, die seinen Aufstieg so entbehrungsreich und schwierig machte. Ähnliche Bilder einer armseligen und kämpfereichen, von Nahrungs- und Bildungssorgen, von Hoffen und Verzweifeln tief aufgewühlten Jugend bieten die Selbstbiographie des rheinländischen Publizisten Johannes Weitzel (1771—1837): „Das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit" (1820/1821), ferner Heinrich

Zschokkes Selbstschau (1842), die auch sonst viel geschichtlich und psychologisch Bemerkenswertes in frischer, kerniger Darstellung bringt, — sodann die Erinnerungen des Bauerndichters aus dem Bregenzer Wald, Franz Michael Felder: „Aus meinem Leben" (1868), mit ihren teilweise ergreifenden Schilderungen von seinen unverdrossenen, rührenden Anläufen, sich aus der geistigen Enge seiner Heimat und Umgebung emporzuringen und mit der packenden Erzählung von dem plötzlichen Tod seines Vaters. Ihnen schließt sich Adolf Pichler an, der tiroler Dichter und Gelehrte, der auf eine ähnliche Jugend zurückblicken konnte und sie in seinen selbstbiographischen Schriften (Ges. Werke) beweglich, kraftvoll und fesselnd beschrieben hat. Den Werken dieser Art mit ihrem herbkräftigen Gepräge, mit ihrem Aufruf an alles, was von Kräften der Selbstbehauptung und Selbstbeherrschung, des Duldens und der Selbstverleugnung in der Seele schlummert, kommt ein besonders hoher, erziehlicher Wert zu, der auch durch die Beschreibung der mancherlei Irren und Wirren nicht geschmälert wird, die einer auf die eigenen inneren Hilfsquellen angewiesenen Jugend nicht erspart bleiben.

Neben solchen durch den Stoff bedingten Verschiedenheiten der Darstellung zeigen sich auch sonst in der Verarbeitung und Auffassung der Jugendeindrücke die mannigfachsten Abstufungen. Besonders häufig kehrt im Anschluß an Jean Paul und Goltz, teilweise in bewußter Anlehnung an ihr Vorbild, jene wehmutvoll süße Schwärmerei und jene gefühlvoll schwelgende Innigkeit wieder, die die Fluren der Kindheit wie ein Paradies durchwandelt, von dem der Alternde ausgeschlossen ist. Immer und immer wieder klingen wie Harfentöne die Worte des Rückert'schen Liedes wider von der Jugendzeit und von dem sel'gen Raum der Heimatflur. Am kräftigsten und echtesten lassen sich diese Töne da vernehmen, wo eine in ländlicher Einfachheit, Bescheidenheit und Naturnähe verbrachte Jugend dem Verfasser lockend herüberwinkt in geräuschvolle und in zermürbender Kulturarbeit verbrachte Mannesjahre, in denen der warmherzige Natursohn statt der Wirklichkeit nur den Schein findet und den Zusammenhang mit der Natur und allem echt Menschlichen zu verlieren droht. Ein Kulturkritiker wie H. Hansjakob hat diese Stimmungen stark und voll in dem besten seiner verschiedenen Erinnerungsbücher anklingen lassen, dem frischen, gemütvollen:

„Aus meiner Jugendzeit" (1880). Wie lockend stellen sich ihm hier seine Kindheit und sein Heimatstädtchen im Kinzigtal vor die Seele mit dem Elternhaus, der frommen Lenabas als dem Schutzengel seiner Jugend, mit den frohen Spielen und den ländlichen Festen seiner Knabenzeit. Nicht minder versteht es P. Rosegger, das Herz des Lesers zu erwärmen für die Waldheimat und die Lehrjahre des werdenden Dichters, für die einfachen, treuherzigen Menschen, die altväterischen Sitten, die sinnigen Gebräuche jener weltfernen Bezirke und Kreise, in denen er seine Jugend verbrachte. Ähnliche Wege ins Kinderland haben noch viele eingeschlagen, nicht bloß Dichter, auch Männer der Wissenschaft, wie der Philosoph Paulsen, der zeitlebens in seinem Fühlen der Dörfler aus Langenhorn und Nordfriese blieb, als den wir ihn aus seinen Erinnerungen „Aus meinem Leben" (1909) kennenlernen. Er hebt mit besonderer Wärme hervor, wieviel er seiner auf dem Lande und in ländlich-bäuerlichen Verhältnissen verlebten Kindheit verdankt.

Mit Paulsen ist schon der Übergang zu einer Gruppe von Jugenderinnerungen gegeben, die sich nicht mit einer empfindsam warmherzigen Ausmalung der Jugendeindrücke begnügt, sondern in Goethes Bahnen die Jugend als die keimhafte Vorbereitung des späteren Lebens und seiner Entwicklungen zu zergliedern bestrebt ist. Das kindliche Leben und Treiben erscheint hier als die sorgfältig und zusammenhängend geschilderte Vorstufe des späteren geistigen Lebens. Das Wesen der reifen Gesamtpersönlichkeit soll aus der Seele des Kindes erklärt werden, und von den Eindrücken und Gefühlen des Kindes werden zahlreiche Fäden zu den Werken und Taten des Mannes gesponnen. „So rühren tausend kleine Dinge und Vorkommnisse des wahren Lebens, die den Erwachsenen gänzlich kalt lassen, die er nicht einmal mehr sieht und bemerkt, dem Kinde, weil es noch frisch fühlt und weil ihm die Erdendinge neu sind, bis in die Seele." Daraus entstehen Erinnerungsbilder und Traumspiegelungen, die später die Grundlagen für entscheidende Lebensstimmungen und Beurteilungsweisen geben. Von solchen Auffassungen sind Fr. Hebbels Aufzeichnungen über seine Kindheit getragen, die durch ihre streng pragmatische Anlage, ihre sachlich sichtende, knapp zielstrebige Art vorbildliche Geltung beanspruchen können. In breiterer Anlage und loserer Ausführung, aber ungewöhnlich reich an liebevoll zusammengetragenem, sorgsam

und geistvoll verarbeitetem Stoff sind die schon mehrfach erwähnten Bruchstücke von Friedrich Ratzels eigener Lebensbeschreibung: „Glücksinseln und Träume", ein Werk, das zu den gehaltvollsten dieser Art gehört. Halb Wahrheit, halb Dichtung, halb eine reiche Sammlung von tiefgründigen Betrachtungen und Beobachtungen über Seele, Welt und Leben, halb sinniger Lebensroman mit sorgfältigster Schilderung der Hintergründe ist dieses Buch ein einzigartiges Zeugnis für das Bestreben des Verfassers, ein Stück Menschenleben und Natur mit den Wurzeln, dem Erdreich, dem frischen Hauch und Duft der Elemente, mit dem Äther und der himmlischen Symbolik, die drum gewoben ist, zur Anschauung und Empfindung zu bringen. In diese Reihe gehören auch die Kindheitserinnerungen des Schweizer Dichters Karl Spitteler: „Meine frühesten Erlebnisse" (1914). Sie umfassen nur Erinnerungen aus den vier ersten Lebensjahren, suchen die Beziehungen der frühesten Jugendeindrücke zu dem dichterischen Schaffen des Mannes nachzuweisen und die stärkere Empfindlichkeit des Kindes äußeren Eindrücken gegenüber, wie sein Sinnen und Träumen, als eine Vorwegnahme der dichtenden Phantasie und der schöpferischen Seelenkräfte auszudeuten.

Tritt bei den Jugenderinnerungen dieser Gruppe der Humor mehr in den Hintergrund, so wagt er sich, durch Kügelgens Vorgang ermutigt, in anderen Aufzeichnungen kühner ans Licht und gibt zahlreichen Erinnerungsbüchern ihre eigene Würze. Jean Paul schreibt in den Vorredebruchstücken zu seinen Jugenderinnerungen: „Ich will über alles in der Welt gern ernst sprechen, nur nicht über mich. Ohne alle Scherzhaftigkeit kann ich nichts über mich sagen." Das ist der Wahlspruch, der unsichtbar über vielen Kindheits- und Jugenderinnerungen steht. Hierher gehören vor allem Theodor Fontanes: „Meine Kinderjahre" (1894) mit der Fortsetzung: „Von Zwanzig bis Dreißig" (1898). Er bewährt sich hier nebenbei vor allem auch als ein Bildniskünstler, der strenge Sachlichkeit und Wahrheitsliebe mit vornehmer Ritterlichkeit zu vereinigen versteht. Die weitverbreitete, gutgemeinte, flaue und höchst langweilige Schönfärberei in der Zeichnung der Menschen und Verhältnisse ist ihm fremd. Allein das wohlgelungene Bildnis, das er in seinen Kinderjahren von seinem Vater entwirft, einem echten Gascogner von sehr problematischem Cha-

rakter, aber viel Gutherzigkeit, rückt dieses Buch in die Reihe der besten Erinnerungsbücher. Die anmutige Plauderkunst des Dichters läßt hier der kindlichen Liebe und Verehrung, dem überlegen spielenden Humor und der nichtsverhehlenden Wahrhaftigkeit gleichermaßen ihr Recht wiederfahren, ähnlich wie nachher bei den sorgfältig und eingehend gezeichneten Charakterbildern der Genossen vom Tunnel an der Spree und der Kreuzzeitungsleute. Auch sonst aber zeugt die Darstellung durchweg von köstlicher Laune. Als ein Buch voll feinen Humors, das zugleich von dem schwäbischen Kleinleben der Biedermeierzeit ein treues Bild gibt, seien die „Jugenderinnerungen" des schwäbischen Dichters und Oberhofpredigers K. Gerok (1875) genannt. Er hat mit sicherem Takt den rechten Ton getroffen, und mit seinen Berichten aus der Kinder-, Schüler-, Studenten-, Stadtvikars- und Repetentenzeit ermüdet er ebensowenig, wie der aus Karlsruhe gebürtige Berliner Oberhofprediger Emil Frommel mit seinen launigfrischen, warmherzig munteren selbstbiographischen Plaudereien und Erzählungen wie: „Aus dem unteren Stockwerk" und „Aus goldenen Jugendtagen" (Ges. Schriften). Wo neben dem Humor die Schilderung der Hintergründe lebendig und kulturgeschichtlich bedeutsam ist, da entstehen besonders reizvolle Werke, die in die Nähe von Kügelgens und Richters Büchern gehören. Wer möchte in unserem Schrifttum Justinus Kerners „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" (1849) missen, mit seinen barock putzigen Miniaturbildern aus dem schwäbischen Rokokoversailles Ludwigsburg, wo sich altwürttembergische Enge und Steifheit mit buntscheckigem Abenteurertum und glanzvollem Hofleben so wunderlich mischte. Wer möchte von F. Reuters Werken die liebenswürdigen Plaudereien „Meine Vaterstadt Stavenhagen" (1861) entbehren! Und wenn die Jugenderinnerungen des hessischen Erzählers Heinrich Joseph König (Auch eine Jugend, 1852), die von Th. v. Bernhardi (Jugenderinnerungen, 1893), von Therese Devrient (Jugenderinnerungen, 1905), von Tony Schumacher (Was ich als Kind erlebte, 1900), von dem Literarhistoriker Adolf Bartels (Kindland, 1914) noch immer dankbare Leser finden, so geschieht es vor allem wegen der lebensvollen Zeichnung der Umwelt und der ganzen Lebensluft, in die diese Aufzeichnungen versetzen. Bei König wird uns die dumpfe, schwüle Luft lebendig,

die um die Wende des 18. Jahrhunderts in den geistlichen Fürstentümern herrschte. Bernhardi führt uns vor allem die Gestalten der Romantiker, mit denen er durch seinen Oheim Tieck in Berührung kam, vor Augen samt ihrer ganzen Gefühls- und Stimmungswelt, gegen die er sich schon frühe auflehnte. Therese Devrient läßt uns in das Hamburger und Berliner Leben der 30er und 40er Jahre hineinblicken und gibt manch anziehenden Zug jüdischen Familienlebens aus ihrem Elternhaus. Tony Schumacher schildert die spätere Entwicklung ihrer Heimatstadt Ludwigsburg, wo im 19. Jahrhundert das Hofleben der Herzogszeit dem Treiben einer württembergischen Garnisonstadt der Biedermeierzeit Platz gemacht hatte, und gibt in ihren Erinnerungen ein reizvolles Seitenstück zu Justinus Kerners Bilderbuch. A. Bartels sucht in seinem Buch ein möglichst allseitiges Kulturbild von Hebbels Heimat zu geben, die auch die seine war.

Der Ton, der für die Beschreibung der ersten Lebensjahre und der Jugendzeit der angemessene war, läßt sich in vielen Fällen für die Schilderung des späteren Lebens nicht festhalten. So brechen viele Selbstbiographien mit dem Abschluß der Jugendjahre ab. K. Gerok hat sicherlich vielen aus der Seele gesprochen, als er am Schluß seiner Jugenderinnerungen schrieb: „Das Tagewerk des Mannes ist kein Gegenstand der Unterhaltung, die äußere Berufsarbeit ist zu einförmig, das innere Geistesleben zu ernst für das leichte Spiel der Feder. Zeiten, Personen, Verhältnisse, die in die Gegenwart hereinreichen, können nicht so harmlos besprochen werden wie das, was man um ein Menschenalter und länger hinter sich liegen hat. — Das Kind, den Knaben, den Jüngling konnte ich mir aus so weiter Zeitenferne als eine von mir losgelöste Persönlichkeit mit vollkommener Unbefangenheit schildern. Der Mann steht mir noch zu nahe. — Was mir bei meinen harmlosen Bekenntnissen die Feder geführt hat vom ersten bis zum letzten Kapitel, ist das Gefühl herzlichen Dankes: des Dankes gegen die Menschen, die mir im Leben freundlich gewesen, und des Dankes gegen Gott, der mich von Jugend an väterlich geführt hat." Gewiß hätten viele, die auch ihr späteres Leben in solchem Ton weiterzuerzählen unternahmen, besser das Beispiel Geroks befolgt. Manche haben jedoch den richtigen Ton gefunden. Der Rat Hebbels war ihnen maßgebend bei ihrem Unternehmen: „Wer sein Leben darstellt, der sollte, wie

Goethe, nur das Beschwichtigende und Ausgleichende, das Schöne und Liebliche, das sich auch in den dunkelsten Verhältnissen auffinden läßt, hervorheben und das übrige auf sich beruhen lassen." Fr. Schlegel spricht sich gelegentlich in seinen Fragmenten über den Geist aus, aus dem selbstbiographische Aufzeichnungen hervorzugehen pflegen: „Reine Autobiographien, führt er aus, werden geschrieben, entweder von Nervenkranken, die immer an ihr Ich gebannt sind, wohin Rousseau mit gehört, oder von einer derben, künstlerischen oder abenteuerlichen Eigenliebe, wie die des Benvenuto Cellini oder von geborenen Geschichtsschreibern, die sich selbst nur ein Stoff historischer Kunst sind, oder von Frauen, die auch mit der Nachwelt kokettieren, oder von sorglichen Gemütern, die vor ihrem Tode noch das kleinste Stäubchen in Ordnung bringen möchten und sich selbst nicht ohne Erläuterungen aus der Welt gehen lassen können; oder sie sind ohne weiteres bloß als Plaidoyers vor dem Publikum zu betrachten." Friedrich Schlegel vergißt hier die große Zahl derer, die ihre Selbstbiographie aus einer mit sich selbst und mit der Welt versöhnten Friedensstimmung heraus geschrieben haben, wie das bei den meisten Verfassern von Jugenderinnerungen der Fall ist. Das Feierabendbehagen des Mannes, der rüstig geschafft hat, und nun Kindern und Freunden bei einem Gläschen Landwein, einen Blumenstrauß vor sich auf dem Tisch, von der Vergangenheit plaudert, liegt wie ein Goldglanz über zahlreichen Selbstbiographien des 19. Jahrhunderts, und diese Werke bilden eine besondere, mit den Kindheits- und Jugenderinnerungen nahe verwandte Gruppe. Nur einige Beispiele seien aus einer großen Zahl herausgegriffen. Da sind die Lebenserinnerungen J. Moleschotts, des bekannten materialistischen Naturforschers: „Für meine Freunde" (1895). Sie sind von einem Geist warmer Dankbarkeit durchweht, der freilich einen häufig allzu salbungsvoll priesterlichen Ausdruck gefunden hat, und tragen den für den ganzen Ton des Werkes bezeichnenden Wahlspruch:

Viel nehmen kann das Schicksal
Und viel geben,
Es reitet schnell.
Ich binde Freud und Leid zum Denkmal,
Mein ganzes Leben
Ist Dankes Quell.

Da sind die 1896 verfaßten selbstbiographischen Aufzeichnungen des Kunsthistorikers Jakob von Falke. Wenn man mit ihm sein Leben durchwandert, so glaubt man, an der Seite eines freundlichen, dankbaren Menschen einen Gang durch eine blühende helle Landschaft zu machen. Da sind die Erinnerungsbücher des Sprach- und Religionsforschers Max Müller, des Sohnes von Wilhelm Müller, dem Sänger der Müllerlieder, besonders seine reichhaltige und anziehende Selbstbiographie: „Aus meinem Leben." Er will darin besonders auch junge Gelehrte, die sich durchkämpfen müssen, dadurch ermutigen, daß er sie sehen läßt, wie er ohne Vermögen, fremd im fremden Land eine Stellung erreichte, ohne je seine Unabhängigkeit zu opfern. Und mit ruhiger Genugtuung verrät er dabei seine Geheimmittel zum Erfolg: „Glauben an die Sache, der er seine Kraft widmete, und auf viele Jahre hinaus vollständiger Verzicht auf irdischen Erfolg." Hierher gehören ferner die reizvollen Lebenserinnerungen des Germanisten, Musikschriftstellers und Herausgebers der Allgemeinen Deutschen Biographie, Rochus von Liliencron: „Aus frohen Jugendtagen" (1902). Das Büchlein ist in seinem frischen Vortrag, seinem geschlossenen Aufbau, seinem freundlichen Humor eines der reizvollsten Werke dieser Art. Auch die anmutige Selbstbiographie des Theologen Adolf Harleß: „Bruchstücke aus dem Leben eines süddeutschen Theologen" (1872; Neue Folge 1875) ist hieher zu rechnen. Daß auch im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts der friedsame Geist nicht ausstarb, der aus derartigen Werken vernehmlich zum Leser spricht, ist zum mindesten kein unerfreuliches Zeichen. Wirkt er doch gelegentlich hinüber selbst auf das Gebiet der politischen Denkwürdigkeiten. So hat der preußische Regierungspräsident a. D. Gustav von Diest, der in den 60er und 70er Jahren im höhern preußischen Verwaltungsdienst stand und mannigfache Berührungen mit Kaiser Wilhelm, dem Kronprinzen, Bismarck und Manteuffel hatte, seinen „Erinnerungen eines alten Beamten" den bezeichnenden Titel gegeben: „Aus dem Leben eines Glücklichen".

Leicht schleicht sich freilich in die Aufzeichnungen dieser Art oft auch eine flaue Schönfärberei, eine geschwätzige Selbstgefälligkeit, eine gefühlvolle Hätschelung des Unbeträchtlichen ein. Temperamentlose Zahmheit und mattherziger Humor stehen der Wirkung

solcher gutgemeinten Aufzeichnungen oft genug im Wege, und dem Stoff des Erlebten fehlt es an jeder Durchseelung und Durchgeistigung. Das Zufällige, Gegenständliche überwuchert, und zu einer Darstellung, die das Einzelne, Persönliche zum Spiegel des Allgemeinen, Bezeichnenden umschafft, fehlt es dem Verfasser an der Kraft. Die Selbstbiographien sind häufig genug, die den Eindruck erwecken, als glaubten ihre Urheber, für die Aufzeichnung des eigenen Lebens sei die satte, zufriedene Stimmung der Verdauungsstunden eben recht. Für eine solche Aufgabe genüge ein Durchschnittsmaß wohlwollender Laune im Verein mit den schriftstellerischen Fähigkeiten eines Sekundaners. Daß ein nicht ganz gewöhnlicher Grad von Erzählergabe, von Schilderungskunst, von Gestaltungskraft notwendig ist, um eine auch für weitere Kreise lesbare Selbstbiographie zu schreiben, haben viele noch nicht erkannt, sonst wären nicht so oft die Selbstbiographien die schwächsten Hervorbringungen selbst von Persönlichkeiten, denen es sonst weder an geistiger Bedeutung noch an Darstellungsgabe fehlt. Um dem Stoff des Erlebten gegenüber freier und unbehinderter zu sein, um der Phantasie und dem dichterischen Gestaltungstrieb mehr Raum gewähren zu können, ziehen darum vielfach gerade die reichsten Persönlichkeiten, denen die Gabe eines tiefen und starken Erlebens verliehen ist, für die Darstellung ihres Lebens und ihrer Erinnerungen andere literarische Formen als die der Selbstbiographie vor. Besonders der autobiographische Roman bildet eine der Selbstbiographie nahverwandte Gattung erzählender Dichtung mit biographischem Einschlag.

Wenn Künstler und Schriftsteller, wenn Gelehrte und Fromme die Selbstbiographie als Werkzeug der Selbstdarstellung bevorzugen, wenn Memoiren und Denkwürdigkeiten hauptsächlich in den Kreisen der Höfe und der höheren Gesellschaft, der Politiker, der Staats- und Kriegsmänner gedeihen, so ist der *selbstbiographische Roman* als Form und Mittel der Selbstdarstellung ein Vorrecht des Dichters. Kaum irgendein literarisch wertvoller Roman, der nicht irgendwie Selbsterlebtes enthielte, denn damit seine Gestalten Blut und Leben gewinnen, muß ihnen der Dichter etwas vom eigenen Leben mitgeben; und damit seinen Schilderungen und Bildern die frische Farbe der Wirklichkeit nicht fehle, muß ihnen Selbstgeschautes in irgendeiner Form zugrunde liegen.

Dabei sind, wie Spielhagen in seinem Erinnerungsbuch: „Finder und Erfinder" (1890) überzeugend ausführt, meist die Jugend- und Kindheitserlebnisse der Dichter der Nährboden, aus dem seine Schöpfungen Lebenssaft und überredende Kraft saugen: „Wenn wir, schreibt er, die Älteren und Alten, durch das Leben Gewürfelten, durch die unzählige Wiederholung gegen den Reiz der Eindrücke Abgestumpften wissen wollen, wie Sonne und Mond scheinen, die Sterne flimmern, die Blumen duften, der Morgen heraufdämmert und der Abend herabsinkt, wie Pferde wiehern, wenn der Kutscher die Haferkiste öffnet, und Hunde bellen, wenn sie am Abend das Heranrollen des Wagens hören, der den Hausherrn zurückbringt, — wenn wir dies und tausend und aber tausend desgleichen wissen wollen, o glaubt doch nicht, daß wir aus unserem heutigen Empfindungsvermögen heraus die Fragen beantworten könnten! Es sind Weisheiten, Geheimnisse, die sich einzig und allein dem Kindergemüt erschließen und die wir jetzt, so gut es gehen will, nachstammeln. Wer, und erreichte er das Alter des Methusalem, vergäße jemals Miene und Stimme, Gestalt, Haltung und Gang, das Räuspern und Spucken seines Lehrers in der Serta. Dieser und alle, mit denen wir in der taufrischen Maienzeit unseres Lebens in Zu- und Abneigung, Liebe und Haß, überquellenden oder dumpf klopfenden Herzens des Weges zogen, sie waren uns die Repräsentanten der Menschheit und werden es uns in gewissem Sinne für immer bleiben: Die wenigen Gegenstände, auf die wir die zahllosen, folgenden Abwandlungen mit Leichtigkeit zurückführen, die paar festen Punkte, um die sich der Wirrwarr der späteren Erfahrungen schicklich kristallisiert. Deshalb wenn ihr den Dichter, der über seine Kunst wahrhaft nachgedacht hat, fragt, woher er seine Modelle nimmt, so wird er euch ohne langes Besinnen antworten: Die besten und ergiebigsten unbedingt aus der Jugendzeit, zu denen dann das spätere Leben noch einige, nicht eben viele hinzufügt, auf die ich mich nicht mit derselben Sicherheit verlassen kann." Wenn später dann Spielhagen noch darauf hinweist, wie die Herzens- und Freundschaftsverhältnisse der Jugendjahre immer die Quellen sein werden, aus denen der Dichter seine beste, innerlichste Kenntnis der Menschennatur schöpft, so sagt er mit diesen Betrachtungen nichts anderes, als was auch Schopenhauer ausspricht, wenn er bemerkt, daß die

Erfahrungen und Bekanntschaften der früheren Jugend nachmals die stehenden Typen und Rubriken aller späteren Erkenntnis und Erfahrung werden, gleichsam die Kategorien derselben, denen wir alles Spätere einordnen, wenn auch nicht stets mit deutlichem Bewußtsein.

Freilich ist keineswegs in allen Romanen gleichermaßen eigenes Leben und Erleben verwertet und verarbeitet, und von der großen Zahl erzählender Dichtungen dürften vor allem die Erstlingsromane besonders reich an selbstbiographischem Gehalt sein, denn junge Dichter haben noch nicht viel anderes zu geben als sich selbst, und das Bedürfnis sich, wie sie sind, zu geben, die Welt ihres Innern gestaltet ans Licht zu bringen, ist so mächtig in ihnen, daß der Dichter und der Held seines Erstlingsromans in sehr zahlreichen Fällen bis zu einem gewissen Grad ein und dieselbe Person sein werden. Sie sind das auch dann, wenn der Dichter die Gemütszustände, die er mit einem ganzen Drum und Dran von Vorstellungen, Gestalten und Hintergründen mächtig erlebt hat, mit einer Gestalt, einem Vorgang verschmilzt, der wie Jerusalem zu den Wertherstimmungen Goethes nur von außen hinzugekommen ist. In Goethes Werther vermögen wir diese Verschmelzung und den selbstbiographischen Gehalt des Romans noch in allen Grundzügen zu verfolgen. Starke selbstbiographische Einschläge weisen dann vor allem die zahlreichen Entwicklungs- und Bildungsromane unseres Schrifttums auf, die ja häufig, wenn auch nicht immer, zugleich Erstlingsschöpfungen sind. Sie stellen meist ein Jugendleben dar von den Tagen an, da sich das Kind zum Knaben, der Knabe zum Jüngling entwickelt, bis zu den Jahren, da aus dem Jüngling der Mann wird. Sie lassen den thumben Parzival aus der Hut des Elternhauses hinaustrotten, nach verwandten Seelen suchen, der Freundschaft und der Liebe begegnen, manches Glück versäumen und verträumen, das am Wege winkt, mit den harten Wirklichkeiten der Welt in Kampf geraten, bis endlich die Persönlichkeit unter mancherlei Lebenserfahrungen gereift, sich selber findet und ihrer Aufgabe in der Welt sicher wird. So erscheint in diesen Romanen die Jugendzeit als eine gesetzmäßige, zielstrebige Entwicklung. Jede ihrer Stufen hat ihren Wert in sich selbst und ist zugleich Vorstufe für die nächste, höhere. Die Mißklänge und Kämpfe des Lebens erscheinen als notwendige Durchgangspunkte der Persönlichkeit auf ihrem Emporsteigen zu Reife und Einklang,

und es gilt von dieser Gattung von Romanen, was Goethe von seinem Wilhelm Meister sagt: es liege diesem Werk das dunkle Vorgefühl zugrunde, daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm die Anlage von der Natur versagt sei, und doch führen alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hin, wie bei Saul, dem Sohn des Kies, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.

Es liegt auf der Hand, daß bei Romanen, die Kindheits- und Jugendentwicklung schildern, und die aus der Versenkung in das innere Leben und den Bildungsgang einer Einzelpersönlichkeit ihren Hauptgehalt schöpfen, selbstbiographische Einschläge besonders stark sein müssen, nur darf man dabei nie aus dem Auge lassen, daß Roman und Selbstbiographie eben doch sehr verschiedene Dinge sind. Wohl spielt auch bei der Selbstbiographie die Phantasie eine wichtige Rolle bei der Auswahl und Anordnung des Stoffs, wohl muß auch der Beschreiber des eigenen Lebens, der mehr geben will als eine seelenlose Photographie der Wirklichkeit, Getrenntes verbinden und Verbundenes trennen, beim einen länger verweilen und am andern rasch vorübergehen, die Ereignisse und Gestalten den Vorbildern alles Seienden annähern usw. Aber der Selbstbiograph ist dabei doch ein für allemal an die geschichtlichen Tatsachen gebunden, die er nicht ändern und fälschen soll, mag er sie noch so wirkungsvoll auswählen, anordnen und beleuchten. Der Romandichter aber fühlt sich an die geschichtlichen Tatsachen nicht gebunden. Wohl wird er zahlreiche selbsterlebte Einzelheiten in sein Werk aufnehmen, er kann auch wohl gelegentlich ein Zwischenspiel, einen Abschnitt seines Lebens ziemlich unverändert in seine Dichtung übergehen lassen. Meist dürfte sich auch die Entwicklung des Romanhelden in den Grundlinien decken mit der Grundrichtung, die das Leben des Verfassers einschlug, aber schließlich hat der Roman doch seine eigenen Gesetze. Er hat die tiefere Bedeutung und den höheren Sinn im Lebensgang seines Helden, in der Geistesart seiner Gestalten, in den einzelnen Erlebnissen und Ereignissen herauszuarbeiten aus dem Wust des Zufälligen und Gleichgültigen. Die Selbstbiographie muß eine Reihe von Personen aufführen, die mit dem Helden oft lange in Beziehung stehen, ohne doch auf seine Entwicklung Einfluß zu gewinnen, sie muß es um der geschichtlichen Genauigkeit, Zuverlässigkeit und Vollständig-

keit willen. Der selbstbiographische Roman kann unbedenklich solchen Ballast über Bord werfen. Die Selbstbiographie wird alle die Zufälligkeiten, die den Lebensgang des Helden stören, aber weder zu bereichern noch dauernd aufzuhalten und aus der Bahn zu werfen vermögen, wie Erkrankungen, Unfälle, Querzüge verzeichnen müssen; der Roman wird darauf verzichten können, wenn sie für das Gesamtbild nicht bezeichnend sind. Der Selbstbiograph wird sich versagen müssen, Verschiebungen und Umstellungen seines Stoffs vorzunehmen, der Romandichter wird es, wie Spielhagen in seiner Abhandlung über den Ich-Roman ausführt, so einzurichten wissen, daß die für die Entwicklung seines Helden wichtigen Ereignisse und Personen ihm immer am rechten Ort, zur rechten Zeit begegnen, daß ihm alle Dinge zum Besten dienen, nämlich zu der bestmöglichen Entfaltung und Betätigung seiner Eigenschaften und Tugenden, daß für ihn kein sinnloser, sondern nur ein sinniger Zufall besteht. Er nimmt vielleicht die Gestalt eines Bettlers an, ist aber die Göttin der Weisheit selbst, die ihren Liebling auf einem notwendigen Umwege zu dem vorausberechneten Ziele lenkt und leitet. Der Selbstbiograph kann manche Unterströmungen und Nebenströmungen im Leben seines Helden, manche mehr nebensächlichen Züge seiner Gestalten berichtend erwähnen, in einer kurzen Zwischenbetrachtung besprechen und erledigen; der Romandichter muß bestimmt begrenzte, klar umschriebene Bilder gestalten, die den Kern der Menschen und Dinge ins Licht stellen. Was der Selbstbiograph kurz berichten kann, muß der Dichter in Szene setzen, in voller Handlung vorführen. Kurz gesagt, auf dem Gebiet des Romans kann sich der Trieb der Phantasie zu weiterem dichterischem Ausspinnen und Ausgestalten der Wirklichkeit, zur freien Umformung gegebener Gestalten und Ereignisse nach bestimmten Urbildern, zur Betonung des Entscheidenden und zur Ausscheidung des Unwesentlichen und Gleichgültigen nach Herzenslust ausleben, ohne Tadel und Vorwurf wegen Entstellung der Wirklichkeit und Verdrehung der Tatsachen gewärtigen zu müssen. Der Dichter kann aus den gegebenen Lagen und Handlungen die idealen Folgerungen ziehen, die das Leben mit seiner Mannigfaltigkeit an Bedingtheiten nicht zu ziehen erlaubt. Dazu lassen sich bestimmte Lehrgedanken, die auf dem Grunde der Lebensbeobachtung erwuchsen, im Roman viel durchgreifender und eindeutiger ver-

folgen und durchführen, als in einer Selbstbiographie, die an die Zwei- und Vieldeutigkeit des wirklichen Lebens viel enger geknüpft ist. Endlich hat der Roman den großen Vorteil, daß er sich durch einen wirkungsvollen Schluß abrunden läßt, der dem Ganzen einen einheitlichen Klang, einen abschließenden Rahmen gibt, und daß in einer Dichtung all die Rücksichten wegfallen, die bei der selbstbiographischen Darstellung des eigenen Lebens fremde Empfindlichkeit wie eigenes Zartgefühl wünschenswert erscheinen lassen. Kann doch der Dichter jederzeit die, die sich von ihm bloßgestellt fühlen, darauf verweisen, daß sein Werk keine Wirklichkeitsdarstellung sei und sein wolle.

Bemerkenswert ist, daß die Umformung, die der Dichter mit der Wirklichkeit vornimmt, stets auch den Helden des Romans, also seine eigene Persönlichkeit betrifft. Beide können nie völlig gleichgesetzt werden. Wer darum ohne weiteres von Werther und W. Meister auf Goethes innere Beschaffenheit, von der Art des Grünen Heinrich auf G. Kellers Charakter, von Albert Einhart im „Auch Einer" auf F. Th. Vischer schließen wollte, wäre doch auf falscher Fährte. Wohl ist in alle diese Helden viel von des Dichters Blut und Wesen übergegangen, aber getreue Ebenbilder seiner Art sind sie niemals. Spielhagen weist in seinen Beiträgen zur Theorie und Technik des Romans treffend darauf hin, daß der Romanheld eine Lenk- und Leitbarkeit nötig hat, die auf die leisesten Einwirkungen nachgibt, denn nur so wird es dem Dichter möglich, ihn in so verschiedene Lebenslagen hinein und durch sie hindurch zu führen. Nur so kann die Seele des Helden das Bild der ganzen Welt in ihrer Vielseitigkeit widerspiegeln. Das Streben, in seinem Roman ein möglichst mannigfaltiges Weltbild zu geben, nötigt den Dichter, seinem Helden, auch wenn er dessen Urbild in natürlicher Gebundenheit, ausgesprochener Einseitigkeit, herber Schwerflüssigkeit vorfand, die möglichste Eindrucksfähigkeit und Empfänglichkeit, die leichteste Beweglichkeit und Biegsamkeit zu geben, weil er nur so zu der vielseitigsten Berührung mit der Außenwelt geschickt gemacht, ja gedrängt wird. Der Held des Romans schließt so, dadurch daß er sich rastlos in der Welt und in den verschiedensten Verhältnissen tummelt, dem Leser das Leben von den mannigfachsten Seiten auf. So hat diese Verschwommenheit im Charakter der Romanhelden, besonders der Helden von Entwicklungsromanen, in

einem inneren Gesetz des Romans seinen tieferen Grund und nicht in der Beschaffenheit des Modells, nach dem der Dichter arbeitete. Diese Umformung des Helden findet auch da statt, wo der Dichter die Form der Ich-Erzählung wählt und dadurch den Roman auch äußerlich noch mehr in die Nähe der Selbstbiographie rückt. Wohl bringt die Form der Ich-Erzählung für den Dichter starke Nachteile und Schwierigkeiten mit sich, besonders bei etwas verwickelter Handlung, wo es nicht immer leicht wird, die Allgegenwart und Allwissenheit des Ich-Helden glaubhaft zu machen und einleuchtend zu begründen, andrerseits aber bietet die Ich-Erzählung gerade für den Entwicklungsroman mit selbstbiographischem Einschlag unschätzbare Vorteile. Der Ich-Held kann seine persönlichen Ansichten und Meinungen ausgiebig mit einfließen lassen, ohne den Leser damit zu stören, ja ihm stehen Betrachtungen und Ergüsse wohl an; und um ein reichbewegtes Innenleben darzustellen, wird neben dem Brief- und Tagebuchroman die Ich-Erzählung die geeignetste Form sein und bleiben. Darum wird man beim Ich-Roman auch meist auf einen besonders reichen Selbstbiographien- und Bekenntnisgehalt rechnen können, denn der Ich-Erzähler hat außerdem noch den weiteren, für selbstbiographische Zwecke überaus schwerwiegenden Vorteil, daß er das Tempo und Zeitmaß seiner Erzählung je nach Bedürfnis verlangsamen oder beschleunigen kann. Dadurch ist es ihm möglich, über Zeiträume ohne erhebliche Ereignisse mit einigen berichtenden, zusammenfassenden Wendungen hinwegzugehen, ereignislose Jahre geschickt zu überbrücken, Nebensächliches bloß zu erwähnen und durch Ton und Ort der Erwähnung an den richtigen Platz im Gesamtbild zu stellen. Gerade für die Schilderung der Kinderjahre sind alle diese Möglichkeiten besonders wertvoll, und so ist es kein Zufall, daß die Ich-Erzählung besonders gerne für die Schilderung und Darstellung der Jugendentwicklung im Roman angewandt wird.

In der Tat sind die Literaturen aller Völker reich an solchen *verkappten und verschleierten Selbstbiographien*, oder wie Goethe sie nennt, an Pseudokonfessionen, die nicht als geschichtliche Urkunden im strengeren Sinne gelten können, aber doch viel Selbsterlebtes enthalten und in den Lebensgang, die Schicksale und das innerste Wesen ihrer Verfasser oft tiefere Einblicke gewähren als trocken berichtende Selbstbiographien

oder äußerliche Denkwürdigkeiten. Schon das Altertum kennt Sitten- und Abenteurerromane mit zweifellos starkem, selbstbiographischem Einschlag. Das Dunkel, das die Anfänge des Sittenromans in Spanien umgibt, hindert nicht, zu erkennen, daß der Schelmenroman vielfach selbsterlebte Abenteuer der Verfasser enthält. Ebenso dürften auch in Grimmelshausens Simplicius Simplicissimus wirkliche Erlebnisse des Dichters stark benützt sein. Dann läßt sich wieder bei Goethes Werther und Wilhelm Meister besonders deutlich nachweisen, wieviel von den Empfindungen und Erfahrungen beider Gestalten aus dem Eigensten des Dichters stammt. Auch die Entwicklungsromane Jean Pauls, L. Tiecks Sternbald, der Heinrich von Ofterdingen von Novalis, Hölderlins Hyperion u. a. gewähren zum mindesten in die Empfindungswelt dieser Dichter und in ihre Anschauungen tiefste Einblicke. Von dem Grünen Heinrich G. Kellers ist nach dem Zeugnis des Verfassers selbst „die eigentliche Kindheit, sogar das Anekdotische darin so gut wie wahr, hie und da bloß von der konfessionellen Herbigkeit Rousseaus angehaucht, obgleich nicht allzu stark". Dagegen sei die reifere Jugend des Grünen Heinrich zum großen Teil ein Spiel der ergänzenden Phantasie, und seien namentlich die beiden Frauengestalten gedichtete Bilder der Gegensätze, wie sie im erwachenden Leben des Menschen sich bestreiten. Jedenfalls schildert der Dichter überall, auch da wo er Selbsterlebtes gibt, mit der frei umformenden Überlegenheit des schöpferischen Dichters, der den Leser alles Sinnliche, Sicht- und Greifbare in vollkommen gesättigter Empfindung mitgenießen läßt. Dazwischen ist aber überall Wirkliches eingebettet aus den Erinnerungen Kellers, von der Schilderung des Hauses an, wo Keller seine Jugend verlebte, mit dem grünen Höfchen, dem Springbrünnlein, dem Vogelbeerbäumchen und dem Ausblick auf das Dach der Predigerkirche mit dem nadelspitzen Türmchen, bis auf den Bericht von dem Eindruck, den die Vorlesung über Anthropologie auf den jungen Künstler machte, oder die Erwähnung des schöngeistigen Briefwechsels mit einem Freunde, der die aus Zimmermanns Buch von der Einsamkeit aus dem Werther und aus Rousseau abgeschriebenen empfindsamen Stellen für eigenes Gewächs ausgab. Der Wirklichkeit entsprechen auch zahlreiche Züge der Dortchen-Schönfundepisode, der Berliner Erlebnisse Kellers zugrunde liegen.

Auch im neueren deutschen Schrifttum fehlt es nicht an Romanen, die teils Entwicklungs-, teils Ich-Romane, teils beides in einem sind. F. Spielhagen hat seine Selbstbiographie: „Finder und Erfinder" (1890) von Anfang bis zu Ende darauf hin angelegt, zu zeigen, wieviel in seinen ersten großen Roman: „Problematische Naturen" vom inneren und äußeren Leben des Verfassers hineinverschmolzen wurde. Otto Ernst erzählt in den drei Asmus' Semperbüchern die Geschichte seines Lebens in mehr oder minder engem Anschluß an die Wirklichkeit. Bekenntnisbücher wie Cäsar Flaischlens „Jost Seyfried" und Karl Hauptmanns „Einhart der Lächler" sowie andere lyrische Romane können mit den nötigen Vorbehalten ebenso hierher gezählt werden, wie die Jugendromane eines Emil Strauß, eines Hermann Hesse, eines K. Borromäus Heinrich, eines Hermann Anders Krüger, eines Hermann Wette u. a., die vielfach nichts anderes sind, als nur leicht umgeformte, dichterisch durchseelte und abgerundete Abschnitte aus der eigenen Jugend der Verfasser. Auch außerhalb Deutschlands finden wir im neueren Schrifttum der verschiedensten Völker Werke dieser Art in reicher Zahl. In die Knabengeschichte seines Copperfield hat Dickens, wie sein Lebensbeschreiber Förster nachweist, ganze Kapitel aus seiner angefangenen Selbstbiographie eingeschaltet, und auch die weiteren Stufen auf der Lebensbahn seines Helden waren dem Dichter durch seine Erlebnisse als Parlamentsstenograph, Schriftsteller usw. vorgezeichnet, wogegen dann freilich Davids erste Ehe reine Erfindung ist und die zweite mit Agnes im Roman sich glücklicher zu gestalten verspricht, als des Dichters eigene verlief. Wieviel Multatuli in seinem Max Havelaar und seinen Abenteuern des kleinen Walter vom Eigenen dazugab, bedarf so wenig der Hervorhebung, wie das stark selbstbiographische Gepräge von Daudets Petit-Chose, und daß Tolstois „Lebensstufen" ein geschlossenes Bild von seinem geistigen Wesen, seinen Gemüts- und Seelenwandlungen geben, ist wohl ebenso ausgemacht, wie die selbstbiographische Bedeutung der großen Bekenntnisse Strindbergs: Der Sohn einer Magd, Beichte eines Toren, Inferno usw. Hier wie überall bei solchen Werken wird es meist schwer halten, Dichtung und Wahrheit, Erlebtes und Erfundenes sauber und unbestritten voneinander zu trennen, aber trotzdem möchten wir die Aufschlüsse

nicht missen, die sie über die Persönlichkeit ihrer Verfasser gewähren, ganz abgesehen von ihrem künstlerischen und dichterischen Wert. Eben vermöge dieser dichterischen Werte wirken die Romane dieser Art wieder vielfach auf die eigentliche Selbstbiographie zurück, indem sie den Beschreiber des eigenen Lebens anreizen, in seiner Darstellung nach geschlossener Rundung, künstlerischer Form, dichterischem Gehalt und sinnvoll bedeutsamer Urbildlichkeit zu streben.

Im vorstehenden mußte mehrfach über den Rahmen der Romantik und der Biedermeierzeit hinausgegriffen werden. Aber wenn auch viele der erwähnten Jugenderinnerungen und Selbstbiographien erst späteren Jahrzehnten entstammen, es ist doch der Geist jener windstillen Zeit, der ihnen ihr besonderes Gepräge gibt. Auch in dem gespannten Dunstkreis der vormärzlichen Zeit und den betriebsamen Jahren des raschen politischen und wirtschaftlichen Aufstiegs geht doch immer als Unterströmung eine Sehnsucht nach dem Glück eines einfachen, genügsamen, anspruchslosen, innigen Lebens her, und viele Selbstbiographien, Jugenderinnerungen, Denkwürdigkeiten auch im Zeitalter Heines, Bismarcks und Nietzsches sind aus dieser Sehnsucht herausgeboren. Die Romantik ist ja in Deutschland nicht mit dem Jahr 1830 gestorben. Die Freude am patriarchalischen Idyll, die Neigung, sich völlig in seine persönliche Gefühlswelt einzukapseln, der Geist kleinbürgerlicher Ruheseligkeit, die Leberecht-Hühnchenstimmungen, all diese Empfindungen und Gemütsverfassungen entfalteten sich zwar in den Jahrzehnten nach den Freiheitskriegen zu klassischer Ausprägung und spiegeln sich in den selbstbiographischen Aufzeichnungen dieser Zeit, sie verschwinden aber auch späterhin nicht aus dem geistigen Leben des deutschen Volkes. Immerhin ist diese Empfindsamkeit in mancher Hinsicht ein liebenswürdiger Zug deutscher Art, und man möchte in der Geschichte unseres Schrifttums die Erzeugnisse dieses Geistes in seinen mannigfachen Abstufungen nicht missen. Man hört immer gern zu, wenn das romantische Heimweh nach dem Kinderland, wenn die Sehnsucht nach einem stillen, sich selbst genügenden Dasein in munteren oder wehmütigen Weisen sich vernehmen läßt.

Siebentes Kapitel.

Kritik des Herkommens und Erweiterung des Gesichtskreises.

Die 30er und 40er Jahre brachten in Deutschland einen neuen Geist zur Herrschaft, der auch auf dem Gebiet der Selbstbiographie seine deutlichen Spuren hinterließ, sowie neue Formen und neue Inhalte schuf. Ein vorwiegend ästhetisches Zeitalter war abgelaufen und immer mehr drängten sich politische und soziale Bestrebungen in den Vordergrund. Heine schrieb in jenen Jahren: „Die höchsten Blüten des deutschen Geistes sind die Philosophie und das Lied. Diese Blütezeit ist vorbei, es gehörte dazu die idyllische Ruhe. Deutschland ist jetzt fortgerissen in die Bewegung. Der Gedanke ist nicht mehr uneigennützig, in seine abstrakte Welt stürzt die rohe Tatsache." Und ein anderer Wortführer der Zeit verkündet: „Es frommt nicht mehr, in stiller Abenddämmerung hinter Hollunderhecken seiner Flöte arkadisch-idyllische Klänge zu entlocken, nicht mehr in süßem Sehnsuchtsschmerz mit den Sternlein droben zu liebäugeln. Der Zeitgeist zuckt, dröhnt, zieht, wirbelt, pfeift in mir wie eine Wachtel und bläst die Kriegstrompete." In der Tat, der Zeitgeist blies die Kriegstrompete. Es sollte ein Ende gemacht werden mit allem Veralteten, Philisterhaften, Rückständigen, Kleinstädtischen in Staat und Kirche, in Sitte und Gesellschaft. Hinaus mit dem „Gemütskehrricht" war die Losung der Zeit. Das Pfahlbürgertum muß überwunden werden, in die dumpfe Stubenluft des deutschen Lebens soll der frische Wind einer neuen Zeit hereinblasen. Man war, wie Heine sagt, der altdeutschen Röcke und Redensarten müde und wollte sich in ein anderes Gewand kleiden, das nach modernen Mustern zugeschnitten war. So war der Geist der neuen Zeit eine Gegenwelle gegen die unpolitische, schöngeistige, empfindsame Haltung der vorangehenden Jahrzehnte. Man wendet sich vom Übersinnlichen zum Sinnlichen, man rüttelt an den hemmenden Schranken, die als Reste vergangener Zeiten der freien politischen, religiösen, gesellschaftlichen, menschlichen

Entwicklung im Wege stehen. Überall glühen die Köpfe von Reformgedanken und Reformplänen. Die Freiheit und Einheit des deutschen Volkes, die soziale Gerechtigkeit, die Befreiung der Frau, das sind die Sturmbanner, um die Kämpfer und Kämpferinnen sich scharen. Und je zäher die Anhänger des Alten an den überkommenen Ordnungen und Einrichtungen festhalten, um so eifriger suchen die Angreifer nach neuen Waffen im Kampf der Geister. Man zieht die fortgeschritteneren Nachbarländer im Westen, Frankreich und England zum Vergleich mit den heimisch zurückgebliebenen Zuständen heran, studiert ihre Verhältnisse an der Quelle und schildert ihr Leben, ihre Politik, ihr Schrifttum mit lockenden Farben. Man sucht die Gegner zu überraschen, zu blenden durch Spott und Hohn oder durch Witz und weltmännischen Sarkasmus zu entwaffnen. Allmählich entsteht so aus den Kämpfen der Zeit ein neues Persönlichkeitsideal. Die umhegte brave Bürgerlichkeit und häuslich stille Beschaulichkeit der Biedermeierzeit ist um ihre Geltung gekommen. Im Manne der Zeit soll sich die Hingebung an hohe Ziele und weltumspannende Ideale vereinen mit eifriger Regsamkeit im öffentlichen, tätigen Leben, weltbürgerliche Haltung soll Hand in Hand gehen mit hoher geistiger Kultur, rühriger Tüchtigkeit und keckem Kämpfersinn. Wie immer sind es nur wenige, die diesem Ideal nahekommen. Aber irgendwie finden sich seine Spuren bei allen, in denen der Geist der 30er und 40er Jahre lebendig war. Daß dieser vormärzliche Geist in seinen schönsten, duftereichsten Blüten wie in seinen Schwächen und Ausartungen sich auch in den Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten der führenden Geister spiegelt, ist so selbstverständlich wie die Tatsache, daß der Selbstdarstellung durch ihn neues Blut zugeführt wird.

In der Tat, neben die ruheseligen Jugend- und Kindheitserinnerungen, in denen die Romantik ihr Bestes auf dem Gebiet der Selbstbiographie gegeben hatte, neben die von gemütvollem Altersfrieden durchsonnten Rückblicke auf ein in sinnigem Biedermeierbehagen, in stiller geistiger Arbeit, in frommer Ergebung verbrachten Leben tritt jetzt die Selbstbiographie des geistigen Kämpfers, der in angespanntem Ringen mit den geltenden Gewalten in Familie, Staat und Kirche zürnend und höhnend, eifernd und spottend seine Persönlichkeit zu behaupten und durchzusetzen sucht. Dieses Ringen mit seinen Wagnissen und Opfern, seinen

Enttäuschungen und neuen Anläufen, seinen Niederlagen und Siegen, seinen Wunden und Triumphen gibt den Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten dieser Zeit etwas ungemein Bewegtes und Dramatisches. Dazu steht gerade bei den Besten auch der äußere Lebensgang unter dem Zeichen dieser Kämpfe. Bruch mit der Familie, gesellschaftliche Ächtung, Flucht aus der Heimat, Verfolgung und Gefängnis geben vielfach ihren Schicksalen ihr besonderes Gepräge, und nicht wenige schlagen später auf fremdem Boden für immer Wurzel, lernen das Leben anderer Kulturvölker kennen und tragen nicht wenig dazu bei, den Gesichtskreis des deutschen Volkes beträchtlich zu erweitern. Freilich sind nicht immer die erfolgreichsten Vorkämpfer des neuen Geistes auch die besten Beschreiber ihres eigenen Lebens. Von Heinrich Heines Memoiren haben wir nur traurig verstümmelte Bruchstücke. Sie lassen darauf schließen, daß diese Denkwürdigkeiten ein Werk voll Geist, Witz und Farbe geworden wären. Jedenfalls trifft Heine den lässig weltmännischen Ton feiner als F. von Dingelstedt, der den näselnden Aristokraten fast allzu absichtlich spielt und sich etwas zu sehr in einem übersättigt spöttischen Lebemannston gefällt. Immerhin versteht er in seinen „Münchener Bilderbogen" (1879) recht fesselnd von seiner Berufung an das Münchener Hoftheater, von dem großen Gesamtgastspiel daselbst i. J. 1854 und von den Machenschaften, die zu seinem Sturze führten, zu erzählen. Wenn Heine und Dingelstedt durch ihren Witz und Sarkasmus dem Zeitgeist huldigen, so ist in Gutzkows „Rückblicken auf mein Leben" (1875), die er seinen Erinnerungen „Aus der Knabenzeit" (1852) folgen ließ, der Kämpfersinn, der der Zeit eigen war, zu ätzender Säure geworden, die alles zersetzt und benagt. Die mißtrauische, gallige Gemütsart einer unglücklich veranlagten Natur macht diesen Lebensrückblick zu einem höchst unerquicklichen Buch. Niemand konnte sich ja von einem Gutzkow eine Selbstbiographie „mit Choral und Glockengeläute" versprechen, aber ein geringeres Maß von hämischen Kennzeichnungen und giftigen Anwürfen wäre dem Gesamteindruck des Werkes doch zugute gekommen. Auch Grillparzer hatte unter der eigenen Zwiespältigkeit, unter „der Zeiten Geißel, der Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist", mindestens ebensoviel zu leiden, wie Gutzkow, aber seine Selbstbiographie zeigt doch ein anderes

Gesicht. Sie ist vor allem wertvoll als Urkunde einer unausgeglichenen und in vielem höchst unglücklich veranlagten Natur und reich an Einblicken in die eigentümlichen Gesetze seines dichterischen Schaffens. Dem schwerlebigen Grillparzer gegenüber bietet E. Bauernfeld in seinen in die Gesammelten Schriften aufgenommenen, „Aus Alt- und Neuwien" betitelten Erinnerungen das Bild eines beweglichen, liebenswürdigen, plauderfrohen Österreichers und Wieners. Er schildert darin die vormärzliche Zeit und das Jahr 1848 mit all den Aufsässigkeiten des alten österreichischen Systems, unter dem vor allem auch die Welt des Schrifttums und das Theaterleben seufzte. Von dem allgemeinen Bild der Wiener Geselligkeit in jenen Tagen heben sich einzelne Gestalten besonders plastisch ab, denen Bauernfeld vor allem nahestand, wie Moritz Schwind, Franz Schubert, Nikolaus Lenau und weiterhin auch F. Grillparzer, F. Raimund, A. Grün. Durch die frischen und hellen Farben, mit denen die Bilder dieser Männer gemalt sind, wird auch im Leser ein Widerhall geweckt von der frohen beschwingten Stimmung, die ihre Freundschaft umschwebte. Es klingt etwas in diesem liebenswürdigen Buch, das an schlanke Geigentöne über blühenden Frühlingsgärten erinnert.

Auch ein Dichter wie Hoffmann von Fallersleben ließ sich durch die Ungunst der Zeit nicht aus der Fassung bringen. Seine Selbstbiographie (Mein Leben, 1868), ist freilich mehr breit als tief. Gutzkow hat sie in seiner unliebenswürdigen, aber in diesem Fall nicht ganz ungerechtfertigten Weise als ein Sammelsurium von Gelegenheitsgedichten, Tischtoasten und ausgeschnittenen Zeitungslobhudeleien bezeichnet. Nicht minder geben Gottschalls reizvolle Aufzeichnungen: „Aus meiner Jugend" (1898), Feodor Wehls etwas formlose Denkwürdigkeiten: „Zeiten und Menschen" (1889) Einblicke in die vormärzliche Welt, ihre Stimmungen und die Reihen ihrer Hauptvorkämpfer. Im besonderen das vormärzliche Berlin wird in den „Erlebnissen" von F. W. Gubitz (1786 bis 1870) lebendig, die nicht ohne kulturgeschichtlichen Wert sind. Sie dürften von den Schriften des rührigen, vielseitigen Verfassers, der es vom Schriftgießer und Holzschneider zum Professor an der Berliner Akademie brachte, die einzige sein, die auch heute noch Beachtung beanspruchen kann. Als Schilderer des Berliner Lebens

hat sich auch Julius Rodenberg, der 1831 geborene Begründer der Deutschen Rundschau, erfolgreich betätigt, er ist aber auch mit „Erinnerungen aus der Jugendzeit" (1899 und 1901) sowie mit Aufzeichnungen „Aus der Kindheit" (1907) hervorgetreten. Seine Anfänge reichen noch in die vormärzliche Zeit zurück, und als er während der 50er Jahre in London weilte, lernte er dort vor allem die Kreise der Verbannten, Kinkel, Malvida von Meysenbug, auch Freiligrath und andere kennen. Von diesen, sowie von den literarischen Gruppen im Berlin der 50er Jahre, dem Varnhagenschen Kreis, dem Dunckerschen Hause, den Leuten des Kladderadatsch entwirft er anmutig und mit zarten Aquarellfarben gezeichnete Bilder. Auch sonst sind diese Erinnerungen sehr reich an liebevoll geschauten Gestalten, die der geschmack- und taktvolle Verfasser mit seiner bewährten Feinheit lebendig zu machen versteht. Für Aufgaben dieser Art war die Begabung des Zeichners der „Bilder aus dem Berliner Leben" wie geschaffen. Die „Erinnerungen" (1882) des westfälischen Juristen und Demokraten Temme (1798—1881), des bekannten Verfassers spannender Kriminalgeschichten, geben dagegen frisch und temperamentvoll ausgeführte Bilder von den Zuständen der preußischen Rechtspflege in der vormärzlichen Zeit, von dem alten Vincke, dem volkstümlichen Oberpräsidenten der Provinz Westfalen und von Temmes eigenen Kämpfen mit der preußischen Regierung. Dagegen fesseln die „Lebenserinnerungen" (1886) eines andern Westfalen dieser Zeit besonders durch die Gestalt ihres Verfassers selbst. In Levin Schücking (1814—1883) paart sich die Vielseitigkeit und der weite Gesichtskreis eines weltaufgeschlossenen Geistes mit ungesuchter Natürlichkeit, Anspruchslosigkeit und Vornehmheit. Dazu gibt Schücking ansprechende und farbenreiche Schilderungen seiner Beziehungen zu Annette Droste Hülshoff, zum Freiherrn von Laßberg auf Schloß Meersburg, zu Freiligrath, Gutzkow und Heine, und erzählt vom Leben in der Schriftleitung der Augsburger Allgemeinen Zeitung ebenso fesselnd wie von den Zuständen in Rom während der liberalen Zeiten Pio Nonos, während deren er als Mitarbeiter der Kölnischen Zeitung in der Ewigen Stadt weilte. So gehören die Aufzeichnungen des westfälischen Dichters zu den liebenswürdigsten Denkwürdigkeiten jener Zeit. Auch Alfred Meißner schlägt in seiner Selbstbiographie „Geschichte meines

Lebens" (1884 und 1885), die bis 1856 reicht, ansprechende und frische Töne an. Er stellt sich als gewandter Plauderer und Erzähler dar, der auf Gedankenreichtum und Tiefe keinen Anspruch macht. Aber er weiß von den Größen des vormärzlichen Schrifttums in Deutschland, einem Moritz Hartmann, einem G. Herwegh ebenso anregend zu berichten, wie von den berühmten französischen Dichtern der Zeit, die er in Paris kennen lernte, einem Beranger, einem Dumas u. a. Die Kunst, von solchen Berühmtheiten in ihrer gewöhnlichen Umgebung bei einem gelegentlichen Besuch eine flotte Aufnahme zu machen, die alles Drum-und-Dran ihrer Erscheinung und ihre Persönlichkeit lebendig widergibt, übt Meißner mit großer Gewandtheit und sicherem Geschick. Er hat darin zahlreiche Nachfolger gefunden. Besonders wertvoll sind in seinen Aufzeichnungen die Abschnitte über Heine und Ludwig Feuerbach, die er aus nahem Verkehr kannte, wie denn auch die Heine-Erinnerungen Meißners (1856) ein hübsches, anregendes Büchlein von persönlichem Gepräge sind.

Immerhin blickt uns aus Heinrich Laubes „Erinnerungen", die in seinen gesammelten Schriften erschienen sind, eine erheblich stoßkräftigere und lebenstüchtigere Persönlichkeit entgegen, als aus Meißners Aufzeichnungen. Laube hat die rüstige Beweglichkeit und den tatenfrohen Unternehmungsgeist des Schlesiers, die wir in ähnlicher Weise bei dem „Vater der neueren deutschen Dichtung", Martin Opitz, bei dem König eines zählebigen Kunst- und Literaturzigeunertums K. Holtei, wie bei dem vielseitigen und fleißigen Politiker, Geschichtsschreiber, Dichter und Schriftleiter Gustav Freytag finden. Wenn Laube auch hin und wieder in seinen Erinnerungen einen etwas renommistischen Ton anschlägt und mit seiner Anpassungsfähigkeit, seiner rauh zupackenden Tatkraft, seiner unverwüstlichen Lebenszähigkeit oft an die Art eines derben Landsknechts erinnert, so versteht er doch da, wo seine Darstellung nicht allzusehr ins Strudeln und Hasten gerät, nicht bloß von Männern, mit denen er in Berührung kam, wie Aler. v. Humboldt, Varnhagen, Heine, dem Fürsten Pückler, sehr lebendige Bilder zu zeichnen, sondern auch seine Studentenzeit in Jena, Halle und Breslau während der Blüte der Burschenschaft und die politischen Verfolgungen, die ihn ins Gefängnis nach Berlin führen, packend zu

schildern. Man glaubt den rauhbeinigen Breslauer Burschenschafter deutlich vor sich zu sehen, wie er mit Kartenspiel und Fechtunterricht sich den nötigen Lebensunterhalt verdient, einen französischen Fechtlehrer kunstgerecht aus dem Feld schlägt und sich vor das Anerbieten gestellt sieht, die gutbezahlte Stelle eines Universitätsfechtmeisters zu übernehmen. Allerdings bewahrt den damals etwas Verwilderten ein richtiger Instinkt davor, dieses lockende Angebot anzunehmen und damit auf eine höhere Laufbahn zu verzichten. Von seinen Erlebnissen und Erfahrungen als Theaterleiter hat dann Laube in anderen Werken berichtet. Auch diese Tätigkeit, die sonst ihren Mann sehr rasch abnützt, hat seine burschikose Unverwüstlichkeit und Rüstigkeit nicht zu beeinträchtigen vermocht. Am Schluß seiner Aufzeichnungen schreibt er: „Im 75. Lebensjahr stehend, habe ich nicht mehr lange zu leben, und werde kaum mehr Bemerkenswertes erleben. Daß ich als zweifelvoller Kandidat der Theologie im öffentlichen Leben angefangen habe und als illusionsarmer Theaterdirektor in die Einsamkeit zurücktrete, das hat meine Seelenruhe nicht zerstört, sondern bereichert. Wir sind zum Arbeiten da und sind dazu bestimmt, uns abzunützen. Ob ich wieder anfangen möchte, wenn mir fröhliche Götter eine neue Jugend schenkten? O ja!" Auch in solchen Äußerungen spüren wir etwas vom Geist einer neuen, auf Eroberung der Wirklichkeit gerichteten Zeit, die sich von der sanften, sinnigen Gefühligkeit der Romantik entschlossen abwendet. Hatte sich Laubes Leben später vorwiegend im Bereich der Bühne abgespielt, so berührte Friedrich Wilhelm Hackländer die verschiedensten Lebenskreise, bis er als Ritter von Hackländer auf seinem Landsitz Leoni am Starnbergersee nach einem reichbewegten Leben die Augen schloß. Nicht umsonst hat er verfügt, daß seine 1878 aus seinem Nachlaß herausgegebenen Denkwürdigkeiten den Titel „Der Roman meines Lebens" tragen sollten. Denn in der Tat, es waren bunte, wechselvolle, abenteuerreiche Schicksale, die den vielgewandten Rheinländer auf die Höhen des Lebens emportrugen. Wenn er auch vielleicht in seiner Selbstbiographie mitunter Lichter aufgesetzt hat, um das Ganze noch lebendiger und augenfälliger zu gestalten, immer bleibt doch der Eindruck, daß man den ungewöhnlichen Lebensgang eines durch die Artung seiner Begabung und Persönlichkeit wie durch das Schicksal wunderbar begünstigten Glücksritters vor sich hat. Seine Auf-

zeichnungen umfassen den fesselndsten Teil seines aus völlig unsicheren und unhaltbaren Lagen und Verhältnissen rasch zu einflußreichen und beneideten Stellungen aufsteigenden Lebensgangs. Und die unverwüstliche Laune, die erstaunliche Leichtlebigkeit, die geistesgegenwärtige Gewandtheit, die Hackländer im Leben eigen war, kommt auch seinen Denkwürdigkeiten zugute. Er ist ein einnehmender Plauderer auch in seinen Erinnerungen, er beschwert sie in keiner Weise mit tiefsinnigen Betrachtungen oder weitgreifenden Gedanken, er hat auch hier wie bei seinen anderen Werken keinen höheren Ehrgeiz, als zur Unterhaltung seiner Leser beizutragen. Und das gelingt ihm prächtig. Im übrigen ist Hackländer mit seiner unruhigen Veränderungslust wie seiner kecken Respektlosigkeit gegenüber hergebrachter bürgerlicher Schwerfälligkeit ein echter Sohn der vormärzlichen Zeit.

Aber nicht bloß die Dichter und Schriftsteller reihen sich in die Kampfbataillone des Zeitgeists ein, auch die Männer der Wissenschaft wenden ihre Blicke von der Vergangenheit und ihren Taten der Gegenwart und ihren Aufgaben zu. Auch sie winden sich unter allerlei Kämpfen aus dem Bann einer ästhetisch-romantischen Weltanschauung los und greifen in das öffentliche Leben mit seinen Kämpfen ein. Für die meisten war dabei Hegel der Befreier. Das geht gerade auch aus den Denkwürdigkeiten und Selbstbiographien von Gelehrten der Zeit hervor. Von den vielen Werken dieser Art seien die warmherzigen und schlichten Aufzeichnungen von K. Rosenkranz genannt: „Von Magdeburg bis Königsberg" (1873), die bis zum Jahr 1833 reichen, ferner Arnold Ruges formlos breite Aufzeichnungen „Aus früherer Zeit" (1862—1867), die besonders von den Demagogenverfolgungen der Metternich'schen Zeit zu erzählen wissen, und die besonders Reiseeindrücke aus Frankreich und England enthaltenden „Rückblicke auf Personen und Zustände" (1836) von E. Gans. Wesentlich gehaltvoller, gewichtiger und geschlossener als die beiden letzten etwas form- und zwanglos hinerzählten Lebenserinnerungen stellt sich die Selbstbiographie von Rudolf Haym (1821 bis 1901) dar. Sie ist 1902 erschienen und „Aus meinem Leben" betitelt. Der Verfasser der „Romantischen Schule" und langjährige Herausgeber der Preußischen Jahrbücher geht darin seiner eigenen Persönlichkeit mit der gleichen, die wesentlichen Züge einer geistigen

Erscheinung erfassenden Kunst der Kennzeichnung und Darstellung zu Leibe, mit der er so manchen Dichter und Denker in seiner fest zufassenden, tief eindringenden Weise zergliedert hat. Die streng pragmatische Anlage des Ganzen hält den Leser bei der Sache fest und erhält seine Teilnahme für die wissenschaftliche, politische und menschliche Entwicklung des Verfassers rege. Man sieht, wie seine Weltanschauung von Hegel ausgehend immer mehr zur Selbständigkeit sich fortbildet, man blickt hinein in die Hochschulzustände, die politischen und publizistischen Bestrebungen der Zeit vor und nach 1848, man nimmt um so inniger an den Kämpfen des Verfassers gegen die politische Reaktion und gegen übelwollende Behörden teil, als dieser sein eigenes Verhalten stets mit strengster Selbstkritik begleitet. Man freut sich alles in allem an der guten Figur, die diese Gelehrtenselbstbiographie macht, im Gegensatz zu den kümmerlichen, stubenhockerischen, in der Selbstbeurteilung unsicheren Gelehrtenaufzeichnungen früherer Zeiten.

Besonders aber gibt die Selbstbiographie von G. Gervinus: „Gervinus' Leben, von ihm selbst" (1893), einen Einblick in die bezeichnenden inneren Kämpfe, die gerade das damalige Geschlecht durchzufechten hatte. Gervinus hatte seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" den Gedanken zugrunde gelegt, für das deutsche Volk sei jetzt die Zeit des Dichtens vorüber und die Zeit des Handelns gekommen. Es müsse von seinen ästhetisch-literarischen Belangen weg sich nunmehr dem politischen Kampfplatz zuwenden. In seiner Selbstbiographie will er nun zeigen, wie sein eigener Lebensgang, als ein Teil der Zeitgeschichte, diesem Gesetz unterstand. Mit strenger Forschermiene und dem Gewicht des Geschichtsschreibers sucht er darum in seiner Jugendgeschichte die Keime seines späteren Lebens, Charakters und Schicksals nachzuweisen, um dann im zweiten Kapitel jene entscheidende innere Wendung zu beschreiben, die seine persönliche Entwicklung zum Spiegel der allgemeinen Geistesbewegung macht. So schildert er in lebhaften Farben, wie er als Kaufmannslehrling besonders unter dem geistigen Einfluß der Schriften von Jean Paul einer schlaffen, flatterhaft zerfahrenen Schöngeistigkeit verfiel, die ihn zugrunde zu richten drohte. Der von seinen äußeren Verhältnissen Unbefriedigte versinkt immer mehr in die laue Flut schmachtender und weltschmerzlicher Gefühle

und Empfindungen, bis mit einem Male dem kränkelnden Gemüte die Wahrheit des Wortes aufgeht, daß nur Taten dem Leben Stärke, nur Maß ihm Reiz geben können, bis Gervinus die ästhetische Näscherei mit ernster Wissenschaft, die epikureischen mit stoischen Grundsätzen, die empfindsam romantische Wirklichkeitsverachtung mit rüstiger Betätigung im Leben vertauschte. In diesem Gang seiner inneren Entwicklung, der ihn dann später von der Wissenschaft noch zur Politik führte, sah der stets von praktisch-sittlichen Gesichtspunkten beherrschte Schüler Schlossers das Abbild der Bewegung, in der sich das ganze deutsche Volk aus dem Bann einer verweichlichenden, schöngeistigen, tatenscheuen Kultur loszumachen suchte. So fesselt diese Selbstbiographie nicht bloß durch ihren straffen, männlichen Ton, sondern vor allem durch den Nachdruck, mit dem die Darstellung dem Leit- und Grundgedanken unterstellt wird. Ist doch die Entwicklung, die Gervinus hier schildert, für Unzählige auch heute noch das entscheidende Jugenderlebnis.

Immerhin, wer in Denkwürdigkeiten eine große Bühne, bunte Trachten, wechselnde Szenen, zahlreiche Mitspieler, eine äußerlich bewegte Handlung sucht, der wird bei den Aufzeichnungen von Gelehrten meist wenig auf seine Rechnung kommen. Schon Goethe bemerkt zu Eckermann: „Das Leben eines deutschen Gelehrten, was ist es? Was daran Gutes sein möchte, ist nicht mitzuteilen, und das Mitteilbare ist nicht der Mühe wert." Reiches äußeres Geschehen, jähe und mannigfaltige Schicksalswechsel findet man viel eher in den Aufzeichnungen der Politiker, besonders in so bewegten Zeiten, wie es die Jahre vor, während und nach der Revolution von 1848 waren. Unter allen Denkwürdigkeiten von Politikern dieser Zeit ragen zwei mächtig über den Durchschnitt empor und reihen sich den besten Werken des deutschen Schrifttums auf diesem Gebiete an: Es sind die Denkwürdigkeiten von Julius Fröbel: „Ein Lebenslauf" (1890 und 1891), und die Lebenserinnerungen von K. Schurz (1911 ff.).

Der 1805 als thüringischer Pfarrerssohn geborene und nach einem bewegten Leben als Politiker und politischer Schriftsteller 1893 in Zürich verstorbene Julius Fröbel gehört zweifellos zu den fesselndsten Gestalten unter den Männern von 1848, und er hat, ein Beweis für seine ungewöhnliche Spannkraft, als 83jähriger seine bunten Schicksale und Odysseusfahrten in zwei

stattlichen Bänden so flott und anziehend beschrieben, daß man von der ersten Seite an in die lebhafteste innere Beziehung zu dem Verfasser tritt. Schon die Geschichte seiner Jugend setzt mit frischeren Tönen ein, als sie sonst Jugenderinnerungen wohl anschlagen. Fröbels Bildungslaufbahn riß früh ab, und so sah sich der mutige, geistig regsame, phantasievolle junge Mann dem Leben gegenüber, in dem er sich rasch einen Weg zu bahnen verstand. Die Tüchtigkeit, die Schmiegsamkeit, die Einfachheit in den Lebensbedürfnissen, die ihm jetzt oft zugute kam, hatte er außer der elterlichen Erziehung wohl vor allem dem Aufenthalt in der Erziehungsanstalt seines Oheims Friedrich Fröbel zu danken, deren rauhen, spartanisch-altdeutsch-burschenschaftlichen Geist er in dem Lebenslauf nach seinen Licht- und Schattenseiten lebendig und reizvoll schildert. Dann führt das Schicksal den jungen Fröbel in die Schweiz, wo er zuerst Lehrer, dann Verleger wird. Die Schilderung dieser Verlegerjahre mit ihren mannigfachen Erfahrungen gehören wiederum zu den Abschnitten der Selbstbiographie, die nicht bloß darstellerisch, sondern auch kulturgeschichtlich besonders anziehend sind. Man lernt hier die literarischen und politischen Gärungen der vormärzlichen Zeit an der Quelle kennen. Denn Fröbels „Literarisches Comptoir", das sich mit Herweghs Gedichten eines Lebendigen überaus glücklich eingeführt hatte, galt als der Verlag aller, die auf eine Änderung der politischen Zustände hinarbeiteten. Die Männer, die an der Spitze der Bewegung standen, die seltsamen Heiligen, die sich vielfach damals in der Schweiz zusammenfanden, die Liberalen des Vormärzes, die durch Lauheit und Eigennutz, durch Unklarheit und Eitelkeit oft genug ihre eigenen Bestrebungen durchkreuzten und lähmten, hat Fröbel in den betreffenden Abschnitten seines Werkes erschöpfend und drastisch gekennzeichnet. Damals entwickelte sich in ihm jene Stimmung, die dem Treiben der eigenen Gesinnungsgenossen mit kühler Ironie gegenübersteht und ihre Geschmacklosigkeiten und Menschlichkeiten als das erkennt, was sie sind. Allein ruhiges Gedeihen und Behagen lagen, wie Fröbels Biograph mit Recht hervorhebt, nicht in seinem Schicksal und nicht in seinem Temperament. Er macht nach einigen Jahren einen Strich unter seine Verlegertätigkeit und siedelt, große literarische Pläne wälzend, nach Dresden über, wo er bis zur Februarrevolution lebt. Und nun stürzt sich der sanguinische Pläne-

macher, den seine lebhafte Natur immer wieder zur Betätigung in der Öffentlichkeit drängte, in die politische Bewegung. Es ist aus der Geschichte des Jahres 1848 bekannt, wie er mit Robert Blum in Wien vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurteilt, aber vom Fürsten Windischgrätz begnadigt wurde. Gerade diese Ereignisse, an die sich allerlei Mißdeutungen und Legenden geknüpft hatten, behandelt Fröbel in seinen Aufzeichnungen besonders eingehend.

Nicht minder ausführlich sind seine Irrgänge und Irrfahrten in der neuen Welt, seine Versuche, sich in Amerika eine Existenz zu gründen, beschrieben, und diese Kapitel stellen wahre Fundgruben von lustigen, unterhaltenden und stimmungsvollen Episoden, Natur- und Kulturbildern dar. Nach der Rückkehr aus Amerika empfindet er zunächst gründlich, wie sehr er den europäischen Verhältnissen entfremdet war. Er hatte viel in der Neuen Welt gelernt, viele Täuschungen schwinden sehen und sich vor allem eine gründliche Abneigung erworben gegenüber den Schwächen der politischen Wühler, Verschwörer und Verbannten, ihre abenteuerlichen Träume, ihre Gesinnungsprotzerei, ihr kleinliches Ränkespinnen und ihre ärmlichen Eifersüchteleien. Zweifellos war er im Recht, wenn er seine ungewöhnliche Arbeitskraft und seine reichen geistigen Fähigkeiten nicht für aussichtslose Bestrebungen einsetzen wollte, sondern das Bedürfnis fühlte, praktisch zu wirken. Wenn er dabei in den 60er Jahren im Dienste Österreichs und später Württembergs und Bayerns vorwiegend für eine großdeutsche Triasidee Stimmung zu machen suchte, so mag das nicht für seinen politischen Weitblick sprechen. Er befreundete sich jedoch nach 1866 und 1870 rasch mit der neuen Lage und wurde 1873 Konsul des Deutschen Reiches in Smyrna, später in Algier. Während in der Schilderung der Jahre, da er für Österreich und in Stuttgart und München als Journalist tätig war, die Darstellung seiner Selbstbiographie dem Gegenstand entsprechend eine einheitliche, geschlossene Haltung vermissen läßt, gibt die Schilderung der Jahre in Smyrna und Algier runde und sorgsam ausgeführte Bilder, die in der ganzen Farbenfülle Fröbelscher Schilderungskunst strahlen. Wie sieht man in den Kapiteln, die die Smyrnaer Zeit behandeln, das levantinische Straßenleben in seinem ganzen buntgemischten Durcheinander von Abend- und

Morgenland vor sich!: „Gravitätisch altmodische, turbanbedeckte und blasse hohläugige, neumodisch feztragende Türken, welch letztere die Kultur bis aufs Mark beleckt hat; Griechen in ihrer wahren Nationaltracht und mit den finster zusammenlaufenden Brauen bei kokettem Gesichtsausdruck und Gange, ein Zwitterding von Räuber und Ballettänzer darstellend; halbwilde Sebegs mit einem ganzen Arsenal von Pistolen und Messern im Gürtel und ihrem barbarischen Aufputz, an nordamerikanische Indianer auf dem Kriegspfad erinnernd; türkische Frauen bis zur Unkenntlichkeit der menschlichen Gestalt verhüllt, wie wandernde Warenballen erscheinend; affenbeinige Neger als Lumpensammler die Schmutzhaufen durchwühlend; Juden als Verrichter anderer niederer Arbeiten, aber unter ihnen schöne, große, nicht selten blauäugige Männer; Lastträger türkischen oder kurdischen Stammes, deren staunenswerten Leistungen der Europäer mit ängstlicher Teilnahme zusieht; lange Reihen beladener Kamele, eines an das andere gebunden, zwischen denen man durchkriechen muß, um von einer Straßenseite auf die andere zu kommen, der ganze Zug mit dem Glockentiere an der Spitze, dem auf seinem Eselchen reitenden Führer durch enge Gäßchen folgend; Reiter und Fußgänger, Pferde und Esel, großes und kleines Schlachtvieh, Hunde und Katzen, Hühner und Enten; und zwischen dem Menschenvolk und Vieh elegante Herren und Damen nach der neuesten Pariser Mode gekleidet, Europäer und Levantiner, die Damen mit Schleppen von Seide und Musselin, den Boden kehrend. Das alles umtobt den Ankömmling auf seinem ersten Gang durch die Stadt, während türkische, griechische, armenische, kurdische, persische, arabische, spanische, italienische, französische, englische und deutsche Sprache in babylonischer Verwirrung sein Ohr trifft."

Wie Fröbel dieses Straßenbild als ein Stück flotter Freilichtmalerei hinsetzt, so beschreibt er auch das gesellschaftliche Leben in Smyrna und den Tätigkeitsbereich des Konsuls. In solchem Stil sind das ganze Buch hindurch die Schilderungen und Kennzeichnungen gehalten: in leuchtenden hellen Farben, voll Leben und Bewegung, und mit einem scharfen Blick für das Groteske, Phantastische, Abenteuerliche. Dabei gibt der spöttisch-sarkastische Ton, der Fröbel eigen ist, seinen Denkwürdigkeiten einen besonderen Reiz. Er verleiht

den Anekdoten, die er erzählt — und Fröbel hat ein glänzendes Gedächtnis für bezeichnende und witzige Anekdoten aller Art —, er verleiht den Bildnissen und Schattenrissen der Persönlichkeiten, denen er begegnet, er verleiht den Erlebnissen, die er berichtet, eine eigene Würze. Witz und Sarkasmus sind im Schrifttum der deutschen Denkwürdigkeiten und Selbstbiographien nicht allzu häufig anzutreffen. Die Werke dieser Art sind an den Fingern herzuzählen. So führten Sophie von Hannover und die Schwester Friedrichs des Großen eine scharfe Feder, und im 19. Jahrhundert gibt der materialistische Naturforscher Karl Vogt in seinen Erinnerungen „Aus meinem Leben" (1896) bei der Schilderung seiner Vaterstadt Gießen und der Zustände an der dortigen Hochschule im Anfang des 19. Jahrhunderts Bilder, die mit grimmigstem Humor und derbster Komik gezeichnet sind. In ganz ähnlichem Geist hat auch Robert von Mohl in seiner Selbstbiographie (1902) die Tübinger Hochschule und ihre Vertreter in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts mit wegwerfendem Spott und schonungsloser Schärfe geschildert. Fröbel ist weniger drastisch und derb, sein Sarkasmus ist nicht so ätzend und scharf, er klingt mehr an den in der deutschen Selbstbiographie so beliebten und verbreiteten, fröhlichen und befreiten Humor an, der mit den Dingen spielt ohne Galle und Bitterkeit, wenn er sich auch gerne darin gefällt, den Narren und Toren ihren anspruchsvollen Flitter vom Leib zu reißen. Dabei kommt ihm besonders seine gedrungene, weltmännisch knappe, federkräftige Sprache zugute, die um den bezeichnenden Ausdruck nie verlegen ist. So bemerkt er anläßlich der Bekanntschaft mit Byrons Dichtungen: „Die Aristokratie des Seelenelends hatte für meinen Ehrgeiz nichts Verlockendes". So schreibt er als Schriftleiter in München einem überschwenglichen Wagnerverehrer: „Wenn ich eingeladen gewesen wäre, dabei zu sein, als Gott Vater die Welt schuf, mein journalistischer Bericht über das doch immerhin beachtenswerte Ereignis wäre kühler abgefaßt gewesen, als der Ihrige schon über die bloße Generalprobe der Oper". So versteht er aufs anmutigste und scherzhafteste zu plaudern über die „erhabene und glänzende" Stellung eines levantinischen Konsuls, die wohl geeignet ist, einen dem Größenwahn nicht ganz unzugänglichen Kopf ein wenig überschnappen zu lassen. Und durch welch

reiche Galerie von Bildnissen aller Art führt den Leser ein Gang durch diese Denkwürdigkeiten! Von dem Prachtexemplar eines politischen Romantikers wie A. A. L. Follen an, der auf seiner Kaiserburg an der Limmat im Talarschlafrock und Barett den deutschen Kaiser spielt, bis zu F. Rohmer, der sich als moderner Messias fühlt und sich etwas darauf zugut tut, einem buddhistischen Götzenbild ähnlich zu sehen. Von Hoffmann von Fallersleben, der mit seinem derben, breitschultrigen Wesen auf die Winterthurer Lastträger einen so tiefen Eindruck macht, bis zu Lamartine, der bei einem Besuch Fröbels sich mit seiner Sekretärin und seinem Schreiber zu einem wohlberechneten, lebenden Bild aufbaut. Besonders aber versteht er es, den Narren und dunklen Ehrenmännern eine scharfe, nachdrückliche Abfertigung zuteil werden zu lassen. Wie köstlich verspottet er die geschwollenen Phrasen der Volksredner von 1848, die leere Eitelkeit der deutsch-katholischen Apostel, die Wichtigtuerei der europäischen Flüchtlinge in Amerika, die Geschmacklosigkeiten des deutschen Spießbürgertums, die seinem im Ausland geschärften Blick peinlich auffallen.

Es sei zugegeben, daß Fröbel die Bedeutung seiner Person und seines Wirkens mitunter überschätzt, daß seine Menschenkenntnis nicht immer auf der Höhe steht, daß die abspringende Beweglichkeit seines Geistes und seine rege Phantasie ihn zu keiner Stetigkeit und Nachhaltigkeit des Wirkens gelangen ließen, aber seinen Aufzeichnungen sind gerade jene letzteren Eigenschaften zugute gekommen, und was ihm fehlte, das besaßen andere seiner Zeit- und Kampfgenossen, vor allem Karl Schurz, der Befreier Kinkels und nachmalige amerikanische General und Senator, der Führer der Deutschamerikaner in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Wenn Fröbel noch so recht als der Sohn einer ästhetisch-künstlerisch angehauchten Zeit anmutet, der die Politik als vornehmer Liebhaber mit der lässigen Geberde des romantischen Ironikers treibt, so ist der 24 Jahre jüngere Karl Schurz trotz seines rasch pulsierenden rheinländischen Bluts schon viel mehr das Kind einer Zeit, die ruhig und nüchtern mit den Tatsachen rechnet, das Mögliche vom Unmöglichen scharf zu trennen versteht, und weniger auf Geist und Phantasie als auf klaren Wirklichkeitssinn und besonnene, zähe Tatkraft gestellt ist. Im ersten Band seiner Lebenserinnerungen, der bis 1852 reicht, also bis zu seiner Übersiedlung nach Nord-

amerika, schildert Schurz seine Kindheit und Jugend, den Ausbruch der Revolution von 1848, seine Teilnahme am badisch-pfälzischen Aufstand, seine Flucht aus Rastatt, die Befreiung Kinkels aus Spandau nebst der Flucht nach England, den Aufenthalt in Paris und den Abschied von der Alten Welt. Der zweite Band erzählt von den Erlebnissen in der neuen Heimat während der Jahre 1852—1870, und von der politischen und militärischen Rolle, die Schurz in diesem Zeitabschnitt spielte. Obgleich auch dieser Band des Fesselnden genug enthält, wie das erste Kapitel mit der Ankunft und den ersten Eindrücken in der Neuen Welt, wie die Schilderung der diplomatischen Tätigkeit, die Schurz nach Madrid führt, der Persönlichkeit Lincolns, der Kämpfe zwischen den Süd- und Nordstaaten, der berühmten Unterredung mit Bismarck bei dem Besuch in Deutschland, so liegt doch der Inhalt dieses Bandes trotz der zahlreichen Einblicke, die auch sonst die Aufzeichnungen in das innerste Wesen von Schurz gewähren, dem deutschen Leser ferne. Er ist auch nur mittelbar zum deutschen Schrifttum zu zählen, denn er ist von Schurz in englischer Sprache niedergeschrieben und erst nachträglich von den Töchtern des Verfassers ins Deutsche übersetzt. Übrigens gibt schon der erste Band ein klares, rundes Bild von Schurzens Persönlichkeit. An wahrhaft dramatischem Leben, an gedrungener Fülle des Inhalts, an gediegener, satter Ruhe der Darstellung ist der erste Teil des Werkes nicht zu übertreffen. Wie versteht es Schurz, seine Kinderzeit lebendig zu machen, und besonders in dem Großvater, dem „Burghalfen", einem Pächter der Graf Wolf-Metternichschen Güter in Liblar bei Köln, eine Gestalt zu zeichnen, die mit ihrer bärenmäßigen Naturkraft, ihrem breiten Behagen, ihrem unbestrittenen, wahrhaft patriarchalischen Übergewicht über die Umgebung in der Tat geeignet war, auf ein Kindergemüt einen tiefen Eindruck zu machen. Im übrigen zeugt die warme Hochschätzung und Verehrung, mit der Schurz über Eltern, Verwandte und Lehrer jederzeit spricht, von der treuen Zuverlässigkeit des Gemüts, die er sein ganzes Leben hindurch gegen Nahe- und Fernstehende bewies. Wie aufrichtig und herzlich kann er sich freuen, wenn er nach Jahren wieder einen Menschen trifft, der ihm einst einen Dienst getan. Zu den rührendsten Begegnungen dieser Art gehört das Wiedersehen mit seinem alten Lehrer Bone vom Kölner Gymnasium im Jahr

1888, wo Lehrer und Schüler in Ermanglung eines andern Trunks bei einem Gläschen Magenbitter, das das alte gebrechliche Männchen für den einstigen Schüler herbeischleppt, ihre Erinnerungen an die alte Zeit auffrischen. Als wertvolles Erbe seiner Erziehung im Elternhause würdigt er dann neben der reichen Anregung, die ihm durch den geistig überaus regsamen Vater, einen begabten Dorfschulmeister, zuteil wurde, besonders auch die Genügsamkeit, die er im elterlichen Hause lernte, wie den Verkehr mit der Natur und einfachen Menschen. Beides kam ihm in seinem späteren Leben mit seinen Wechselfällen und bei seiner politischen Laufbahn nicht wenig zu statten. „Ich schätze mich glücklich, schreibt er in seinen Erinnerungen, in einfachen, bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen zu sein, die den Mangel nicht kannten, aber auch nicht den Überfluß; die keine Art von Luxus zum Bedürfnis werden ließen; die es mir natürlich machten, genügsam zu sein und auch die kleinsten Freuden zu schätzen; die meine Genußfähigkeit vor dem Unglück bewahrten, durch frühe Sättigung abgestumpft zu werden; die ein sympathisches Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Armen und Niedrigen im Volk lebendig und warm erhielten, ohne das Streben nach höheren Zielen zu entmutigen." Noch als Gymnasiast in Köln kam er wochenlang mit der Summe von fünf Silbergroschen aus. „Der Besitz von zehn Groschen oder gar eines Talers gab mir das Gefühl von Reichtum. Auch wenn ich nichts besaß, was zuweilen der Fall war, kam ich mir dennoch nie arm vor. Ich gewöhnte mich daran, mir manchen Genuß zu versagen, den andere sich erlauben konnten, ohne mich selbst darum geringer oder vom Schicksal schlecht behandelt zu dünken, und besonders ohne die geringste Regung von Neid in mir aufkommen zu lassen."

Nach dem Abgang vom Gymnasium in Köln begann Schurz seine Studien in Bonn, wo er in der Franconia, der u. a. auch Spielhagen angehörte, hochgemute Freunde fand. Doch hielt sich der lernbegierige Student von dem üblichen zeitverwüstenden studentischen Treiben fern und fand besonders im Hause Kinkels, der damals an der Hochschule lehrte, Anregung und Anschluß. Das Bild Kinkels und seiner Frau, die beide für sein späteres Leben so bedeutsam werden sollten, zeichnet er mit besonderer Ausführlichkeit und Wärme. Wenn er dabei auch für Kinkels Schwächen, besonders eine gewisse eitle Gefallsucht, nicht blind ist, so versteht

er es doch überall, wo er auf den Freund und Lehrer zu sprechen kommt, mit der Verehrung des Schülers und der Zuneigung des Freundes die Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit zu vereinen, die man bei einer öffentlichen Zeugenaussage vor Mit- und Nachwelt erwartet. In Schurzens Neigungen und Bestrebungen herrschte damals noch die ästhetisch-literarische Richtung vor, und als der Februar 1848 kam, arbeitete der junge Student gerade an einer Huttentragödie. Nun aber war es zu Ende mit dem Dramendichten. Bald steht Schurz mitten in der politischen Bewegung, und in seiner zuverlässigen, gründlichen und tatkräftigen Art setzt er ohne Bedenken alsbald seine ganze Person für die Sache ein, die er für die gute hält. Nach kurzem finden wir ihn in den Reihen der badisch-pfälzischen Volkswehren. Wie er hier als Offizier des Revolutionsheeres einen widerspenstigen Pfarrer mitten aus seinen ihm zu Hilfe eilenden Bauern heraus verhaftet, ihn durch seine ungeladene Pistole einschüchtert und den Verblüfften der provisorischen Regierung zuführt, wie er den äußeren Aufzug der pfälzischen Volkswehr schildert, mit dem wilden Bartwuchs der revolutionären Wehrmänner, ihren kriegerisch mit roten Federn gezierten Hüten, ihren Überwürfen, die in den schreiendsten Farben prangten, ihren mörderisch blinkenden Dolchen und Jagdmessern im Gürtel und ihren gutmütigen Gesichtern, das gehört zu den launigsten Abschnitten in seiner Schilderung der Bewegung von 1848 und 1849. Ernster wurde die Sache in Rastatt, als die Aufständischen von den Preußen in der Festung eingeschlossen wurden. Es schien dem jungen Revolutionsoffizier doch recht hart, in den Wallgräben von Rastatt einen blutigen Rebellentod zu sterben, ehe er etwas Tüchtiges und Würdiges im Leben geleistet hätte. Auch an die Eltern dachte er und ihren Schmerz. Aber schließlich blieb ihm nichts übrig als der Vorsatz, dem Unvermeidlichen mit Mut und Würde ins Auge zu blicken. Daß es dennoch zuletzt gelang, unbemerkt aus der von den Preußen besetzten Stadt zu entkommen, war ein wahres Wunder. Man muß die Geschichte dieser abenteuerlichen Flucht in den Denkwürdigkeiten nachlesen. Sie gehört zu den spannendsten Abschnitten dieser Aufzeichnungen.

Die Öde des Flüchtlingslebens in der Fremde, die so vielen gefährlich wurde, suchte sich sein regsamer, auf Gediegenheit und Ordnung gestellter Geist durch fleißige, geschichtliche und politische

Studien auszufüllen und zu beleben, bis sich ihm eine Aufgabe zeigt, die ihm seine treue Ergebenheit für den Freund und Lehrer ebenso zur Pflicht machte, wie sie seine kühne Tatkraft und Unternehmungslust lockte: die Befreiung Kinkels aus dem Zuchthaus. Man lernt die rührige Besonnenheit, den klaren Wirklichkeitssinn, die kluge Vorsicht, die zähe Ausdauer, die unbegrenzte Opferfreudigkeit des jungen Schurz in ihrem schönsten Lichte kennen, wenn man ihn an der Hand seiner Erinnerungen bei den Vorbereitungen zu dieser Befreiung und bei ihrer Durchführung beobachtet. Zugleich macht die schlichte, aller Ruhmredigkeit abholde Darstellung dieses packende Kapitel zu einem Kleinod in unserem gesamten Denkwürdigkeitenschrifttum. Es ist dabei bewundernswert, wie Schurz, dessen geistige Kräfte durch die Vorbereitung des kühnen Unternehmens völlig in Anspruch genommen waren, dennoch in jenen Wochen Mut und Laune fand, um dem Gastspiel der französischen Schauspielerin Rachel in Berlin mit begeisterter Ergriffenheit anzuwohnen, trotzdem ihm diese Kühnheit teuer zu stehen kommen konnte. In dem schwungvollen und anschaulichen Bericht seiner Lebenserinnerungen über das Spiel der Rachel zittern noch die tiefen, machtvollen Eindrücke nach, die er damals empfing. Zugleich zeigt dieser Bericht, ebenso wie die begeisterten Ausführungen über die Wagner'sche Musik an anderer Stelle, wie aufgeschlossen sich Schurz bei all seiner klaren Verständigkeit und seinem sachlichen Tatsachensinn jederzeit für echte Kunst zeigte. Daß ihm auch der Sinn für Humor nicht abging, das beweist dann die weitere Beschreibung der Flucht nach England, der stürmischen Überfahrt auf dem Schoner eines Rostocker Freundes und der Landung in Schottland, wo sie an einem schönen, sonnigen Wintersonntagmorgen im Hafen von Edinburg landeten: „Welche Lust war es, als wir die Hauptstraße von Leith hinaufwandelten, zu fühlen, daß wir nun wieder festen Boden unter den Füßen hatten und als freie Menschen jedem ins Antlitz schauen durften! In den Straßen von Edinburg bemerkten wir bald, daß manche der Vorübergehenden uns mit einer Art Verwunderung anblickten, und es währte nicht lange, bis ein Trupp von Knaben sich um uns sammelte und uns mit spöttischem Lachen verfolgte." Es ist ihr sonderbarer Aufzug, der solches Aufsehen erregt und von der Erscheinung der sauberen Kirchgänger allerdings erheblich absticht. Kinkel in langem

Bärenpelzrock, Forstbeamtenmütze und verwildertem Bart, Schurz in braunem Überrock mit hellblau gefütterter Kapuze und seltsam geformter schwarzer Samtkappe. Endlich regt sich bei den beiden aber das Gefühl des Hungers, und es ist wieder höchst ergötzlich zu lesen, wie sie nach vielen Irrgängen und Mißverständnissen mit Hilfe der einzigen ihnen bekannten englischen Worte: „Beefsteak" und „Sherry" schließlich ein gediegenes Abendessen erobern. Kinkel traf dann mit seiner Gattin in Paris zusammen, und für Schurz war das Wiedersehen der durch ein hartes Schicksal getrennten Gatten kaum eine geringere Freude als für sie selbst. Weniger ergötzt war der Befreier über seine plötzliche Berühmtheit und die romantischen Legenden, die sich an seine Tat knüpften. Wenn er seinen „Heldenruhm" über sich ergehen lassen mußte, war es ihm im Gedanken an seine Mithelfer oft zu Mute, wie einem, der sich mit fremden Federn schmücken läßt. Er scheute sich schließlich förmlich, in Gesellschaft zu gehen, um seine Geschichte nicht erzählen zu müssen, und als Kinkels wieder nach England gingen, blieb er in Paris und freute sich, daß nun die Periode der aufregenden Abenteuer und der darauffolgenden Festtage für ihn zu Ende war. Mit der ihm eigenen Entschlossenheit und Nüchternheit faßte Schurz die Möglichkeiten ins Auge, die sich ihm darboten, in Paris eine geordnete Lebensart und Tätigkeit zu finden. Ruhig und besonnen prüft er die wirtschaftlichen Grundlagen seines Lebens, und das bescheidene Literatenleben, das er zuerst zusammen mit dem unbeholfen weltfremden Adolf Strodtmann, dann allein im lateinischen Quartier führt, ist so liebenswürdig und launig geschildert, daß man der französischen Regierung ordentlich böse ist, wie sie durch die Ausweisung des eingezogen lebenden Schriftstellers diesem Idyll ein plötzliches Ende macht.

Es folgt ein kurzer Aufenthalt in London. In seinen Erinnerungen entwirft er fesselnde Bilder von den politischen Flüchtlingen daselbst und ihrem Treiben. Aber ihre trügerischen Hoffnungen auf eine baldige Rückkehr ins Vaterland vermochte er nicht zu teilen. Weiter zu konspirieren und dadurch noch mehr Unglück auf andere zu bringen, schien ihm ein frevelhaftes Spiel. Überhaupt widerstrebte seinem gesunden Sinne, der sich nach einer geregelten Lebenstätigkeit sehnte, das öde, entnervende Flüchtlingsleben, und so siedelt er

1852 in die Neue Welt über, um sich dort eine Existenz zu gründen. Damit schließt der erste Band. Es ist nur zu begrüßen, daß der Verlag von diesem Band eine Volksausgabe veranstaltet hat, denn wenn irgend ein Buch, so eignet sich dieses zum Volksbuch im besten Sinn: Nicht bloß vermöge seines spannenden, dramatisch bewegten Inhalts, nicht bloß wegen seiner frischen, farbenreichen, allem unruhigen Blendertum abholden, schlicht-gediegenen Darstellung, sondern vor allem, weil hier eine Persönlichkeit zum Leser spricht, die seelischen Schwung, echte Begeisterungsfähigkeit, sittliche Zuverlässigkeit mit kühler Besonnenheit, einem sicheren Blick für politische und wirtschaftliche Tatsachen und einem aller Phantasterei und Schauspielerei abholden Sinn vereint. Das Bild, das Malvida von Meysenbug in ihren Memoiren einer Idealistin von Schurz entwirft, wird auch durch diese Lebenserinnerungen bestätigt: „Neben der größten Einfachheit und Anspruchslosigkeit im Äußeren tiefe sinnige Gemütlichkeit, Güte und Poesie, feste klare Auffassung des Lebens, sehr viel praktischer Sinn und jene unerschütterliche Energie, die in einem heiteren und berechtigten Selbstvertrauen wurzelt, und das unerläßliche Erfordernis für kühne Erfolge ist." Daß Schurz bei sittlichen und praktischen Erfahrungen seines Lebens gelegentlich gerne betrachtend verweilt, um sie gleichsam für den Leser nutzbar zu machen, daß er z. B. mit Behagen darlegt, wie er es angriff, um von 180 Franken im Monat in Paris zu leben und noch eine kleine Rückhaltsumme übrig zu behalten, daß er über die Methode genau berichtet, nach der er die französische Sprache fertig sprechen und schreiben lernte, daß er dann im zweiten Band u. a. auf seine Erfahrungen als öffentlicher Redner ausführlich eingeht, das alles erinnert an die Art amerikanischer Biographie und an das Vorbild der Franklin'schen Selbstbiographie mit ihren moralischen, praktischen Abzweckungen. Bei Schurz wirkt dergleichen nie aufdringlich und absichtlich. Dazu stehen gerade einem Volksbuch derartige nutzbare Betrachtungen recht wohl an.

Noch manche Aufzeichnungen der Zeit zwischen 1830 und 1848 lassen hineinblicken in das Werden und Wachsen der Gedanken von 1848, in das Leiden und Streiten ihrer Vorkämpfer, in die Ereignisse der beiden Revolutionsjahre. J. G. A. Wirth, der Liberale aus dem bayrischen Frankenland, vor allem durch sein

Auftreten beim Hambacher Fest bekannt, hat in seinen nicht sehr umfangreichen Denkwürdigkeiten (1844) beschrieben, wie er dazu kam, der Politik der Reaktion mit Wort und Schrift gegenüberzutreten. In den Bericht über seine politischen Kämpfe flicht er gerne mitunter auch lustige Schnurren ein, deren Wirkung er offenbar zuvor am Stammtisch erprobte. Überhaupt lassen diese Denkwürdigkeiten so recht den kleinbürgerlich treuherzigen Geist der Biedermeierzeit auch an diesem Vertreter der Opposition und des Fortschritts erkennen. Wenn auch F. Reuters „Festungstid" nach dem Bekenntnis des Verfassers manchen einzelnen Zug aufweist, der der Phantasie des Dichters und nicht der geschichtlichen Wirklichkeit entstammt, so gibt die Leidensgeschichte Reuters doch ein zu bezeichnendes Bild des vormärzlichen Systems, als daß diese kulturgeschichtliche Urkunde hier nicht erwähnt werden müßte. Daß wir über die Ereignisse der Revolutionszeit durch zahlreiche Aufzeichnungen unterrichtet werden, versteht sich von selbst. Wie viele haben ihre Erinnerungen an die Paulskirche, ihre Beteiligung an den Wiener Oktobertagen, ihre Erlebnisse als Revolutionssoldaten im badischen Aufstand beschrieben. Allerdings können die meisten dieser Aufschriebe nicht als eigentliche Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten gelten, da sie meist nur eine kurze Spanne aus dem Leben der Betreffenden behandeln. Das gilt von den „Revolutionären Erinnerungen" des Dichters Moritz Hartmann (Gesammelte Werke) ebenso wie von den „Deutschen Fahrten" von Franz Schuselka, deren 2. Band (1849) vor allem von den Wiener Oktobertagen eingehende Kunde gibt und von Dutzenden von Revolutionstagebüchern, Rückblicken, Erinnerungen usw., die man in den geschichtlichen Quellenverzeichnissen eingehend aufgeführt findet. Als Selbstbiographien ansehnlichen Umfangs, die auch die Jugend des Verfassers in ihre Darstellung einbegreifen, heben sich die Denkwürdigkeiten des Rheinländers Pagenstecher und des durch die Rolle, die er im badischen Aufstand spielte, bekannten Otto Corvin aus der Reihe der sonstigen Aufzeichnungen heraus.

Die „Lebenserinnerungen" von Dr. Alexander Pagenstecher sind in einer gekürzten Bearbeitung durch den Enkel des Verfassers in 3 Bändchen von „Voigtländers Quellenbüchern" erschienen. Die ursprünglich für die Kinder und Enkel bestimmten

Aufzeichnungen berichten zunächst über die Studentenjahre des 1799 in Herborn geborenen späteren vielbegehrten Arztes und rührigen Politikers. Wir erhalten ein lebensvolles Bild seines Lebens in den Jahren 1816—1819, die er als eifriger Mediziner und nicht minder begeistertes Mitglied der damals als Teutonen bezeichneten burschenschaftlichen Verbindung in Heidelberg verbrachte. Gestalten wie A. Follen, H. v. Gagern, Hegel, und manch andere Berühmtheiten ziehen neben seltsamen Originalen verschiedenster Art am Leser vorüber und über der ganzen Beschreibung dieser Jahre liegt der Hauch einer farbenfrohen Romantik dergestalt, daß dieser Abschnitt sich den wertvollsten Urkunden über das Leben und Treiben der Studentenschaft in den Jahren vor den Karlsbader Beschlüssen anreiht. Reichen Stoff bietet dann auch das 2. Bändchen der Erinnerungen, das die Erlebnisse und Eindrücke Pagenstechers als Abgeordneter für Elberfeld und Barmen in der Frankfurter Nationalversammlung 1848 berichtet. Diese Aufschriebe, die wenige Jahre nach den Ereignissen, etwa im Jahre 1856, entstanden, stützen sich nach der Vermutung des Enkels auf Familienbriefe des Verfassers. Lebendige Erzählung der politischen Ereignisse wechselt hier mit scharfer, teilweise rücksichtsloser Kennzeichnung von Politikern und Abgeordneten, unter denen besonders den Schwaben seine ausgesprochene Abneigung zuteil wird. Gegen Ende des Jahres 1848 nahm der Verfasser enttäuscht von Frankfurt und seiner Tätigkeit im Parlament Abschied, denn immer mehr war ihm die politische Unfruchtbarkeit der Nationalversammlung klar geworden. War sie doch, wie er später urteilte, mehr eine Hochschule deutscher politischer Bildung, mehr eine geistige Akademie für nationale Probleme, als ein praktischer Reichstag oder gar ein Konvent schaffender und zerstörender Gewalten. Der 3. Band der Lebenserinnerungen gibt endlich eine Schilderung der revolutionären Bewegungen im Rheinlande während der Jahre 1830—1850. Diese Schilderung erreicht ihren Höhepunkt in der Beschreibung der Elberfelder Revolutionstage i. J. 1849, während derer Pagenstecher beachtenswertes diplomatisches Geschick bewies und sich um seine Vaterstadt nicht wenig verdient machte. Die ungeschminkte, rückhaltlose Art dieser Aufzeichnungen, wie die frische Erzählergabe des Verfassers lassen es bedauern, daß die Aufschriebe über die spätere politische Tätigkeit des nach Heidelberg Über-

gesiedelten, die er als badischer Landtagsabgeordneter in den sechziger Jahren entfaltete, nicht mehr veröffentlicht wurden.

Der Verfasser der Erinnerungen: „Aus dem Leben eines Volkskämpfers" (1861), Otto Corvin, der polnisch-ungarisches Blut in seinen Adern hatte, plaudert vor allem von seinen Kindheitstagen recht anziehend und schildert „die polnische Wirtschaft" im Haus seines Vaters, eines früheren preußischen Offiziers, von dem sich die Mutter seiner nebenehelichen Seitensprünge wegen hatte scheiden lassen, in ergötzlicher Weise. Für seine Erziehung war jedenfalls im Kadettenhause zu Potsdam und Berlin besser gesorgt, wo er nach dem Tod des Vaters Aufnahme fand. Ihm stand diese Zeit seines Lebens stets in besonders schöner Erinnerung, und die Schilderung dieser Jahre ist besonders launig und frisch. Fast zu breit und ausführlich ergeht sich Corvin in der Darstellung seiner Leutnantsjahre, die er zum größten Teil in Mainz sowie in Saarlouis verbrachte. Wohl kommt das preußische Offiziersleben der vormärzlichen Zeit recht lebendig heraus, aber wie auch sonst stört mitunter die Selbstgefälligkeit des Verfassers, der sich ein wenig zu sehr auf den kecken Schwerenöter hinausspielt. Die letzte Zeit seiner Offizierslaufbahn gestaltet sich besonders dramatisch durch den Kampf um die Geliebte, deren Eltern die Verbindung ihrer Tochter mit dem als Don Juan und Leichtfuß verschrienen Corvin auf alle Weise zu hintertreiben suchten. Auch die verschiedenen Versuche, sich nach der Quittierung des Militärdienstes eine neue Existenz zu schaffen, lassen in mancherlei Kreise und Lebensverhältnisse hineinblicken und den beweglichen Corvin mitunter fast als Glücksritter erscheinen. Besonders aus der Leipziger Schriftstellerwelt führt er zahlreiche Gestalten am Auge vorüber, am nächsten aber kommen wir dem Freunde des Verfassers, dem Dichter F. v. Sallet. Da von den politischen Anschauungen Corvins im Grunde nie eingehender die Rede ist und er gelegentlich gerne von seinen Beziehungen zu höfischen Kreisen und hochgestellten Persönlichkeiten berichtet, ist man einigermaßen überrascht, ihn plötzlich zu Beginn des 3. Bands seiner Erinnerungen als Parteigänger der französischen Februarrevolution anzutreffen, die während seines Aufenthalts in Paris ausbrach. Bald sieht man ihn auch als Generalstabschef der deutschen Legion, die im Frühjahr 1848 ihren abenteuerlichen Zug von Paris nach Baden

machte und in dem Gefecht von Niederdossenbach geschlagen wurde. Man erwartet bei diesem Abschnitt und den folgenden Schilderungen der badischen Kämpfe bis zur Übergabe von Rastatt, daß sich Farbe und Lebendigkeit der Darstellung beträchtlich erhöhe und steigere. Aber es ist dem Verfasser nicht gelungen, die bewegten Ereignisse, bei denen er selbst Mithandelnder war, zu Höhepunkten seiner Erzählung zu machen. Er stand diesen Dingen, als er sie beschrieb, noch nicht mit der inneren Freiheit gegenüber, die ein Fröbel und Schurz ihrer Vergangenheit gegenüber aufzubringen vermochten. Er ist zu sehr beengt von dem Bedürfnis, eine fortlaufende Rechtfertigung seines Verhaltens zu geben. Es fehlt ihm offenbar auch die tiefere Anteilnahme an der Sache, für die er kämpft. Ihm ist die Revolution in mancher Beziehung eben ein waghalsiges Abenteuer. So ziehen zwar viele geschichtlich bemerkenswerte Bilder jener bewegten und gärenden Zeit am Auge vorüber, aber mit menschlicher Teilnahme und Spannung beginnt man der Darstellung im Grunde erst wieder zu folgen von der Gefangennahme Corvins in Rastatt und von den ängstlichen Wochen an, da der Rebellentod wie ein Damoklesschwert an dünnem Faden über seinem Haupte schwebte. Wie die Verhandlung gegen ihn verläuft, wie sein Verteidiger und vor allem seine aufopfernde, tatkräftige Gattin alle Türen aufstoßen, um den Verurteilten dem Tod durch Pulver und Blei zu entreißen, wie ihrem Bemühen in letzter Stunde das unmöglich Scheinende gelingt, das ist wohl der spannendste Abschnitt seiner Erinnerungen. Freilich vermag auch noch die Schilderung der sechsjährigen Gefangenschaft Corvins im Zellengefängnis in Bruchsal die Teilnahme zu fesseln, denn die Zeugnisse geistig hochstehender und schriftstellerisch gewandter Häftlinge über die Wirkungen einer jahrelangen Einzelhaft sind nicht zahlreich genug, als daß man die anregenden und aufschlußreichen Aufzeichnungen Corvins missen möchte. Nach seiner Befreiung im Jahr 1855 eilt dann die Darstellung mit raschen Schritten dem Ende zu und berichtet nur noch kurz über weitere Verfolgungen des politisch Verfehmten bis zu seiner Übersiedlung nach England, wo ein neuer Lebensabschnitt für ihn beginnt.

Corvins „Leben eines Volkskämpfers" nimmt unter den Selbstbiographien der Zeit eine beachtenswerte Stellung ein durch seinen

Reichtum an anziehendem Stoff, durch seine gewandte und flüssige Darstellung und als bemerkenswerte geschichtliche und seelische Urkunde aus der Revolutionszeit. Aber Fröbels „Lebenslauf" ist ihnen überlegen durch die glänzende und sprühende Fülle von Geist und Witz, die ihm sein Gepräge gibt. Sein Verfasser steht hoch über dem Durchschnitt des kecken Revolutionsabenteurers, dem Corvin sich vielfach nähert. Der Selbstbiographie von Schurz gebührt der Vorrang vor Corvins Aufzeichnungen, weil aus jeder Zeile des Werkes wohltuend ein reifer Geist, ein lauterer und durchaus zuverlässiger Charakter spricht. Endlich sind die Memoiren einer Idealistin von Malvida von Meysenbug an Gedankeninhalt und feineren seelischen Werten viel reicher als Corvins Erinnerungen. An tieferer Geistes- und Herzensbildung ist die hochgestimmte, edelsinnige Idealistin dem Revolutionsoffizier weit voran, dessen angemessenster Beruf der eines eleganten Sports- und Lebemanns gewesen wäre.

Die Frau tritt in der deutschen Memoirenliteratur verhältnismäßig wenig hervor. Wie bescheiden ist bei uns die Zahl von Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten, die von Frauen stammen, im Vergleich zu der stattlichen Reihe französischer Frauenmemoiren. Das hängt wohl vor allem damit zusammen, daß die deutsche Frau im gesellschaftlichen, geistigen und politischen Leben lange nicht die Rolle spielt wie die Französin, die den Kampf der Leidenschaften unter den Männern anreizt, belebt und doch auch wieder mäßigt, um die die Männer sich scharen im Salon, vor der sie die Feuerwerke ihres Geistes abbrennen, der sie ihre Siegeskränze zu Füßen legen. In Frankreich gibt die Sitte den Frauen eine Wichtigkeit und Freiheit, die ihnen in Deutschland trotz einzelner Ausnahmen meist noch fehlt. Dazu kommt, daß sich der größeren Innerlichkeit der deutschen Frau als Mittel der Selbstdarstellung nicht in erster Linie Selbstbiographie und Denkwürdigkeiten empfehlen, sondern der Brief, der für die Unmittelbarkeit des Gefühls, für die Wärme und Tiefe der Empfindung viel ungezwungeneren Ausdruck zuläßt, als die weitschichtigeren Formen der Selbstdarstellung, die immerhin auch eine bessere schriftstellerische Schulung voraussetzen, als sie beim Briefe erforderlich ist. So bildet die Reihe der Meisterinnen des deutschen Briefes eine ununterbrochene Kette seit den Tagen der Mystikerinnen und

der Liselotte bis zu Karoline Schlegel-Schelling, der Rahel und Annette Droste-Hülshoff. Was wir an Frauenmemoiren von Bedeutung haben, ist dagegen nahe beisammen. Als die Frühlingsstürme der 30er und 40er Jahre auch an dem wohlumhegten deutschen Hause rüttelten, regte sich in den Kreisen der weiblichen Jugend hin und wieder ein Suchen und Ringen. Die Frau begann nach einer freieren Stellung in der Gesellschaft, nach reicheren Möglichkeiten geistiger und praktischer Betätigung zu streben, und diese Wandlungen gingen auch an der Selbstbiographie nicht spurlos vorüber. Schon Fanny Lewald hat in ihrer dreibändigen Selbstbiographie „Meine Lebensgeschichte" (1871) ein Werk geschaffen, das durch seine breite Anlage und seinen geistigen Gehalt Beachtung verdient. Man weiß, daß die Art von F. Lewald einem Gottfried Keller nicht gerade angenehm war, und daß sie ihm bei den Gestalten einer Kätter Amberg, einer Züs Bünzlin als Modell vorschwebte; man ist daher überrascht, daß in der Selbstbiographie ihre Persönlichkeit keinen unerfreulichen Eindruck macht. Wohl ist die Verfasserin von einem kräftigen Selbstgefühl erfüllt, wohl ist ihr eine gewisse, breitspurige Lehrhaftigkeit nicht fremd, wohl trägt sie landläufige Weisheit oft mit allzu großem Sprechergewicht vor, wohl verweilt sie bei ihren Familienverhältnissen und ihrer Verwandtschaft mit allen Onkeln und Tanten vielleicht zu ausführlich. Aber sie gibt dafür auch fesselnde Einblicke in das auf streng patriarchalische Elternrechte aufgebaute, durch engen Zusammenhalt verbundene jüdische Familienleben in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und in die Hauswirtschaft eines Bürgerhauses in Königsberg, sie läßt die inneren und äußeren Kämpfe nacherleben, die eine streng gehaltene Haustochter jener Tage durchfechten mußte, um zu geistiger Selbständigkeit zu gelangen, und sie gibt in einer Reihe von Betrachtungen über Frauenbildung, Ehe, Liebe und Jugenderziehung manch treffende Beobachtung und gute Bemerkung. Überall macht sich hier der sichtende, prüfende, dem Herkommen gegenüber kritisch gestimmte Geist der Zeit geltend, aber doch bewegt er sich immer in den Bahnen einer gesunden Verständigkeit. Die Anknüpfung der Betrachtungen an bestimmte Vorfälle und Erlebnisse gibt ihnen dabei besondere Anschaulichkeit. Da ist die Rede vom Zerstörungstrieb der Kinder, von den Gefahren empfindsamer Tagebücher, von dem Unterschied des häus-

lichen Unterrichts von der Schulerziehung, von der Verschiedenheit der Liebesgefühle bei Mädchen und jungen Männern, vom Kastengeist der Familie, von der wirtschaftlichen Selbständigkeit der Frau usw. Infolge derartiger Erörterungen wirken diese Erinnerungen stellenweise wie ein Erziehungsroman, und man liest die Abschnitte dieses Inhalts um so lieber, als Fanny Lewald für die gedunsene Empfindsamkeit, mit der die schriftstellernden Frauen häufig ihre Gedanken über Liebe, Ehe und Kindererziehung vortragen, in keiner Weise zu haben ist. Schließlich wird der Leser auch noch mit den literarischen Kreisen in Berlin in Berührung gebracht. Man lernt Varnhagen und seinen Kreis, die Gräfin Ahlefeldt nebst andern Größen der Zeit kennen, läßt sich von den schriftstellerischen Grundsätzen der Verfasserin erzählen, und ergötzt sich über den gesunden Spott, mit dem sie gelegentlich dem wehleidigen Weltschmerzwesen der Zeit zu Leibe geht.

Flüchtiger Betrachtung mag es scheinen, als kehre die Lebenskurve einer Fanny Lewald in den Schicksalen von Malvida von Meysenbug wieder. Hier wie dort die Losreißung von engumgrenzten Familien- und Gesellschaftskreisen. Hier wie dort die Vertiefung und Schmiedung des Charakters durch den Gegensatz gegen die nächsten Angehörigen und durch die schmerzlichen Erfahrungen verschmähter Liebe, hier wie dort der eifrige Kampf gegen Vorurteile und Herkömmlichkeiten in Sitte, Staat und Gesellschaft, hier wie dort die Begeisterung für die Befreiung der Frau. Aber damit sind wohl die Ähnlichkeiten erschöpft. Die Welt, in der Malvida heranwuchs und lebte, war eine andere als die Welt einer Fanny Lewald, und nicht minder ist auch die innerste Art der „Idealistin" durchaus verschieden von dem geistigen Gepräge der erfolgreichen Gegnerin der Gräfin von Hahn-Hahn.

Malvida von Meysenbug hat in mehreren Werken von ihrem Leben erzählt. Eine ihrer ersten schriftstellerischen Arbeiten war die Beschreibung einer 1849 ausgeführten Badereise nach Ostende, die für das Verständnis ihrer Persönlichkeit wertvolle Beiträge gibt und die Kunst, eigenes Erleben fesselnd zu beschreiben, mit Erfolg erstmals erprobt. Ihr selbstbiographisches Hauptwerk sind jedoch die „Memoiren einer Idealistin", denen als spätere Ergänzung der „Lebensabend einer Idealistin" (1898) nachfolgte. Auch die „Stimmungsbilder" (1879) enthalten manches Selbst-

erlebte. Der erste Band der Memoiren erschien 1869 zuerst in französischer Sprache, die Malvida wie die deutsche beherrschte. Wie sie 1872 an Nietzsche schreibt, waren es Zufälligkeiten, die sie veranlaßten, sich der französischen Sprache zu bedienen. Schon dieser erste Band wurde besonders von der weiblichen Jugend mit Begeisterung aufgenommen und der Erfolg blieb dem Werke treu, als 1876 die erste vollständige deutsche Ausgabe in drei Bänden erschien. Und als dann lange, nachdem das Werk vom literarischen Markt verschwunden war, im Jahre 1899 eine Neuausgabe der Memoiren veranstaltet wurde, fanden sie eine Aufnahme, die nicht wärmer hätte sein können. In der Tat, der Eindruck, daß wir hier eines der ansprechendsten und anziehendsten Memoirenwerke des deutschen Schrifttums besitzen, hält auch bei wiederholter Prüfung stand. Strenggenommen haben wir freilich weniger Memoiren im eigentlichen Sinn, als vielmehr eine Selbstbiographie vor uns. Als solche kennzeichnet sich das Werk durch das genaue und liebevolle Eingehen auf die inneren Erlebnisse der Heldin. Ihr Entwicklungsgang wird von den ersten Anfängen an in allen seinen Stufen erzählt. Wir lernen das Elternhaus der 1817 in Kassel Geborenen kennen. Ihr Vater, der einer Familie französischer Vertriebener entstammte, hieß ursprünglich Rivalier und erhielt als Jugendfreund und Hausminister des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen von diesem Adel und Namen des ausgestorbenen Geschlechts der Meysenbug verliehen. Die Mutter Malvidas, die aus einem feingebildeten, bürgerlichen Hause stammte, stand dem geistigen Umkreis Humboldts, der Rahel und Schleiermachers, nahe. Schon frühe zeigte sich bei Malvida ein brennendes Verlangen, zu lernen und ihr Wissen zu erweitern, daneben aber ein ausgesprochener Hang zu phantasievoller Träumerei und erregtem Gefühlsüberschwang. Die Schilderung der Kämpfe, die eine derartige Veranlagung mit sich bringen mußte, der religiösen Anfechtungen anläßlich des ersten Abendmahlbesuchs, der jungmädchenhaften Schwärmereien und Überstiegenheiten, denen sie sich hingab, der hingebenden, aber wegen der Treulosigkeit des Geliebten unglücklichen Liebe zu dem jungen Theologen Theodor Althaus — all das ist so aus dem Vollen einer reichen Erinnerung mit einer durch keinerlei Ironie gedämpften inneren Beteiligung, ist so lebendig und anschaulich geschildert,

daß die Begeisterung der durch ähnliche Veranlagung zu ähnlichem Erleben Geführten wohl zu verstehen ist. Malvida selbst hat später in einem Brief an A. v. Warsberg wiederholt darauf hingewiesen, wie ihre erste Kindheit zwar sehr geeignet war, den unersättlichen Wissensdurst, die phantasievollen, künstlerischen Triebe in ihr hervorzulocken, wie aber von außen her ihre erste Jugend geradezu dürftig war an äußeren Eindrücken, an geregeltem Lernen, an erfrischendem Gedankenaustausch. „Die politischen, höfischen Verhältnisse, schreibt sie, die unser Familienleben zerstörten, das Wanderleben, das wir führten, die ungenügende Mitte, in der wir lebten, das alles war viel stärker, viel drückender für mein strebendes, sehnsuchtsvoll nach geistigen Höhen schauendes Gemüt, als ich es in den Memoiren habe sagen können." Wenn sie den Drang, edle Empfindungen zu hegen, sowie für alles Gute, Wahre und Schöne begeistert zu schwärmen schon bisher auch durch die Tat, durch Kranken- und Armenbesuche betätigte, so wurde ihr bewegtes Innenleben durch die Bekanntschaft mit Theodor Althaus vollends in Bahnen gelenkt, die von der Welt eines jungen Mädchens in ihren Kreisen abführten. Sie folgt dem Freunde und Geliebten, der ganz von den radikalen politischen und religiösen Zeitgedanken erfüllt ist, in die „scharfe und gesunde Luft der Kritik" und gibt sich den neuen Anschauungen mit einer Rückhaltlosigkeit hin, die sie auch vor dem Kampf mit der Familie und der Umgebung nicht zurückscheuen läßt. Ihre Überzeugungen, die in einer leidenschaftlichen Begeisterung für religiöse und politische Freiheit, besonders für die Befreiung der Frau von geistigen, rechtlichen, wirtschaftlichen Fesseln gipfelten, ihre mannigfachen Reibungen mit der Umgebung, die Eindrücke der Jahre 1848 und 1849, der Drang nach praktischer Betätigung ihrer Anschauungen, ließen sie das Anerbieten, Mitleiterin der neugegründeten höheren Bildungsanstalt für das weibliche Geschlecht in Hamburg zu werden, freudig begrüßen. Hier fühlte sie sich an ihrem Platze. Nur sollte das Glück von kurzer Dauer sein. Die Hochschule löste sich bald auf und Malvida, die sich in Berlin bei einer Freundin aufhielt, mußte von dort wegen Verdachts politischer Umtriebe fliehen.

Mit der Übersiedlung nach England beginnt der zweite Band der Memoiren. In diesem wie im dritten Band werden nun die Jahre des „Exils" geschildert, in deren Verlauf sich die radikale

Demokratin von 1848 zur Vertreterin eines künstlerisch gestimmten Weltbürgertums wandelt. Ergreifend werden die ersten Eindrücke und Erlebnisse der Geflüchteten in England beschrieben, ihre Bemühungen, den Unterhalt durch Stundengeben zu verdienen, ihre tastenden Schritte auf dem fremden Boden. Dann steigt in farbenreichen Bildern das Leben der politischen Flüchtlinge in London vor dem Leser auf, wie es in den 50er Jahren sich gestaltete. Eingehend kennzeichnet sie die verschiedenen Gruppen und Persönlichkeiten dieser Kreise. Unter den Deutschen stehen Kinkel und seine Gattin voran, denen die Heimatlose besonders verbunden war, dann ist von Löwe-Calbe, Schurz, Lothar Bucher, der der Lernbegierigen ein Privatissimum über Volkswirtschaft las, viel die Rede. Außerdem lernt sie die Ungarn Pulszky und Kossuth, die Italiener Mazzini, Garibaldi und Orsini, der durch seinen Anschlag auf Napoleon III. berühmt wurde, ferner den Franzosen Blanc, den Russen Alexander Herzen und andere kennen. Im Hause des letzteren, der kurz zuvor seine Frau verloren hatte, fand sie als Erzieherin seiner Töchter eine zeitweilige Heimat. Nach der harten Arbeit und den unfreundlichen Erfahrungen ihrer ersten englischen Zeit bot ihr das Leben in dieser „Familie der freien Wahl" ein ruhiges Glück, das durch die wahrhaft mütterliche Zuneigung zu dem jüngeren Töchterlein Herzens, Olga, und durch den angeregten geistigen Austausch mit Herzen sein besonderes Gepräge erhielt. Die Trennung vom Hause Herzens, zumal von der heißgeliebten Olga, fiel Malvida unsäglich schwer, aber als im Hause anderweitige, von ihr als schädlich erkannte Einflüsse Geltung gewannen, bestand sie mit der ihr eigenen Entschiedenheit und ihrem Bedürfnis nach klaren Verhältnissen, auf diesem Schritt. Sie blieb besonders mit Olga auch fernerhin verbunden, beschloß nun aber, da die mehr als 40jährige zum Stundengeben sich nicht mehr entschließen konnte, durch schriftstellerische Arbeit ihr Brot zu verdienen. Besonders folgenreich sollte dann für sie der Winter 1859/60 werden, den sie zu Paris im Hause einer Gönnerin verbrachte. Nicht bloß lernte sie hier französische Berühmtheiten, wie Renan, Michelet, Guizot, den englischen Vorkämpfer des Freihandels, R. Cobden, kennen, sondern sie traf auch in Paris mit Richard Wagner zusammen, zu dessen begeisterten Verehrerinnen sie fortan gehörte, und der sie auf die Philosophie Schopenhauers

aufmerksam machte, die von jetzt an in ihrer Gedankenwelt eine bedeutsame Rolle spielt. Da sich nun auch Herzen wieder mit der Bitte an sie wendet, die Erziehung seiner Kinder zu übernehmen, kann sie mit dem Jahre 1861 ihre Aufzeichnungen schließen mit dem Gefühl, an einem gewissen Abschluß und Abschnitt ihres Lebens angelangt zu sein. Über ihre weiteren Schicksale und Erlebnisse bringt dann der 1898 erschienene „Lebensabend einer Idealistin" noch manche erwünschte Kunde. Seit dem Winter 1861/62 war Malvida mit den beiden Töchtern Herzens nach Italien übergesiedelt. Hier lebte sie mit wenigen Unterbrechungen, die besonders durch Aufenthalte in Bayreuth herbeigeführt wurden, bis zu ihrem Tode im Jahre 1903. Die Zeiten des Kampfes sind nun vorüber, nach immer neuen Seiten weitet sich der Gesichtskreis der Idealistin und sie betätigt ihren Idealismus nun vor allem in der Aufgeschlossenheit für geistige und künstlerische Anregungen aller Art, in der eifrigen Pflege brieflicher und persönlicher Beziehungen zu hervorragenden Männern und Frauen, in der schriftstellerischen Vertretung ihrer Anschauungen. Die sanfte Ruhe eines mit sich selbst und mit der Welt einigen Willens ist, wie E. Reicke treffend bemerkt, der Grundton des Buches, und „man glaubt die Sonne an einem in allen Farben der Schönheit erstrahlenden Himmel über dem südlichen Meere untergehen zu sehen". Neben freundlichen Bildern aus ihrem Stilleben in Rom oder von angeregten Wochen auf den Landgütern Minghettis im Appenin, neben Schilderungen der Alpenheimat Tizians, wo sie zu vorübergehendem Aufenthalt weilte, oder Riminis, in dessen geschichtliche Vergangenheit sie sich vertieft, läßt sie in dem Buch die Tage wieder lebendig werden, die sie mit Nietzsche, Rée und Brenner zu Sorrent in geistig fruchtbarem Zusammensein verbrachte, gibt sie Erinnerungen an R. Wagner und die Seinen, berichtet sie von ihren Berührungen mit dem Grafen Schack, mit Lenbach, der in einem Pastellgemälde ihre Züge festhielt, mit Paul Heyse und dem frühverstorbenen H. v. Stein, der auf ihre Empfehlung hin von Wagner zum Erzieher seines Sohnes Siegfried bestellt wurde. Besonders nahe stand sie der durch ihre Beziehungen zu Liszt bekannten Fürstin Karoline von Wittgenstein, dem Freiherrn Alexander von Warsberg, einem feinsinnigen Österreicher aus dem Kreise von Alexander von Villers und dem damaligen deutschen Botschafter in Rom,

Bernhard v. Bülow, dem nachmaligen Reichskanzler, mit seiner musikalisch hochgebildeten Gattin, der Stieftochter Minghettis, deren Gast im Palazzo Caffarelli sie längere Zeit war. Zwischen das Erlebte ist dann im Lebensabend immer wieder „Gedachtes" eingefügt, Lesefrüchte, Betrachtungen, Stellen aus Briefen, die sich mit religiösen, politischen und philosophischen Fragen beschäftigen.

Die hohe Schätzung, deren sich die selbstbiographischen Werke Malvidas, besonders ihre Memoiren erfreuen, hat ihren Grund schon in ihrem reichen und mannigfaltigen Inhalt. Sie enthalten neben offenen und menschlich anziehenden Bekenntnissen einer nach geistiger Freiheit und seelischem Gehalt ringenden Persönlichkeit lebendige Schilderungen aus einer bewegten Zeit. Sie erzählen vom Hof- und Gesellschaftsleben an vormärzlichen deutschen Fürstensitzen, wie vom Treiben in den großen Städten des Auslandes, vorab London und Paris, um die Mitte des Jahrhunderts. Sie führen an einsame Sterbelager und Grabhügel wie in glänzende Salons, zu verfolgten, hart um ihr Brot ringenden Flüchtlingen wie in die Kreise derer, die auf den Höhen des Lebens wandeln. Wir lesen darin von heißem, geistigem Ringen, wie von edlem Kunstgenuß, von den berühmten Verschwörern und Umstürzlern der Zeit, wie von ihren größten Philosophen, Dichtern und Künstlern. Kurz, dem Leben, das diese Aufzeichnungen schildern, fehlt es weder an reichem Inhalt noch an dramatischer Bewegtheit, und zugleich ist das alles vorgetragen mit jener Frische und Unmittelbarkeit, die etwas Bezwingendes hat. Man spürt es dem Buch an, daß es aus einem starken inneren Antrieb heraus entstanden ist, ohne Gefallsucht und falsche Feierlichkeit, ohne schielendes Haschen nach Aufsehen erregenden Wirkungen. Der die Bedeutung der Idealistin kühl abwägende Biograph Malvidas im biographischen Jahrbuch, H. Spiero, erkennt willig an, daß ihre Darstellung von jenem Liebreiz durchdrungen ist, „der das alte Fräulein bis in ihre letzten Lebensjahre hinein auszeichnete und ihr so viele Seelen, kleine und große, gewann". Dazu kommt, daß der zeitgeschichtliche Hintergrund lebendig gekennzeichnet, daß überall das Einzelne und Kleine in die Beleuchtung allgemeiner, weitgreifender Gedanken gerückt ist, daß die verschiedenen Entwicklungsstufen der Heldin als abgerundete, in sich abgeschlossene Lebensabschnitte sich darstellen, die sie zu immer weiterem Umblick,

zu immer höherer Klarheit, zu immer innigerem Einklang mit Welt und Schicksal emporführen. Schon Alexander von Warsberg bezeugt in einem Brief an Malvida den tiefen Eindruck, den das Werk auf ihn machte. Er hat die Aufzeichnungen mit Spannung wie einen Roman gelesen. Die Gedanken des Buchs wirken auf ihn wie Gelegenheitsgedanken im Goetheschen Sinn. Sie sprießen ohne viel Nachdenken aus der augenblicklichen Erfahrung auf wie frei gewachsene Feldblumen. Die eigenwüchsige Unmittelbarkeit fesselt nach seinem Eindruck auch da, wo ihre philosophische und politische Weisheit zum Widerspruch herausfordert, und ihrem Stil ist eine ruhige, ungezwungene Vornehmheit eigen, die Warsberg immer wieder an Gemälde Claude Lorrains erinnert. In der Tat, trotz mancher Lässigkeiten und Gallizismen in der Sprache sind die Memoiren wie auch der Lebensabend einer Idealistin überaus reich an wundervollen Schilderungen voll hohen Schwungs. Wie sicher und voll klingen gleich im Vorwort die Töne an, die dann durch das ganze Werk hindurch nachhallen: „Ich saß, schreibt die Idealistin, eines Tages auf einer der weißen Klippen, welche eine natürliche Festung um das stolze Albion bilden. Die Wellen des Ozeans brachen sich zu meinen Füßen gegen die Felsen dieses Landes der Freiheit und — des Exils für mich sowohl wie für so viele andere. Ich dachte an mein Vaterland drüben, jenseits der Wogen, an den bitteren und schmerzlichen Kampf, durch welchen ich hindurchgegangen war, weil ich mein Leben meinen Überzeugungen gemäß hatte gestalten wollen. Ich dachte auch an den Tag, an welchem die Emanzipation der Frau eine vollendete Tatsache sein wird, an welchem sie ohne Widerspruch dasselbe Recht zur Entfaltung aller Fähigkeiten durch Unterricht und Studium haben wird wie der Mann, an welchem sie gleich sein wird mit ihm vor dem Gesetz und befreit von dem Joch der Unwissenheit, des Aberglaubens, der Frivolität und der Mode. Da kam mir der Gedanke, die Erinnerungen meines Lebens aufzuschreiben, ein bescheidenes Gemälde einer jener Existenzen unbekannter Pfadfinder, welche den Weg noch in den Schatten der Nacht suchen, wenn eine neue Idee sich Bahn brechen will in der Geschichte, und die, wenn sie nicht als Narren oder Verbrecher behandelt werden, für Idealisten gelten, welche Unmögliches verlangen." Wie fein ist die Stimmung einer Mondnacht in der

großen Karthause in den Savoyeralpen festgehalten: „Der Mond erhellte die Einsamkeit der Berge und die ansehnlichen Gebäude des Klosters. Nach und nach versanken die flüchtigen Erscheinungen der Welt, die Phantasmagorien der Einbildungskraft, die ungestümen Wünsche wie in einem fernen Traum, das Dasein schien nur noch in der reinen Idee, in der Abstraktion der Dinge zu bestehen und schwamm wie ein elementares Fluidum auf den silbernen Strahlen des nächtlichen Gestirns. Lange, lange schaute ich hinaus und hatte das Gefühl meiner Individualität verloren. Da schallte plötzlich ein Glockenton durch das elementare Leben der Nacht und zitterte in den Mondeswellen wie ein Schöpfungsgebot, welches das Universelle wieder zu individualen Formen rief." Wie packend schildert sie an anderer Stelle die Sturmnächte an der englischen Felsenküste, wenn die Brandung schäumend die Klippen peitscht, den Zauber der italienischen Landschaft und ihrer klaren Formen, die öde, herzbeklemmende Freudlosigkeit des Erzieherinnenlebens in England, den grauenvollen Schmutz und die Trostlosigkeit der Armenviertel in London. Nicht minder fesselnd sind die Bildnisse der vielen Frauen und Männer, deren Eigenart und Schicksale sie uns zeichnet. Schon allein diese reiche Galerie wird dem Werke jederzeit teilnahmsvolle Leser sichern. Besonders aber ist es das Bild der Verfasserin selbst, das dem Leser aus diesen Denkwürdigkeiten voll Leben entgegenblickt und sie so anziehend und merkwürdig macht.

Kein Zweifel, daß die Idealistin auch ihre menschlichen Schwächen hat. Ihre Begeisterungsfähigkeit ist nicht selten zu wahllos und zu überschwenglich. Auch verblüfft sie oft durch Anschauungen und Lehren, deren utopistische Unhaltbarkeit jedem halbwegs nüchternen Urteil einleuchten müßte. Nicht minder gefällt sie sich häufig in Zu- und Abneigungen gegen Menschen und Stände, die auf verbohrten Vorurteilen beruhen, während sie andererseits sich bis zur Überhitzung für Persönlichkeiten zu begeistern vermag, die zum mindesten nicht eindeutig waren. Wie sie in jüngeren Jahren in jedem Genossen ihrer radikalen Anschauungen einen Edelmenschen zu erblicken geneigt war, so läßt sie sich in ihren späteren Jahren leicht von jeder neuartigen, blendenden, geistigen Erscheinung berücken. Dazu kommt bei Malvida noch die bei Frauen nicht seltene Neigung zum Zungenreden und zu

gewichtigen Orakelsprüchen. Manche ihrer Betrachtungen erhalten dadurch etwas Verblasenes, Anspruchsvolles, und viele Leser lassen sich durch solche Entgleisungen so verstimmen, daß sie für die wertvollen und stichhaltigen Gedanken des Buches, für die echten Goldkörner kein Auge mehr haben. Doch wäre es unbillig, auf solche Schönheitsfehler allzu großes Gewicht zu legen. Das Gesamtbild Malvidas vermögen sie nicht ernstlich zu trüben, denn wenn sie sich eine Idealistin nannte, so war das bei ihr kein angemaßter Titel, sondern sie hatte alles Recht dazu. Sie hat ihren Idealismus nicht nur mit Worten, sondern mit der Tat bewährt. In heißen Kämpfen, bei denen es nicht ohne schmerzhafte Wunden abging, hat sie um ihre geistige Selbständigkeit gestritten. In mutvoller Selbstverleugnung hat sie Opfer gebracht, wo es galt, mit der eigenen Persönlichkeit zu zahlen, und in mütterlicher Fürsorge und mitleidvollem Wohltun hat sie ihre Menschenliebe durch die Tat bekräftigt. In einer Stunde jugendlichen Überschwangs auf der Rückreise aus dem Süden war sie einst auf der Höhe der Alpen angesichts der sonnbeglänzten Schneegipfel am Wege niedergekniet und hatte geschworen, ohne zu wanken den einsamen Weg zu gehen, den die verfolgen, die die Wahrheit suchen, und zeitlebens hat sie ernstlich danach getrachtet, ihrem Leben einen ewigen Gehalt zu geben und mitten im Endlichen das Unendliche zu besitzen. Wie sie sich an die leeren Freuden einer äußerlichen Geselligkeit schon als Mädchen nie verlor, so hielt sich auch die Verbannte von den hohlen Eitelkeiten und Kleinlichkeiten des Flüchtlingslebens frei, und noch im Alter kommt sie sich als Schülerin vor, die zu lernen sucht, wo sich Gelegenheit dazu bietet. „Das ist der einzige Punkt, schreibt sie in einem Brief an Gabriel Monod, wo ich wieder jung zu werden wünschte, um noch lernen zu können, um dieses erhabene Glück zu genießen, wenn der Blick auf sich erweiternde Gesichtskreise, auf das klarer werdende Licht fällt, welches das Gehirn eines armen, menschlichen Wesens zu einem Tempel voll Majestät und hoher Offenbarungen macht.“ Und gegen das Ende ihres Lebens darf sie bekennen: „Durch mein vergangenes Leben zieht sich wie ein roter Faden der reine Wille zum Guten und das Streben nach Wahrheit.“ Wer würde einer Persönlichkeit, die von einem solchen Streben aufrichtig erfüllt war, nicht gern alle ihre kleinen Schwächen verzeihen. So schreibt auch Nietzsche ihr über ihren

Mangel an Menschenkenntnis: „Daß Sie nie Mensch vom Menschen unterscheiden lernen, meine verehrte Freundin, das ist kein Grund, Ihnen böse zu sein. Ich glaube, man hat sie immer gerade deshalb geliebt durch Ihr ganzes, an Liebe reiches Leben hindurch." Und wer möchte einer solchen Persönlichkeit das Recht bestreiten, gerade die Gesellschaft der Besten und Bedeutendsten aufzusuchen. Sich aus erlesenen und im höchsten Sinne des Wortes vornehmen Menschen ihren Kreis zu bilden, war ihr Lebensbedürfnis, und im Sinne dieses Bedürfnisses, im Sinne einer natürlichen einfachen Anmut, einer geläuterten inneren Vornehmheit war die Demokratin, die zeitlebens eine heftige Abneigung gegen Soldatenwesen und Polizei nicht überwinden konnte, zeitlebens auch Aristokratin, die ihre Sehnsucht nach den Salons des alten königlichen Frankreichs offen bekannte.

Diese ihre Geistesart spiegelt sich nicht bloß in ihren eigenen Werken, sondern auch in dem Urteil der Besten über sie, die im Leben mit ihr zusammentrafen. So schreibt Karl Schürz in seiner Selbstbiographie über Malvida: „Ihr Wesen war so ehrlich, einfach und anspruchslos, ihre Herzensgüte so unerschöpflich, ihre Sympathie so warm und opferwillig, ihre Freundschaft so echt und treu, daß jeder, der sie näher kennenlernte, ihr gern den Zug von schwärmerischer Überschwenglichkeit nachsah, der sich zuweilen in ihren Ansichten und Begeisterungen kundgab und der in der Tat der Erregbarkeit ihres Gemüts, der Güte ihres Herzens zuzuschreiben war." Einem Nietzsche war sie nach seinem eigenen Bekenntnis „Freundin, Mutter, Arzt", und Unzählige haben von ihrer Persönlichkeit den Eindruck vornehmer Lauterkeit und warmherzigen Edelsinns erhalten. R. M. Meyer sagt sicherlich nicht zuviel, wenn er in seinem Werk über Nietzsche schreibt, die Memoiren einer Idealistin dürften wohl neben Goethes Dichtung und Wahrheit die erzieherisch wertvollste Selbstbiographie heißen, weil ein reiner und tapferer Mensch, der Großes mit Großen erlebt, schlicht und ansprechend erzählend diese gefährlichste aller Literaturgattungen adele.

Durch Fanny Lewald und Malvida von Meysenbug hatte jenes ältere Geschlecht kämpfender Frauen, das noch dem Geiste der Aufklärung und der Weimarer Ideale nahestand, in der Selbstbiographie würdige Vertretung gefunden. Auch in der Folgezeit,

in den Jahrzehnten nach 1848, finden sich immer wieder Frauengestalten, die nicht bloß vom Idyll einer umhegten Kindheit und sonnigen Jugend zu erzählen wissen, sondern wie eine Fanny und Malvida sich durch widrige Geschicke hindurchkämpfen, in ernstem Ringen ihre Persönlichkeit behaupten und in einem größeren Wirkungskreis Charakterstärke und Selbständigkeit betätigen. Wenn auch die Jahrzehnte des politischen und wirtschaftlichen Aufstiegs der Frau vielfach die gewünschten Möglichkeiten, im öffentlichen Leben mitzuwirken, nur teilweise und zögernd gewährten, so fehlt es doch nicht an Vertreterinnen eines Frauentums, das durch Kämpfe und Druck gestählt, sich dem Manne als ebenbürtige Ergänzung und Beihilfe auch in den Angelegenheiten des großen Lebens zur Seite stellt. Die Not politischer Verfolgung lernte schon frühe Claire von Glümer kennen. Das feine und anziehende Buch: „Aus einem Flüchtlingsleben" (1904) enthält ihre Erinnerungen an die wechselvollen Wanderfahrten ihrer Kindheit, zu denen ihre Eltern 1835—1839 durch die Vertreibung des Familienhauptes genötigt waren. Der um seiner politischen Anschauungen willen verfolgte Vater der Verfasserin suchte vergeblich im Elsaß, in der Schweiz, an den verschiedensten Orten Frankreichs sich dauernd niederzulassen.

Der Gegensatz gegen das Herkommen, die Kritik an den bestehenden rückständigen Verhältnissen in Politik und Gesellschaft war zu einem guten Teil die Lebensluft, welche die 1853 geborene schwäbische Dichterin Isolde Kurz im Elternhause einsog. Ihr Vater, der prächtige Erzähler Hermann Kurz, widmete mehrere Jahre seine Kraft der Leitung des Parteiblatts der schwäbischen Demokraten, und ihre Mutter war eine heißblütige, begeisterte Parteigängerin des politischen Radikalismus. Von dieser geistreichen, sprudelnden, quecksilbrigen, widerspruchsvollen, ungewöhnlichen Frau gibt die Tochter in ihrem Erinnerungsbuch: „Aus meinem Jugendland" (1918) ein höchst lebendiges Bild. Daneben wandeln von hervorragenden und merkwürdigen Zeitgenossen durch das Werk die Gestalten eines Ludwig Pfau, eines Adolf Bacmeister, eines Moritz Hartmann, eines Albert Dulk, eines F. Th. Vischer, sowie des französischen Sozialisten Vaillant, dessen Beziehungen zum Hause Kurz und dessen spätere Schicksale mit besonderer Ausführlichkeit

dargestellt sind. Neben den Brüdern Kurz, die wir hier in der Zeit ihrer ungestüm brausenden Jugendgärungen kennenlernen, sind endlich auch die hilfreichen Hausgeister nicht vergessen, die dem stets unruhig bewegten, mit den Maßstäben bürgerlicher Regelmäßigkeit und Wohlhäbigkeit nicht meßbaren Haushalt dankbar geschätzte Dienste leisteten. Glänzend ist durch das ganze Buch hindurch der Gegensatz gezeichnet, der sich überall bald zwischen der Familie und der pharisäisch selbstgerechten, im Grunde doch recht engherzigen Gesellschaft auftut, die damals in den württembergischen Kleinstädten und auch nicht zum mindesten in Tübingen den Ton angab. Wohl mochte sich den guten Bürgern und Bürgersfrauen das Haar sträuben, wenn sie erfuhren, daß die Kinder des Kurz'schen Hauses ohne jede Kenntnis der christlichen Grundwahrheiten heranwuchsen, daß sie dafür mit der Mutter griechische Klassiker oder Voltaire lasen, daß sie gar, wenn etwa die Handtücher verschmutzt waren, sich kurzweg von den Aussteuertuchballen der Mutter mit deren Billigung zum unmittelbaren Gebrauch Stücke heruterschnitten; aber die, die in solchem Entsetzen schwelgten, waren doch zu sehr in kleinlichen Vorurteilen befangen, besaßen zu wenig von wahrer geistiger und sozialer Kultur, als daß man ihnen gegen das Haus Kurz recht geben möchte. Es ist ein ungeschmeicheltes und oft recht ergötzliches Bild, das die Verfasserin von dem Tübinger Leben der 60er und 70er Jahre entwirft, ein Bild, das man als ein Kabinettsstück kulturgeschichtlicher Schilderung genießt und bei dem man sich sagen darf, wir haben es seither denn doch ein wenig weiter gebracht in der äußeren Lebenskultur. Gute Personen- und Umweltzeichnung geben freilich auch andere Erinnerungsbücher. Wodurch sich das Werk von Isolde Kurz bedeutsam von der Mehrzahl dieses Schrifttums unterscheidet, das ist die Eindringlichkeit, mit der sie es versteht, die Entwicklung ihrer Persönlichkeit inmitten so ungewöhnlicher und zum Teil so ungünstiger Voraussetzungen zu schildern. Wir lernen hier eine ungewöhnlich geistige und spannkräftige Natur kennen, die unter unendlichen Schwierigkeiten sich durchsetzt und behauptet. Wir sehen in ein Bildungsstreben hinein, das frohgemut ein Gebiet um das andere sich erobert und unaufhörlich bemüht ist, den Gesichtskreis zu weiten; wir erleben peinvolle häusliche und seelische Kämpfe mit und sehen schließlich eine Persönlichkeit erwachsen,

die sich, ihrer Eigenart bewußt, einem Paul Heyse, einem W. Hertz und anderen Dichtergrößen ihrer Zeit selbständig und zukunftssicher gegenüberstellen kann in dem Gefühle, für das, was sie geworden ist und besitzt, den Preis gezahlt zu haben. In dieser packenden Beschreibung einer kraftvoll aufstrebenden, durch geistige und künstlerische Vollreife gekrönten, alle Hemmungen besiegenden Entwicklung liegt nicht bloß der beste literarische, sondern auch der wahrhaft menschliche und sittliche Wert dieses vollwichtigen Buches, in dem wir eine der schönsten Gaben der Dichterin besitzen. Die Jugenderinnerungen reichen bis zur Übersiedlung der Familie nach Florenz im Anfang der 70er Jahre. Außer ihnen enthalten auch die „Florentiner Erinnerungen" der Dichterin sowie die Lebensbeschreibung ihres Vaters Hermann Kurz mehrfach selbstbiographischen Stoff, der in vergeistigter, vornehm stilvoller Weise dargeboten wird. Besonders das Florentiner Leben in den 70er und 80er Jahren zieht in Gemälden von klassischen Linien und leuchtenden Farben am Auge vorüber.

Näher als Isolde Kurz stand Asta Heiberg, die Mutter des bekannten Erzählers Hermann Heiberg (1817—1904), dem politischen Leben. In ihren „Erinnerungen aus meinem Leben" (1897) lernen wir eine Frau kennen, die ihrem Gatten als unerschrockene Helferin und Genossin in seinen Kämpfen für Recht und Freiheit zur Seite stand. Dieser, der 1872 gestorbene Advokat Karl Heiberg, gehörte zu den verdientesten Männern Schleswig-Holsteins, dessen Leben mit den Geschicken der Herzogtümer eng verflochten war. Er hatte sich 1835 mit seiner späteren Gattin, einer Gräfin Baudissin, verlobt, und die Erinnerungen der Achtzigjährigen sind vor allem dem Andenken des Mannes gewidmet, mit dem sie durch enge Gesinnungsgemeinschaft verbunden war. Zwar wird uns auch ihre Kindheit in der Darstellung ihrer Erinnerungen durch manchen gemütvollen Zug, den wir an ihr wahrnehmen, vertraut und wert, aber die Teilnahme für ihre Persönlichkeit wächst, wenn wir die achtzehnjährige Gräfin als junge Hausfrau mit ziemlich beschränkten Mitteln den Anforderungen einer wachsenden Familie und einer gastfreien Häuslichkeit genügen sehen, ohne daß die Heiterkeit ihres Gemüts und ihre fast kindliche Lebenszuversicht irgendwie dadurch Schaden nehmen. Doppelt anziehend lesen sich diese Auf-

zeichnungen da, wo die kluge, tatkräftige Frau in ihrer bescheidenen, vornehm schlichten Art davon berichtet, was sie um ihres Mannes willen, der in dänischer Zeit Verbannung, Amtsentsetzung, Verfolgung und Plackerei aller Art zu erdulden hatte, leiden mußte, und wie sie in ihrer Art mitarbeitete an den Geschicken ihres Landes. Man liest da, wie sie feindliche und freundliche Einquartierungen empfängt zur Zeit der Schlachten von Fridericia, Idstedt und Friedrichstadt, wie sie Flüchtlinge ins Ausland schafft, wie sie bei einem Volksfeste dem dänischen Kommandeur einen Tanz verweigert und dafür von den Bürgern ein jubelndes Hoch erhält und anderes dergleichen mehr. Überall sind die politischen und gesellschaftlichen Zustände der Herzogtümer mit klarem Urteil und festen Strichen geschildert, und mit innerer Bewegung labt man sich immer wieder an dem Bild dieser tüchtigen, gesunden, in sich gefestigten, ihr Volk und Vaterland mit warmer Hingabe umfassenden Natur.

Der weniger feinhörige Leser wünscht freilich meist in Denkwürdigkeiten lieber bewegte Schicksale und Bilder aus aller Welt am Auge vorüberziehen zu sehen. Und es fehlt ja auch nicht unter den Frauenmemoiren an Werken dieser Art. So tönt das laute Getöse eines unruhig bewegten Lebens vernehmlich herein in die Aufzeichnungen der Prinzessin Felix zu Salm-Salm: „Zehn Jahre aus meinem Leben 1862—1872". Den Gatten der Verfasserin hatte sein Schicksal nach Amerika verschlagen, wo er die nachmalige Gattin kennenlernte. In den 60er Jahren machte er als Oberst und General den amerikanischen Bürgerkrieg mit. Hierauf folgte ihm die Gattin nach Mexiko, wo das Ehepaar an der Tragödie Maximilians handelnd und leidend beteiligt war. Dann führte der Krieg 1870/71 die beiden nach Europa. Der Prinz kämpfte im deutschen Heere und fiel im Laufe des Kriegs. Die Prinzessin betätigte sich im Lazarettdienst, wurde mit vielen leitenden Persönlichkeiten bekannt, und war Augenzeugin wichtiger Ereignisse. Dieses bewegte Leben, das durch die beständigen Geldverlegenheiten des Prinzen noch einen besonders abenteuerlichen Zug bekommt, beschreibt die Prinzessin, die das Indianerblut, das man ihr zuschreibt, nicht verleugnen kann, in frischer, kecker und mutwilliger Weise. Wie hübsch und bezeichnend ist nur die Schilderung von Lincolns Erscheinung, dessen große, abstehende Ohren ihr be-

sonders auffielen. „Wenn er in guter Laune war, so erwartete ich stets, daß er damit wedeln würde wie ein gutmütiger Elefant." Wie versteht sie es, durch ihre unverwüstliche Spannkraft, ihre unbekümmerte Naturwüchsigkeit den Leser zu fesseln. Zu dramatischer Spannung erheben sich ihre Aufzeichnungen aus der Zeit der merikanischen Tragödie. Sie sind zusammen mit denen ihres Gatten, der als Flügeladjutant des Kaisers Maximilian dessen Gefangenschaft teilte und mit knapper Not dem Schicksal des Kaisers entging, herausgegeben unter dem Titel: „Queretaro, Blätter aus meinem Tagebuch in Meriko, von Felix Prinz zu Salm-Salm" (1868). Beide Veröffentlichungen, die „Zehn Jahre aus meinem Leben" und „Queretaro", enthalten einen mannigfaltigen, abwechslungsreichen Stoff. Dabei sind die Merikaner-Erinnerungen naturgemäß dunkler gefärbt als die Aufzeichnungen über die sonstigen Erlebnisse, in denen sich die Prinzessin als temperamentvolle, launige Darstellerin zeigt.

In das Deutschland Wilhelms II., in dem wieder vernehmlicher als unter der Regierung seines Großvaters die Kritik am Bestehenden sich regte, führen die „Memoiren einer Sozialistin" (1909 und 1911) von Lily Braun. Ob die 1865 geborene Verfasserin, die Tochter des Generals von Kretschmann, spätere Gattin des sozialdemokratischen Schriftstellers Heinrich Braun und Vorkämpferin des revisionistischen Flügels der Sozialdemokratie mit diesem Titel ihre Denkwürdigkeiten in die Linie von Malvidas Memoiren einer Idealistin rücken wollte, mag ununtersucht bleiben. Tatsächlich weist ihr Lebensgang, so wie sie ihn in ihren nicht unabsichtlich als „Roman" betitelten Aufzeichnungen erzählt, manche Ähnlichkeit mit dem Malvidas auf. Hier wie dort der Widerstand einer in adligen Vorurteilen befangenen Familie gegen die freie geistige Entwicklung einer wissensdurstigen und eigenwüchsigen Haustochter, hier wie dort ein schroffer Bruch mit Umgebung und Vergangenheit, hier wie dort die Hinneigung einer geborenen Aristokratin zu demokratischen Idealen, hier wie dort ein starker Drang, die eigenen Überzeugungen praktisch zu betätigen. Dazu kommt, daß eine Reihe bezeichnender Einzelerlebnisse im Lebensgang der beiden Frauen sich in so merkwürdiger Weise gleichen, daß die Annahme sehr naheliegt, die Sozialistin habe in manchen Punkten ihre Erinnerungen nach dem

Vorbild der Memoiren einer Idealistin geformt und zurechtgelegt. Trotz solcher verwandter Züge klafft aber doch ein weiter Abstand zwischen den beiden Kämpferinnen und Bekennerinnen und ihren Werken. Malvida ist in ihrer Darstellung noch stark von den Überlieferungen der klassisch-romantischen Zeit berührt. Sie war, wie K. Schurz in einem Brief nach ihrem Tode schrieb, der reinste, reichste und anziehendste Ausdruck des Idealismus im vorigen Jahrhundert. Lily Brauns geistige Heimat ist der Geist des Naturalismus, wie er in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die deutsche Dichtung beherrschte. Sudermanns Magda schwebt ihr als Abbild der eigenen Geistesart vor, auch als die erwachte Nora fühlt sie sich mitunter. In manchen Stellen ihres Lebensromans klingt Sudermanns Stil an, zwischen hindurch leider auch Nataly von Eschstruth. Dazu ist bei Lily Braun der Wissensdurst, der Tätigkeits- und Freiheitsdrang sehr stark gemischt mit hochfahrender Überheblichkeit, eitler Gefallsucht und zügelloser Lebensgier, und man vermißt besonders in den Bekenntnissen aus ihren Jugendjahren schmerzlich jenen Geist feinfühliger Lauterkeit und Vornehmheit, der die Memoiren Malvidas so anziehend macht. Wohl trifft ein gut Teil Schuld an ihrer unausgeglichenen Art nach der Darstellung ihrer Memoiren einmal ihre sprunghaft ungeregelte Erziehung, dann den leidenschaftlichen Vater, der das begabte Mädchen in seiner Eitelkeit nach Kräften verzog, und nicht zuletzt die unliebenswürdige Mutter, die durch verständnislose Schroffheit den Trotz der Tochter herausforderte. Aber doch ist der blasse, hochaufgeschossene Backfisch mit dem alten, hochmütigen, sarkastischen Zug um den Mund und seinen frühreifen Trieben eine wenig erfreuliche Treibhauspflanze, die durch ihren Mangel an wahrer Hingebung und ernster Selbstzucht vielfach selbst die Niederlagen und Enttäuschungen verschuldet, die ihr beschieden waren. Sie wollte um jeden Preis eine Rolle spielen, zuerst als bewundertes und umworbenes Mädchen der vornehmen Gesellschaft, das durch raschen Geist und prickelnde Eigenwüchsigkeit die Männer berückt, dann als Madame Roland der deutschen Sozialdemokratie, in deren Kreisen sie allerdings mit ihrer geistigen Artung wenig Gegenliebe fand, besonders bei den Genossinnen. Ihre Darstellung wird da am erfreulichsten und wertvollsten, wo der sachliche Ernst ihrer Erlebnisse die Neigung, ihre Person in den Vordergrund zu

rücken, etwas eindämmt. Über den Kapiteln, in denen sie ihre Ehe mit dem schwer leidenden, frühverstorbenen Professor v. Gizycky schildert, liegt ein Hauch von geläuterter Geistigkeit, der den anderen Abschnitten ihres Lebens häufig fehlt, und in den sozialdemokratischen „Kampfjahren" sieht man dann nicht ohne Teilnahme die unstete, aber hochbegabte Frau in einer alle Kräfte beanspruchenden vielseitigen Tätigkeit begriffen, die ihre abspringende, nach Bewunderung und Ruhm dürstende Natur in eine strenge Zucht nimmt. Dabei zwingt die Ausdauer und Tapferkeit, mit der sie trotz aller Anfeindungen und Gehässigkeiten, und ungeachtet aller häuslichen Sorgen bei der einmal erkorenen Sache aushält, zur Bewunderung und Hochachtung. Die Kämpfe innerhalb der sozialdemokratischen Partei, die in dem Dresdner Parteitag und der Ächtung des Revisionismus gipfelten, schildert sie mit packender Lebendigkeit als unmittelbar Beteiligte. Ihre Bekenntnisse schließen mit einem Rückblick auf die Wandlungen, die ihre Ideale allmählich im Sinne der stärkeren Betonung eines von Nietzsche beeinflußten Persönlichkeitsstrebens durchgemacht haben. Für die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, da in Kunst und Dichtung der Naturalismus, in der Politik die Sozialdemokratie in raschem Anlauf maßgebende Geltung errangen, sind die Memoiren einer Sozialistin eine wichtige kulturgeschichtliche Urkunde. Sie enthalten außerdem manches lebendig gezeichnete Bildnis von führenden Männern jener Zeit, wie von Sudermann, M. v. Egidy und den Parteigrößen der Sozialdemokratie. Auch die Städte, in die sie ihre Jugend führte, sind teilweise überaus fein und bezeichnend gezeichnet, so besonders Münster in Westfalen mit seinem Adel und seinen Kirchen, und Weimar, mit dessen Dunstkreis die verehrte Großmutter sie in Beziehung brachte. Bei anderen Schilderungen wieder, besonders wenn es sich um Streiks, um Straßenkundgebungen und Massenversammlungen handelt, läßt die Chronistin vielfach alles Augenmaß vermissen und pufft in romanhaftem Überschwang derartige Dinge zu wahren Wendepunkten der Weltgeschichte auf. Wenn H. Spiero das Werk als eine Stilmischung von Selbstbiographie und Schlüsselroman bezeichnet, der nur zeitgeschichtlicher, kaum irgendwie künstlerischer Wert zukomme, so ist dieses Urteil wohl scharf, aber nicht ganz ungerecht. Als Gegenstück, in einzelnen Zügen auch als Zerrbild der Memoiren einer

Idealistin kann jedoch das Werk von Lily Braun auch in der Geschichte der deutschen Selbstbiographie Beachtung beanspruchen.

Der Rückblick auf die Denkwürdigkeiten und Selbstbiographien der Epoche kann nur die Beobachtungen bestätigen, die sich bei der allgemeinen Betrachtung des Zeitabschnitts aufdrängten. Der Übergang von der Romantik zur vormärzlichen Zeit bedeutet für die Selbstdarstellung einen Schritt aus der Enge in die Weite, vom Idyll zum Drama, von der sozialen Gebundenheit und Einkapselung zur Sprengung der Fesseln und Hüllen. Die Romantik mit ihren Kindheitserinnerungen stand im Zeichen der Sinnigkeit und Beschaulichkeit; die Zeit, aus der die Denkwürdigkeiten von Fröbel, Schurz, Malvida von Meysenbug stammen, in dem eines angriffslustigen Sarkasmus einer herben Kampfstimmung. Dort atmet alles Verehrung des Herkommens, das um so ehrwürdiger scheint, je älter es ist, hier wird die beste Kraft darangesetzt, sich vom Herkommen loszulösen; dort erscheinen Familie und Heimat als die treuen Hegerinnen und Pflegerinnen der einzelnen Persönlichkeit, hier als ihre gefährlichsten Feinde und Unterdrücker. Alles in allem gewähren die Aufzeichnungen des Zeitalters von 1830—1850 den erfrischenden Anblick eines aufsteigenden, kampffrohen Geschlechts, das gegenüber den nachfolgenden Generationen noch reicher ist an Illusionen und an Idealismus, während die Zeit nach 1848 täuschungsloser, saturierter geartet ist und auch auf dem Gebiet der Selbstbiographie eine Erntezeit darstellt, in der vielfach eingeheimst wird, was andere säten.

Achtes Kapitel.

Die Selbstdarstellung in der Zeit des politischen und wirtschaftlichen Aufstiegs.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts setzt sich die schon vor 1848 begonnene Abwendung von der literarisch-ästhetischen Persönlichkeitskultur der klassischen und romantischen Zeit in steigendem Maße fort. Die politischen, die wirtschaftlichen, die technischen Aufgaben und Fragen nehmen die Geister immer mehr in Anspruch. Das Leben des Volkes spielt sich jetzt nicht mehr in

den stillen Stuben der Dichter und Denker ab, sondern in den Sälen der Parlamente, in den Beratungszimmern der Politiker, im Rasseln und Dröhnen der wirtschaftlichen und technischen Arbeit, auf dem blutigen Boden der Schlachtfelder. Der rastlose Wettbewerb in dem Streben nach öffentlicher Geltung, der angespannte Kampf ums Dasein prägt dem ganzen Leben des Volkes seinen Stempel auf. Alles wächst ins Weite und Breite. Die regsamen Geister und starken Begabungen, die sich früher um wohlausgeglichene persönliche Bildung gemüht hatten, suchen jetzt als Volksvertreter, als Tagesschriftsteller, als Ingenieure, als Unternehmer Einfluß auf das öffentliche Leben zu gewinnen. Und dieses wiederum wird durch die umwälzenden politischen Ereignisse der Zeit, durch die wachsende Unterjochung der Naturkräfte von Grund aus umgestaltet. Wie hätten diese gewaltigen Wandlungen an den persönlichsten Lebenszeugnissen, den Beschreibungen des eigenen Lebens und den Denkwürdigkeiten spurlos vorübergehen können. In erster Linie vermehrt sich die Zahl dieser Werke ins Ungemessene, fast Unübersehbare. Der † Wiener Schriftsteller Rudolf Valdeck (Wagner) hat sich vor Jahren darangemacht, ein Verzeichnis aller ihm bekannten Selbstbiographien mit Anmerkungen anzulegen. Er kam zu dem Ergebnis, daß die Deutschen auch der Ziffer nach obenan stehen. Zweifellos gibt für dieses zahlenmäßige Übergewicht die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts den Ausschlag mit dem gewaltigen Anwachsen der Bevölkerung überhaupt und einer schriftstellerisch und geistig gebildeten Mittelschicht im besonderen. Je höher sich der einzelne von der mächtigen Woge des völkischen Gesamtlebens emporgetragen fühlte, um so stolzer mußte sich sein Selbstgefühl entfalten, um so stärker fühlte er sich gedrungen, ein Gedächtnis seines Erlebens in eigenen Aufzeichnungen zu stiften. Dabei änderte sich naturgemäß auch Form und Art dieser Aufzeichnungen. Stille Zeiten, in denen das innerliche Leben vorwiegt, werden sich der Selbstbiographie, der Schilderung der eigenen geistigen und seelischen Entwicklung zuwenden. Bewegte Epochen mit weitgreifenden Umwälzungen im äußeren Leben werden die Form der Memoiren oder Denkwürdigkeiten bevorzugen. Demgemäß gestaltet sich die Entwicklung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Auch da, wo die Selbstbiographie alten Stils noch gepflegt wird, fällt doch der Nachdruck auf andere

Dinge als früher. Man schildert sich gern als erfolgreichen Kämpfer ums Dasein, als Rad in der großen Maschine des völkischen Lebens, als rüstigen und ebenbürtigen Zeitgenossen. Dabei wird freilich manches Werk, das ursprünglich auf ein Selbstbildnis angelegt war, zu einem Stück selbsterlebter Zeitgeschichte und einer Heerschau über berühmte Zeitgenossen. Von vielen gilt, was auch Riehl von sich bezeugt, sie geben es auf, darzustellen, wie sie sich selbst erlebt hatten, und schildern vielmehr, wie sie andere Leute, dann aber auch, wie sie im Bilde anderer ihre Zeit erlebten.

Am wenigsten machen sich diese Wandlungen wohl in den Selbstbiographien der Dichter bemerkbar. Hier spürt man den Einfluß der neuen Zeit zunächst in der zahlenmäßigen Zunahme der eigenen Lebensbeschreibungen und Lebenserinnerungen. Es ist eine stattliche Reihe von Dichtern jeder Artung und jeden Gewichts, von denen solche Aufzeichnungen vorhanden sind, und diese Reihe reicht von Max Ring und Joseph Rank, von R. Hamerling und Fr. Nissel bis zu G. Ebers und F. Dahn, bis zu Fr. Bodenstedt und dem Grafen Schack. Sie umfaßt einen P. Heyse, einen A. Wilbrandt ebenso wie einen O. Roquette und einen H. Seidel, einen G. v. Moser, L. Ganghofer und E. Wichert nicht minder wie einen G. Falke und M. Dauthendey. Ob es wohl mit der veränderten Zeitlage zusammenhängt, daß so mancher dieser Dichter als Beschreiber des eigenen Lebens nicht immer die richtige geistige Haltung findet. Wie breitspurig und selbstgefällig wird mitunter F. Dahn in seinen sonst reichhaltigen „Erinnerungen" (1890/95), wie verstimmt den Leser die verhängnisvolle Neigung Bodenstedts zu salbungsvollen Gemeinplätzen. Wie läßt auch A. v. Schack in seinen Lebenserinnerungen „Ein halbes Jahrhundert" (1887) trotz allem getragenem Schwung der Empfindung die Tiefe vermissen. Wie stört selbst in P. Heyses gehaltvollen und darstellerisch glänzenden „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen" (1901) die gewichtige Geberde, mit der er oft schon recht weit zurückliegende Kränkungen und Unfreundlichkeiten ausgräbt und vor den Richterstuhl der Nachwelt zieht. Hier wie bei den Harmlosigkeiten, die ein Seidel in seinem Erinnerungsbüchlein „Von Perlin nach Berlin" teilweise vorsetzt, oder bei den oft recht aufreißigen Stellen in dem „Lebenslauf eines Optimisten"

von L. Ganghofer (1909 ff.), der sonst sehr frisch und flott hingeschrieben ist, wird man oft den Eindruck nicht los, als hätten die Dichter der Zeit vielfach in der Selbstbeurteilung noch keinen festen Boden gefunden. Häufig finden sich diejenigen Dichter, die zugleich in der Öffentlichkeit als Tagesschriftsteller, als Vertreter irgendwelcher praktischer, politischer, volkserzieherischer Ziele und Bestrebungen wirken, rascher und besser in der neuen Zeit zurecht und verraten das auch in ihren Lebenserinnerungen. So erhellt aus G. Freytags „Erinnerungen aus meinem Leben" (1887) deutlich, wie der Verfasser mit seiner ganzen Zeit in der freiwilligen Unterordnung unter die gemeinsame Lebensarbeit für die Allgemeinheit und den deutschvölkischen Gedanken sein Genüge findet. W. H. Riehl läßt in seinen „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfen" (1891), die ursprünglich als ein Buch der Erinnerung angelegt waren, überall fein und zurückhaltend die Züge des eigenen Gesichts aus seinen Schilderungen hervorblicken, und Julius Grosse, der wie die beiden Genannten ebenfalls lange im Dienste der Presse stand, gibt in seinen „Ursachen und Wirkungen" (1896) eine der geschlossensten, künstlerisch abgerundetsten, anregendsten Selbstbiographien aus den Reihen der neueren Dichter. Die treffliche Schilderung der Münchener literarischen Verhältnisse in den 50er und 60er Jahren stellt sein Werk Heyses Erinnerungen an die Seite. In der durchseelten, oft spannenden Darstellung seiner Schicksale und Erlebnisse, besonders seiner Herzensgeschichte, erzielt Grosse wahrhaft dichterische Wirkungen. Als liebenswürdiger Plauderer bewährt sich Rudolf Genée in seinen „Zeiten und Menschen" (1897). Die Kreise des Berliner „Rütli" in den 40er Jahren, seine Vorleserfahrten bis zur Berufung nach Koburg in den Tagen des Herzogs Ernst II., Zeitgenossen wie Rückert, Gutzkow u. a. ziehen auf diesen Blättern lebendig und anschaulich am Leser vorüber. Auch Paul Lindau gibt in seinen zweibändigen Aufzeichnungen „Nur Erinnerungen" (1914) reiche Bilder aus seinem Wirken als Schriftsteller, Schrift- und Theaterleiter, und erzählt in anregendster Weise von Pariser Erlebnissen, von Rheinischen Beziehungen, von seiner Tätigkeit im Wolff'schen Telegraphenbureau, von Berliner Stammtischen, von Wiener Freunden, von Humoristen, von Politikern wie Lassalle, von Dichtern wie Anzengruber, Ibsen und hundert andern, die

er mit dem Geschick des berufenen Feuilletonisten zu zeichnen versteht. Auch er geht davon aus, daß das, was er von andern zu sagen habe, viel ansprechender und wertvoller sei, als was er etwa über sich selbst mitzuteilen hätte, auch er will keinen geschlossenen Lebenslauf schildern, sondern nur lose Erinnerungen geben, wie so viele seiner Zeitgenossen. Seine fesselnden Aufzeichnungen mit ihrer munteren Laune und ihrem gefälligen Plauderton bilden ein vollwertiges Gegenstück zu den Erinnerungen eines Künstlers und Schriftstellers, der der alten idyllischen Zeit noch erheblich näherstand als Lindau, aber in der Gabe fesselnd und anregend zu erzählen und zu schildern nicht hinter ihm zurücksteht. Es ist L. Pietsch mit seinen beiden Erinnerungsbüchern: „Wie ich Schriftsteller geworden bin" (1892/94), und „Aus den sechziger Jahren". Nicht bloß, daß der bewegliche Zeichner und Berichterstatter in feinen, aber sicheren Strichen ein anmutiges Bild des Berliner Lebens in den 50er Jahren zeichnet, da man im Westen noch in halb dörflichen Häuschen inmitten ausgedehnter Blumen- und Gemüsegärten wohnte. Er versteht auch die Kunst, Menschen zu schildern, in hervorragender Weise, und die Rauch, Drake, Menzel, Turgenjeff, Th. Storm, F. Lasalle ziehen in lebendiger Anschaulichkeit am Leser vorüber. Wer vergäße je seinen Bericht von einem Abend bei Lasalle, da die Gesellschaft die Wirkungen des Haschischrauchens an sich erprobte, oder die Schilderung, die Pietsch von den dürftigen Anfängen seiner Häuslichkeit gibt, ganz im Stile der anmutigen Tieckschen Novelle: „Des Lebens Überfluß". Die sonnige, liebenswürdige, neidlose Art des Verfassers macht seine Aufzeichnungen zu besonders anziehenden Erinnerungsbüchern. Sie haben bedeutend mehr schriftstellerisches und menschliches Gewicht als die unterhaltsamen Denkwürdigkeiten des viel umhergeworfenen Kriegs-, Weltausstellungs- und Hoffestberichterstatters H. Wachenhusen: „Aus bewegter Zeit" (1890).

Daß auch die Künstler der neueren Zeit gerne zur Feder griffen, um von ihrem Leben und ihren Meinungen bald eingehend, bald in Bruchstücken zu berichten, dafür sind Maler wie der Münchner F. Dürck, W. Steinhausen, H. Thoma, W. Trübner, L. Korinth Zeugen. Auch Kunsthistoriker und Kunstschriftsteller melden sich als Beschreiber des eigenen Lebens zum Wort. Neben dem frischen, temperamentvollen Buch

A. Springers: „Aus meinem Leben" (1892), seien W. Lübkes Erinnerungen genannt, die mitunter durch ihren verschwommenen Wonnestil befremden, während der Vater des Verfassers, ein kernhafter westfälischer Volksschullehrer, gut gezeichnet ist. Das Münchener Kunstleben in der Mitte des Jahrhunderts schildert F. Pechts: „Aus meinem Leben" frisch und lebendig. Jedoch das Künstlerbuch, das am tiefsten und mächtigsten wirkte in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, ist Anselm Feuerbachs „Vermächtnis" (1882). Es hat zum Sieg der Feuerbach'schen Kunst entscheidend beigetragen, und wenn auch die Auswahl, Zusammenstellung und Anordnung des Stoffs das Werk der Mutter Feuerbachs war, so liegen dem Buch doch außer den Briefen des Künstlers vor allem selbstbiographische Aufzeichnungen zugrunde, die den Kern des Ganzen bilden. Mögen anfänglich viele vor allem durch jenen Hauch von selbstgefällig weltschmerzlicher Schwermut, der den Leser aus diesen Bekenntnissen anweht, gefesselt worden sein, dem sachlich Urteilenden lag stets der Hauptwert dieses Vermächtnisses in der Eindringlichkeit, mit der es die Unbeirrbarkeit und Selbstverständlichkeit einer rückhaltlosen Hingabe an die höchsten Ziele der Kunst schildert. Dem Geschlecht der 80er Jahre machte es einen besonders starken Eindruck, wie hier gleichsam ein Toter noch einmal den Kampf ums Dasein aufnahm und ihn erfolgreicher durchfocht als der Lebende. Sich durchzusetzen, Geltung in der Öffentlichkeit zu gewinnen, das wurde ja immer mehr der Wahlspruch und das Streben der Zeit. An anderen Erinnerungsbüchern von Künstlern, wie den „Erinnerungen eines Bildhauers" von J. Kopf, den Erlebnissen und Eindrücken von Anton v. Werner (1913), den Erinnerungen von A. v. Kossak (1913), ziehen dann vor allem die Beziehungen der Verfasser zu den hohen und höchsten Kreisen an. So zeichnet A. v. Werner in seiner genauen, bestimmten Art den alten Kaiser, den Kaiser Friedrich, Bismarck und Moltke, und gibt geschichtlich bedeutsame Bilder und Szenen, wie die Kaiserproklamation in Versailles, den Berliner Kongreß, den Tod der beiden ersten Kaiser bzw. ihre Sterbelager, aus eigenem Miterleben anschaulich wieder. Auch unter den Musikeraufzeichnungen wendet sich die Teilnahme immer mehr denjenigen zu, in denen es um die Durchsetzung einer bestimmten Kunstrichtung geht. Schon bisher ragte manche

Musikerselbstbiographie über den Durchschnitt empor. Man kann hieher im 18. Jahrhundert die Lebensbeschreibung von K. Dit-ters von Dittersdorf rechnen, die mehrfach gekürzt bei Reklam Aufnahme gefunden hat. Der Komponist von „Doktor und Apotheker" plaudert darin recht behaglich von seinen verschiedenen Erlebnissen mit fürstlichen Gönnern wie an ihren Höfen, und gibt hübsche Kulturbilder aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Neben anderen Werken, wie den Aufzeichnungen von Löwe, Wasliewski u. a. zeichnet sich dann die Selbstbiographie von Ludwig Spohr (1862) durch Gehalt und Reichtum an Stoff aus. Dagegen steht in der Mitte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Kampf um die Wagner'sche Musik und um Wagners Persönlichkeit im Vordergrund und spiegelt sich in den verschiedenen Aufzeichnungen, wie denen eines Hanslick, eines Freiherrn von Hornstein, eines A. Neumann u. a. Zwar fehlte es schon frühe keineswegs an zahlreichen Aufzeichnungen über den Meister aus seinem engeren Kreise, auch er selbst hatte sich mehrfach mit kürzeren Mitteilungen selbstbiographischer Art vernehmen lassen, aber doch sah man der eigentlichen Selbstbiographie R. Wagners mit Spannung entgegen, die dann 1911 unter dem Titel „Mein Leben" erschien. Wohl treten in diesen 1866—1873 diktierten Aufzeichnungen manche Abschnitte im Leben Wagners, wie die Neigung zu M. Wesendonk u. a., in ein gewolltes Dämmer, aber doch ziehen die Jugend- und Lehrjahre des Meisters bis zu dem großen Höhe- und Wendepunkt seines Lebens eindrucksvoll am Leser vorüber, der sich hier einer Persönlichkeit gegenübersieht, die, stark und groß genug, um den Widerstand der Welt und des Schicksals zu überwinden, auch ihre Fehlgriffe und Schwächen nicht zu verschweigen braucht.

Auch die Vertreter der gelehrten Berufe fesseln jetzt vor allem da, wo sie von ihrem Eingreifen ins öffentliche Leben berichten und sich über ihre praktische Tätigkeit verbreiten können. Unter den Theologen treten Kirchenpolitiker wie Beyschlag und Luthardt in den Vordergrund, oder Männer wie Rogge, die ihr Amt in die Nähe maßgebender politischer und fürstlicher Persönlichkeiten führte. Auch E. Büchsels „Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen" mit ihrem reichen, pastoraltheologischen Gehalt seien hier genannt. O. Funkes „Fußspuren des lebendigen

Gottes in meinem Lebensweg" muten als eine Nachfrucht der pietistischen Selbstbiographie an, von dieser nur durch die breitere und anschaulichere Umweltschilderung unterschieden. Unter den Erinnerungen von Ärzten, die in einem früheren Abschnitt unserer Geschichte durch die Bücher von Carus und Stromeyer vertreten waren, ragen neben den Werken von Kölliker, v. Leyden u. a. besonders die „Jugenderinnerungen eines alten Arztes" sowie „Aus meiner Dozentenzeit" von Adolf Kußmaul (1822—1902) hervor als bezeichnende Urkunden der Zeit. Bezeichnend durch das hochgestimmte Kulturbewußtsein des Verfassers, der sich glücklich preist, als Kind des 19. Jahrhunderts durchs Leben gegangen zu sein, bezeichnend durch die frische, von Scheffel'scher Laune angehauchte Lebenszuversicht, mit der er auch den Fragen und Arbeiten seines Berufes gegenübersteht, bezeichnend endlich durch sein Bestreben, die geschichtlichen und politischen Hintergründe seines Lebens lebendig und wirksam zu schildern. Wer die Lebensstimmungen des deutschen Bürgertums im Süden seit den 40er Jahren kennenlernen will, wird in diesem Werk so lehrreiche Züge finden, wie in dem Briefwechsel Berthold Auerbachs mit Jakob Auerbach.

Neben Dichtern, Künstlern und Gelehrten treten nun neue Lebenskreise und Berufe in den Bereich des Schrifttums der Denkwürdigkeiten und Selbstbiographien. Eine für das Gepräge der Zeit ganz besonders bezeichnende Erscheinung, eine Art Mittelglied zwischen Gelehrten- und Unternehmertum, stellt Heinrich Schliemann (1822—1890) dar. Seine Aufzeichnungen bilden nur ein schmales Bändchen, aber sie geben Kunde von einem kühnen Schwung der Phantasie, von zäher Lernbegier und Tatkraft, von umsichtiger Geschäftstüchtigkeit, wie sie nur in einer Zeit der Tat und des Willens sich entfalten können. Die Erzählung, wie den Krämerlehrling, der Heringe und Schnaps verkauft, die Homerverse, die ihm ein entgleister Gymnasist vorsagt, bis zu Tränen rühren, wie dann der junge Handlungsgehilfe in seinen kärglichen Mußestunden Sprache um Sprache erlernt, wie der durch kluge Geschäfte zu Vermögen Gelangte seinen alten Plan, die Stätten der homerischen Dichtungen auf eigene Gefahr zu durchforschen, in großem Maßstab aufnimmt und durchführt, diese Erzählung gehört zum Packendsten, was unser neueres Schrifttum an Auf-

zeichnungen aus dem eigenen Leben besitzt. Nicht minder tritt uns in den „Lebenserinnerungen" (1892) von Werner Siemens, dem Begründer der modernen Elektrotechnik, das Lebenswerk und Lebensbild eines Mannes der neuen Zeit entgegen. Je weniger er schriftstellerischen Wirkungen nachgeht, desto stärker zieht die selbstverständliche Klarheit, Kraft und Lebendigkeit der Darstellung an. Auch technische Dinge weiß er in anschaulichster Weise zu beschreiben, wie die Schilderung seiner Kabellegungen beweist, und überall spürt man die starke, menschlich anziehende Persönlichkeit dieses Vorkämpfers moderner technischer Kultur durch, der eine glückliche Vereinigung von Gelehrtem und Techniker, von Erfinder und Unternehmer darstellt und in seinem unermüdeten Schaffensdrang, seiner raschen Entschlossenheit, seiner selbstvertrauenden Tatkraft ein vornehmer Vertreter des neuen Deutschland war. Die Erinnerungen von Siemens gehören mit dem ersten Band der Denkwürdigkeiten von K. Schurz und den Denkwürdigkeiten des Prinzen Kraft von Hohenlohe-Ingelfingen zu der kleinen, aber erlesenen Zahl von Selbstbiographien neuerer Zeit, die auch in einer Volksausgabe erschienen. Ein Volksbuch im besten Sinn sind auch die von K. Hagenbeck aufgezeichneten, und unter dem Titel: „Von Tieren und Menschen" (1909) aufgezeichneten Lebenserinnerungen. Daß die Erzählungen Hagenbecks von seinen Erlebnissen mit Löwen, Schlangen und Elefanten und all den Tieren, mit denen ihn sein Beruf als Tierhändler, Tierbändiger und Tiergartenbesitzer zusammenführte, einen ungemein starken, stofflichen Reiz haben, braucht keiner besonderen Hervorhebung. Was er von der Beschaffung dieser Tiere, ihrer Beförderung, ihrer Eigenart, ihren Lebensgewohnheiten zu berichten weiß, zeigt, wie eng der Verfasser mit seinem Beruf verwachsen war, und wie lebendig, ja dramatisch er zu erzählen und zu schildern versteht. Zugleich erlebt es der Leser in dem Buche mit, wie Hagenbeck durch Wagemut, Geschäftstüchtigkeit und Umsicht die kleine, von seinem Vater überkommene Tierhandlung zu einem weitverzweigten Weltunternehmen ausgestaltete.

Neben der stolzen Entwicklung der Technik, der Industrie, des Unternehmertums hat die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts auch den raschen Aufstieg der Industriearbeiterschaft, des vierten Standes gebracht. Seit der Theologe P. Göhre in seinem aufsehen-

erregenden Buch: „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche" (1891) seine Erlebnisse und Erfahrungen beschrieben hatte, wurden die selbstbiographischen Aufzeichnungen aus diesen Kreisen immer häufiger. Außer P. Göhre selbst hat auch A. Bebel mehrere solche Lebensbeschreibungen von Arbeitern und Arbeiterinnen herausgegeben. Außerdem gehören die eigenen Erinnerungen Bebels, die von O. Krille u. a. hierher. In mehreren Bänden sind „Lebensschicksale in Selbstschilderungen Unbekannter" erschienen, darunter „Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin", „Erlebnisse eines Waisenknaben". Die Erinnerungen von K. Ernst „Aus dem Leben eines Handwerksburschen" berichten etwas trocken und salzlos von den Lehr- und Wanderjahren eines aus dem badischen Schwarzwald stammenden Bäckers. An schriftstellerischer Bedeutung, an menschlichem und kulturgeschichtlichem Wert werden die meisten dieser Werke weit überragt von den „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters", die, in zwei Folgen von Göhre herausgegeben, den 1841 geborenen Arbeiter Karl Fischer zum Verfasser haben, der, als 1903 sein Buch erschien, bei einem Verwandten im Anhaltischen seinen Lebensabend verbrachte. Er hatte seine Erinnerungen nur aufgeschrieben, um sich die Langeweile zu vertreiben, ohne alle schriftstellerischen Ansprüche und Absichten, auch ohne jeden politischen oder sozialen Zweckgedanken. Zeitlebens war der Verfasser völlig abseits von aller geistigen Kultur der Zeit gestanden, und hatte nur für die einfachen Verhältnisse, in denen er selbst lebte, Auge und Ohr gehabt. Aber sein Buch ist eine schlechthin klassische Urkunde: Einmal für die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands seit den 50er Jahren, und für die allmähliche Auffaugung des kleinen Handwerkerstandes durch die Industrie. Und dann für die Tatsache, daß die Erzählerkunst eine Naturgabe ist, die sich keineswegs an schriftstellerische Schulung und geistige Bildung bindet. Der aus einer kleinen Handwerkerfamilie in Schlesien stammende Verfasser hatte das Bäckerhandwerk erlernt, wurde aber bald Erdarbeiter und fand weiterhin in einer Steinfabrik und einer Eisenbahnwerkstätte Beschäftigung. Man lernt in ihm einen bezeichnenden Vertreter jenes besitz- und heimatlosen, von der Hand in den Mund lebenden Arbeitsheeres kennen, dessen Lebensbedingungen, dessen Arbeitsverhältnisse, dessen seelische und geistige

Verfassung wohl nie mit so packender Eindringlichkeit geschildert worden sind wie von K. Fischer. Dabei erzählt dieser Mann, der unbewußt die Gesetze der reinen Epik befolgt, mit einer ruhigen Sachlichkeit, die an die besten alten Chroniken und ihren Stil erinnert, und trotz der breit, manchmal sogar eintönig dahinrauschenden Darstellung doch den Leser keinen Augenblick langweilt. Seine Sprache, fast ausschließlich an Luthers Bibelübersetzung geschult, erhebt sich in einzelnen Abschnitten, wie besonders der Jugendgeschichte, zu plastischer Anschaulichkeit und wahrhaft dichterischer Wirkung, vor allem auch deshalb, weil der Verfasser kaum je den breit dahinwallenden Fluß der Erzählung durch Stimmungsmalerei, Gefühlsergüsse, lehrhafte Betrachtungen unterbricht, oder sich selbst durch schielende Seitenblicke, durch bedeutsames Augenzwinkern, durch hinweisende Grimassen bemerkbar macht. Er schildert nichts als sein Leben, das Leben derer um ihn her, und die Zustände, in denen dieses Leben gelebt wird, so wie er das alles sieht. Nur mitunter wirft die geheime Künstlerfreude des beobachtenden Zuschauers, die vergnügte Laune verhaltener Schalkhaftigkeit freundliche Lichter auf die meist kahlen und kargen Lebensgefilde, die der gelassene Erzähler durchwandert. An wahrhaft epischer Erzählergabe steht der in Margrethausen bei Balingen in Württemberg 1851 geborene Hugo Bertsch hinter Fischer zweifellos zurück. Aber in seinen „Bilderbogen aus meinem Leben" weiß er doch sein abenteuerlich bewegtes, unstetes Wanderleben in Europa und Amerika lebendig und anschaulich zu beschreiben. Man begleitet den wanderlustigen, lebenszähen und nachdenksamen Schwaben gerne von seiner Lehrzeit als Kürschner an mit den bezeichnenden Lehrjungenerlebnissen nach Frankreich und London, woselbst er als Bäcker arbeitet, nach den Vereinigten Staaten, wo er als Eisenbahnarbeiter, zuzeiten auch als Landstreicher sich durchschlägt, aufs Schiff, wo er den Matrosen macht, nach Neuseeland, wo er Holz fällt, bis dann der Veränderungslustige sich nach einem festen Heim, einer behaglichen Häuslichkeit sehnt, in Brooklyn sich niederläßt, wo er heiratet und als Kürschner arbeitet. Bertsch ist auch sonst schriftstellerisch hervorgetreten, aber seine „Bilderbogen", die unter den ähnlichen Weltfahrer- und Abenteueraufzeichnungen eine recht gute Figur machen, sind doch wohl sein natürlichstes und ansprechendstes Werk.

Mehr als in früheren Jahrzehnten treten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nun auch die Berichte, Beschreibungen, Erinnerungen und Denkwürdigkeiten von Forschungsreisenden und Ansiedlern, von Vertretern der deutschen Kolonialpolitik und von Auslandsdeutschen in den Vordergrund. Aus der großen Zahl seien nur herausgegriffen H. Wißmanns Reisewerke, die Aufzeichnungen von K. Peters, Leutwein, Dominik und anderen Afrikanern, K. Schwabes treffliches Buch: „Mit Pflug und Schwert in Deutschsüdwest", die packenden Erinnerungen einer deutschen Ansiedlersfrau in Südwest, die M. v. Eckenbrecher unter dem Titel: „Was Afrika mir gab und nahm", 1908, herausgegeben hat, weiterhin das Werk von M. v. Brandt: „33 Jahre in Ostasien", die Aufzeichnungen des Deutschamerikaners Hilgard-Villars und vieles andere. Auch die Aufzeichnungen von Fremdenlegionären und Weltfahrern, wie Erwin Rosen und C. Faber (Lutz'sche Memoirenbibliothek), seien hier genannt. Es mag bei diesen Namen sein Bewenden haben, denn schließlich gehören die Werke dieser Art doch vielfach mehr zum Schrifttum der Reisebeschreibungen, als zu den Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten im engeren Sinn.

Der Löwenanteil am Schrifttum der Denkwürdigkeiten fällt in den Jahren seit 1848 den Soldaten und Politikern zu. Von den Kämpfen der Jahre 1848/49, die die Österreicher in Italien zu bestehen hatten, berichten u. a. die bruchstückweisen kurzen Aufzeichnungen Radetzkys selbst, die Erinnerungen seines Ordonnanzoffiziers Graf Schönfeld, sowie die „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen", des Feldzeugmeisters K. v. Schönhals. Der treue Berater und Waffengefährte Radetzkys gibt freilich in seinem Buch weniger Denkwürdigkeiten, als eine klassische Darstellung selbsterlebter Geschichte. Auch später bewähren sich österreichische Offiziere als vorzügliche Darsteller, Erzähler und Plauderer. Es sei nur an Torresanis Leutnantserinnerungen, an die Skizzen des k. u. k. Obersts M. v. Angeli erinnert, die, „Altes Eisen" betitelt, „allerlei Intimes aus Kriegs- und Friedensjahren" vom Krimkrieg bis zum polnischen Aufstand 1863/64 fesch und flott erzählen. Weiterhin seien auch die gut und fesselnd geschriebenen „Memoiren eines österreichischen Generalstäblers" von Wilhelm Ritter Grün-

dorf von Zebegeny erwähnt. Sie behandeln in ungeschminkter offener Aussprache die Zeit von 1832—1866, sind besonders für die Feldzüge von 1859 und 1864 aufschlußreich — 1864 war der Verfasser die rechte Hand von Gablenz — und erweisen sich sehr reich an köstlichen Anekdoten und an pikanten Soldatenerlebnissen. Abschnitte von prächtiger Anschaulichkeit enthalten ferner die von Paul Rohrer aufgezeichneten Erinnerungen zweier österreichischer Offiziere, der Brüder Friedrich und Max von Rottauscher, die aus Österreichs Heeresleben vor 1866 und vor allem von den Schlachten bei Lissa und bei Königgrätz dramatisch belebte Bilder auf Grund eigenen Erlebens geben. Wie die Memoiren Gründorfs sind auch diese Aufzeichnungen in der Lutz'schen Memoirenbibliothek erschienen, und zwar unter dem Titel: „Als Venedig noch österreichisch war". Zahlreiche Aufzeichnungen von Mitkämpfern entstammen sodann den Kriegen der 60er Jahre, die die deutsche Einheit anbahnten, aber sie werden an Umfang und Gewicht unendlich überboten durch die Denkwürdigkeiten und Erinnerungsbücher, die der Krieg von 1870/71 hervorgebracht hat. Sie bilden eine umfangreiche Bücherei für sich. Unter ihren Verfassern sind Generäle und gemeine Soldaten, Offiziere aller Rangstufen und Heeresangehörige jeder Art vertreten. Auch wenn man von Tagebüchern und Briefen ganz absieht, bleibt immer noch eine stattliche Anzahl von zusammenhängenden, schriftstellerisch durchgearbeiteten, eingehenden Darstellungen. So geben die persönlichen Erinnerungen von J. v. Verdy du Vernois (1895) „Im Großen Hauptquartier 1870/71", die aus einzelnen Aufsätzen hervorgegangen sind, fesselnde Einblicke in das tägliche Leben beim Generalstab des Großen Hauptquartiers. Zu den volkstümlichsten Erinnerungsbüchern aus den deutsch-französischen Kämpfen gehört eine Reihe von Werken, die das Leben der kämpfenden Truppen, die Wechselfälle und Verheerungen des Krieges aus eigenstem Erleben und Erfahren schildern. So haben die Bücher des bayrischen Hauptmanns Tanera durch ihren flotten und frischen Ton, die Erlebnisse eines Kriegsfreiwilligen von K. Zeitz durch ihre lebendige Anschaulichkeit zahlreiche Leser gefunden. Die Erinnerungen eines Feldpredigers von E. Pfleiderer fesseln durch ihren Reichtum an anregenden, feinsinnigen Gedanken und Betrachtungen über Kriegs- und Soldatenleben, die

farbenreichen Erinnerungen eines Schlachtenbummlers von H. Lang durch eindrucksvoll entworfene Bilder aus dem bewegten Kriegstreiben, die Fröschweiler Chronik des Pfarrers Klein durch ihre bewegliche Schilderung der Schlacht bei Wörth und des Schicksals seiner Fröschweiler Gemeinde bei diesen Kämpfen. Wertvolle Erinnerungen an diesen Krieg erhalten auch zahlreiche Offiziersdenkwürdigkeiten, deren Verfasser ihren gesamten Lebensgang vor und nach 1870/71 erzählen. Moltke konnte freilich eine Abneigung gegen Offiziersmemoiren nicht überwinden und hat es darum auch vorgezogen, seinen Beitrag zum Schrifttum über den deutsch-französischen Krieg in Gestalt einer streng sachlichen, alles Persönliche peinlich vermeidenden Geschichte des Krieges zu liefern. Und von Konstantin v. Alvensleben ist das Wort überliefert: Ein preußischer General stirbt, aber er hinterläßt keine Memoiren. Zahlreiche sogenannte „Denkwürdigkeiten", wie die des Prinzen Friedrich Karl, Roons usw., sind denn auch keineswegs Memoiren, sondern einem alten Mißbrauch des Wortes gemäß von einem Dritten zusammengestellte Stoffsammlungen für eine Lebensbeschreibung. Immerhin bleibt noch eine stattliche Zahl von Aufzeichnungen übrig, die in das deutsche Heerwesen während der zweiten Hälfte des Jahrhunderts lehrreiche Einblicke gewähren. In die erste Hälfte des Jahrhunderts reicht zurück, was der General der Infanterie H. v. Brandt aus seinem Leben erzählt. Ein früherer hannoverscher Offizier, später preußischer Generalleutnant J. v. Hartmann hat seine „Erlebnisse zu hannoverscher Zeit 1839—1866" und dabei besonders das Jahr 1866 und die Schlacht von Langensalza geschildert (1912). Lebendig hat A. v. Pfister die Stimmungen in Württemberg während der 60er Jahre und den Mainfeldzug von 1866 geschildert in seinen Erinnerungen aus seiner Leutnantszeit (1859—1869) „Deutsche Zwietracht" betitelt (1902). Gediegen, anschaulich und zusammenhängend berichtet der K. Sächsische Generalleutnant G. v. Schubert in seinen Lebenserinnerungen (1909) vom Maiaufstand in Dresden im Jahre 1849 an bis zu den Schlachten von St. Privat, Sedan und Villiers im Jahre 1870, die er mitmachte. Als Flügeladjutant König Wilhelms und als Militärattaché in Paris während der 60er Jahre, endlich 1866 im böhmischen Feldzug, stand Freiherr von Loë den maßgebenden Persönlichkeiten und Ereignissen der Zeit-

geschichte nahe, die er in seinen „Erinnerungen aus meinem Berufsleben 1849—1867" beschreibt, die 1906 erschienen. Reichhaltiger und umfangreicher sind die Denkwürdigkeiten des preußischen Generals der Infanterie E. von Fransecky (1913). Besonders eindrucksvolle Bilder entwirft er von der spartanischen Einfachheit seiner Erziehung im Kadettenhaus und der harten Schule, die der junge Offizier als Adjutant Wrangels in Münster durchlief. Auch seine Erlebnisse in dem schleswig-holsteinischen Feldzug 1848 sowie in den Kriegen von 1866 und 1870/71 sind eingehend beschrieben. Die überaus fesselnden, inhaltreichen und vielseitigen Aufzeichnungen des Militärschriftstellers Bernhardi gehören ebenso wie die Aufschriebe des Generalfeldmarschalls von Blumenthal und zahlreiche andere Urkunden aus den großen Kämpfen der 60er und 70er Jahre in das Kapitel der Tagebücher. Dagegen zählen die Erinnerungen „Aus meinem Leben" des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, weiland Generals der Artillerie und Generaladjutanten Kaiser Wilhelms I., die in vier Bänden 1897—1907 erschienen sind, zu den inhaltlich und darstellerisch wertvollsten militärischen Memoirenwerken unseres Schrifttums. Sie umfassen die Zeit von 1848 bis in die 70er Jahre und geben gleich von den Berliner Kämpfen des Jahres 1848, die der Prinz als Artillerieoffizier im Frontdienst mitmachte, lebendige Bilder, besonders auch von den Stimmungen im Offizierkorps. Reiche Eindrücke brachten dann dem Prinzen seine Jahre als preußischer Militärattaché in Wien während des Krimkriegs. Auch hier bewährt er sich als ein flotter Zeichner von Menschen und Zuständen, ebenso wie bei der Schilderung des preußischen Hofes, dem er als Flügeladjutant Friedrich Wilhelms IV. in den 50er Jahren angehörte. Weiterhin schildert er dann die Kriegs- und Friedensarbeit des Offiziers während der 60er Jahre in frischer und temperamentvoller Weise und gibt vor allem von seiner Tätigkeit 1866 und 1870/71 — er war Leiter der Beschießung von Paris — Bilder voll Farbe und Leben. Eine lebhafte, oft kühne Phantasie, ein kräftig entwickeltes Selbstgefühl, das mit Widerspruch und schonungsloser Ablehnung rasch bei der Hand ist, eine spöttische Schroffheit des Urteils geben diesen Denkwürdigkeiten eines scharfen Beobachters und flotten Erzählers ihre besondere Würze, lassen aber mitunter Zweifel an

der unbedingten geschichtlichen Genauigkeit des Berichteten aufkommen, zumal da sich der Prinz vielfach nur auf sein Gedächtnis und seine Erinnerungen stützte bei seinen Aufzeichnungen. Die Memoiren wecken, was immer ein gutes Zeichen ist, lebhafte Teilnahme für die Persönlichkeit des Verfassers, der keineswegs Geschichte schreiben, sondern nur Selbsterlebtes dem persönlichen Eindruck entsprechend lebendig wiedererzählen wollte, wie er selbst gerne den Erzählungen alter Soldaten lauschte, da sie ihm, auch wenn sie gefärbt waren, wertvoll und lehrreich erschienen. Die Schärfe seines Urteils mag vielfach mit der entsagungsreichen Jugend und der strengen Erziehung zusammenhängen, die seinem Charakter bei aller Ritterlichkeit und Vornehmheit doch etwas Herbes gaben. Dieser Erziehung dankte er aber auch die Unbeugsamkeit und Tatkraft, die ihn unter den verschiedensten, auch schwierigsten Umständen zu strengster Pflichterfüllung befähigte und ihn die höchsten Gesichtspunkte nie vernachlässigen ließ. Besonders aufschlußreich gestalten sich diese Denkwürdigkeiten auch darum, weil der Prinz sich nie mit oberflächlichen Schilderungen des äußerlich Fesselnden begnügt, sondern das ganze Getriebe des ihm aufgetragenen Dienstes geistig durchdrungen hat und den Mitteln und Wegen eifrig nachgeht, durch die politische und militärische Erfolge erzielt und Mißerfolge verhütet werden.

Noch viel reicher als an militärischen ist die Zeit seit 1848 an politischen Denkwürdigkeiten des verschiedensten Gepräges. Kaum ein deutscher Stamm, kaum eine Landschaft, die hier nicht vertreten wären. Da sind die Schleswig-Holsteiner mit Namen wie Schleiden und Henrici, die Sachsen mit den Werken von Beust, Friesen und Vitztum von Eckstädt, von denen sich besonders Beusts Memoiren durch gewandte und anregende Darstellung viele Leser gewonnen haben. Da sind die Schwaben mit Aufzeichnungen von Reyscher, R. v. Mohl, Mittnacht und Schäffle. In Österreich tritt an die Stelle des oft beklagten Mangels an Denkwürdigkeiten in der vormärzlichen Zeit seit 1848 eine rege Schaffensfreudigkeit auf diesem Gebiet. Es genügt, auf die eingehenden Werke eines A. v. Arneth, eines L. v. Przibram, eines A. v. Hübner, eines E. v. Plener hinzuweisen. Und wie sich für jedes deutsche Land eine Reihe von Darstellern der eigenen politischen Kämpfe und Taten aufzählen

ließe, ebenso sind die einzelnen politischen Richtungen, sind die verschiedenen politischen Berufs- und Betätigungsarten vertreten. Groß ist besonders die Zahl der Volksvertreter und politischen Schriftsteller, die sich über ihre Tätigkeit vernehmen lassen. Viktor von Unruh, der Präsident der preußischen Nationalversammlung 1848, hat Erinnerungen aus seinem Leben hinterlassen; G. Beseler beschreibt in knappen Berichten sein „Erlebtes und Erstrebtes"; der spätere Führer der sächsischen Nationalliberalen K. Biedermann zeichnet ebenso wie der Staatsrechtslehrer und Protestantenvereinler J. K. Bluntschli seine Erinnerungen auf. O. Otker, der Kurhesse, schildert in seinen Aufzeichnungen besonders auch seine Jugend in der kernhaft lebendigen Art Immermanns. In der Reihe der politischen Schriftsteller hat sich H. Wagner, der bekannte Kreuzzeitungsmann, durch Denkwürdigkeiten ein Gedächtnis gestiftet, ebenso wie J. v. Eckardt, G. v. Ortzen, J. Bachem, Graf Hoensbroech mit seinen Mitteilungen aus seiner Jugendzeit und aus den Jahren, da er der Gesellschaft Jesu angehörte, K. Jentsch mit seinen „Wandlungen", die die Gabe des Schlesiers, sich behaglich mitzuteilen, besonders in den Schilderungen der schlesischen katholischen Geistlichkeit bewähren. Daneben wachsen im Gefolge wichtiger Vorgänge, im Umkreis beherrschender politischer Persönlichkeiten ganze Gruppen von Aufschrieben und Werken memoirenhaften Gepräges auf. Wieviel hatte schon das Jahr 1848 hervorgebracht an Erinnerungen und Berichten usw. von beteiligten Freiheitskämpfern, Volksvertretern, Politikern. Wie ist nunmehr um Bismarcks überragende Persönlichkeit her ein ganzes Schrifttum von Aufzeichnungen der ihm Nahestehenden entstanden. Es seien nur die Namen Tiedemann, Keudell, Busch, Wilmowski genannt. Großes Aufsehen erregten seinerzeit die Denkwürdigkeiten von Herzog Ernst II. von Koburg: „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit" (1887/89), die den Anteil des geschäftigen Fürsten an der Geschichte der deutschen Einigung auf Grund einer ausgebreiteten Kenntnis der handelnden Personen darstellen. Etwa denselben Zeitraum umfassen die sachlichen und eingehenden Erinnerungen von R. Delbrück von einem anderen Sehwinkel aus, sie erweitern sich stellenweise zu einer Geschichte der preußischen Handelspolitik im

19. Jahrhundert. Fesselnder und anregender lesen sich die „Erinnerungen von L. Bamberger (1899), denn überall steht der Leser unter dem Eindruck der klugen, weltmännisch vielseitigen Persönlichkeit des Verfassers, eines ungewöhnlichen Reichtums an wertvollen, allgemeinen, volkswirtschaftlichen und politischen Betrachtungen, und einer seltenen Gabe, gesellige, geistige und politische Zustände anschaulich und einleuchtend zu schildern. Nicht bloß die politischen Anfänge Bambergers, sondern vor allem das Frankreich und Paris Napoleons III. wird in diesen Aufzeichnungen wunderbar lebendig, und die Bildnisse der Musiker, Dichter und Politiker jener Zeit sind sicher und sprechend gezeichnet. Auch der Elsässer A. Schneegans versteht es, französische und elsässische Stimmungen und Verhältnisse vor und nach 1870/71 trefflich zu schildern, und Ferdinand Eckbrecht Graf Dürckheim-Montmartin gibt in seinen „Erinnerungen aus alter und neuer Zeit" (1887) fesselnde Einblicke in seine Tätigkeit als französischer Verwaltungsbeamter unter Louis Philipp und Napoleon III., in seine aus den Tagen von Ham stammenden Beziehungen zu letzterem und in die Beweggründe seines Eintretens für die deutsche Sache im Elsaß nach 1870. Man lernt in dem Verfasser nicht bloß einen mitteilungsfrohen, begeisterungsfähigen, unerschrockenen und gewissenhaften Edelmann kennen, sondern auch einen Schriftsteller von frischer Darstellungsgabe und lebendiger Aufgeschlossenheit. K. F. Meyer hat das Werk einer eingehenden Beurteilung gewürdigt und rühmt dabei, wie der Verfasser das Selbsterlebte in leichten Linien mit den öffentlichen Ereignissen verbinde, dergestalt, daß wir die Entwicklung des Helden aus harmlosen Anfängen und bescheidenen Aufgaben zu immer höheren Stellungen und verantwortungsreicheren Entscheidungen bis zu den höchsten, ernstesten, der Wahl zwischen Heimaten und Bürgerrechten, verfolgen können. Juli-Regime und zweites Kaiserreich seien vollständig in seinem Buch enthalten. Klassisch berühre die Schilderung der Verderbnis der Verwaltungsgrundsätze unter Louis Philipp. Auch die Lage Napoleons zwischen seiner Wahl zum Präsidenten und dem Staatsstreich werde durch die Erzählung von seinem Besuch in Kolmar ungemein anschaulich. Besonders aber schätzt der Schweizer Dichter die mannigfaltigen landschaftlichen Skizzen und reichen Kostümbilder, die der Graf von den

Gegenden mitbringt, die er verwaltet und bereist. Daß dabei der sittliche Gehalt des Werkes überall eingekleidet ist in die heitere Form einer offenherzigen, oft witzigen Plauderei und beflügelt durch den Schwung einer höchst lebendigen Einbildungskraft, weiß K. F. Meyer besonders zu rühmen, ebenso wie die weltoffene Lebenszuversicht des Grafen, seine Staatstreue, sein Pflichtgefühl, seinen Unabhängigkeitssinn, der nicht an Ämtern und Würden klebt. „Ein interessantes und liebenswürdiges Buch, wird schließlich der Gesamteindruck zusammengefaßt, interessant für die Zeitgeschichte und liebenswürdig durch die Lebendigkeit der Erzählung und eine aus jeder Zeile redende Lauterkeit des Wesens."

So wertvoll diese Werke sein mögen, soweit sie sich auch schriftstellerisch über andere Erzeugnisse der Folgezeit, z. B. auch über die tagebuchartigen, gedankenarmen, respektlos trockenen Denkwürdigkeiten des dritten Kanzlers, des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe, und ähnliche Epigonenschöpfungen erheben mögen, über alle ragen doch an menschlichem Gehalt, an geschichtlicher Bedeutung, an Kraft der Darstellung Bismarcks Gedanken und Erinnerungen empor, gleich einem massigen Berghaupt, das nicht bloß über die Niederungen der Ebene, sondern auch über die Gipfel seiner Umgebung beherrschend und mächtig emporsteigt. Zugleich verkörpert sich in diesem Werk der Geist und die Eigenart des ganzen Zeitabschnitts wie in einem machtvollen Sinnbild. Was der Ruhm und Stolz der ganzen Epoche war, stellt sich hier ebenso machtvoll und bezwingend dar, wie das, was der Zeit und damit auch der Selbstdarstellung dieses Geschlechts fehlte. Kaum je hat sich in Deutschland außer beim Tode Kaiser Wilhelms I. in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Totenklage erhoben gleich der am Ende Juli des Jahres 1898, als der Schöpfer und erste Kanzler des Deutschen Reiches die Augen schloß. Es war dem deutschen Volke zu Mute, als sei ein mächtiger Schutzgeist, unter dessen schirmenden Fittichen man bisher sicher gewohnt, aus dem Lande fortgezogen, und die Mutigsten drohte ein Gefühl der Vereinsamung und Verwaisung düster zu überschatten. Um so lebendiger und mächtiger war darum die Teilnahme, die sich dem schriftlichen Vermächtnis des toten Kanzlers zuwandte, jenem Werke, das, wie man wußte, seit Jahren vollendet vorlag, aber erst nach dem Tode des Fürsten an die Öffentlichkeit treten sollte.

Selten ist ein Werk mit solcher Spannung erwartet, mit so leidenschaftlicher Anteilnahme begrüßt, mit so tiefer Ergriffenheit aufgenommen worden, wie die „Gedanken und Erinnerungen Otto von Bismarcks", die im Todesjahr des Fürsten gegen Ende November im Buchhandel erschienen. Wohl hatte Bismarck, wie wenige Staatsmänner vor ihm, schon bei seinen Lebzeiten in weitem Maße durch Veröffentlichungen verschiedenster Art dafür gesorgt, sein politisches und staatsmännisches Wirken ins richtige Licht zu rücken, und dem raschen Wuchern der Legende zeitig den Boden zu entziehen. Jedem Kundigen sind die Namen und Werke der Sybel, Poschinger, Horst Kohl, M. Busch ebenso bekannt wie die mannigfachen Ausgaben von Berichten und Denkschriften, von Briefen, Reden und Gesprächen des Fürsten, die lange vor seinem Tode erschienen, und willkommenen Stoff für die genauere Erforschung seines Werkes und seiner Persönlichkeit darboten. Aber das letzte, zusammenfassende und abschließende Wort des großen Staatsmanns über sein Lebenswerk, das war doch eine ganz besondere Sache für sich. Und so zitterten Tausende und Abertausende in Deutschland und im Ausland vor Erwartung, als sie das Werk erstmals zur Hand nahmen, in dem der große Kanzler von seinen Taten und Kämpfen Rechenschaft ablegte und mahnend und warnend nochmals an sein Volk sich wandte. Schon wenige Tage nach dem Erscheinen des Werkes waren über 100000 Stück der deutschen Ausgabe in festen Händen, und die stattliche Zahl neuer Ausgaben und Auflagen, die seither erschienen sind, zeugt von der stets wachsenden Verbreitung des Buches. Wohl mag viele, als sie zum erstenmal danach griffen, vor allem auch die Erwartung gekitzelt haben, diese Aufzeichnungen werden überraschende Enthüllungen bringen, die Schreck und Verwirrung verbreiten und den Anfang weitgreifender Ärgernisse bilden. Die dergleichen im stillen hofften, sind nicht auf ihre Rechnung gekommen. Schon ein flüchtiger Blick in das Werk konnte zeigen, daß der Fürst nicht unter die Skandalmacher und Enthüller gegangen war, sondern auch bei diesem Werk die Selbstzucht des wahren Staatsmanns geübt und die ganze Wucht und Größe seiner Persönlichkeit eingesetzt hatte. Mußte doch selbst ein alter Gegner des Fürsten, wie L. Bamberger, bekennen, daß die Weltliteratur durch die Gedanken und Erinnerungen um ein höchst inhaltreiches,

geschichtliches, politisches und psychologisches Denkmal menschlicher Geistes- und Charakterstärke bereichert worden sei. Bismarck habe sich ein schriftliches Monument gesetzt, welches von keinem ähnlichen Werk unter seinen Vorgängern in der Herrschaft über Völker und Zeiten übertroffen werde, dem kein solches an Vielseitigkeit, Zusammenfassung und Darstellungskunst an die Seite zu stellen sei, keines, das so fesselnd den Leser in Beschlag nehme von der ersten Zeile bis zur letzten.

Schon im Jahre 1877, als sich Bismarck mit Rücktrittsgedanken trug, erwog er den Plan, die Zeit der Ruhe durch die Abfassung von Denkwürdigkeiten zu beleben und nutzbar zu machen. Er gedachte, sich dabei der Beihilfe Lothar Buchers zu bedienen. Aber erst 1890 nach seiner Entlassung nahm er diesen Plan wieder auf. Er verglich sich selbst in jenen Wochen und Monaten mit einem Baum, dem das Spalier entzogen sei, und der nun hin und her schwanke, bis ein Sturm ihn knicke. Es mußte etwas geschehen, um ihm über die Zeit des Grolls und der Beschäftigungslosigkeit wegzuhelfen, und da vereinigte sich der Rat Schweningers mit den eigenen Absichten des Fürsten zu dem Vorsatz, in der Aufzeichnung von Erinnerungen und Betrachtungen Rückschau und Ausschau zu halten. Lothar Bucher bereitete die Ausführung vor. Am 6. Juli 1890 wurde der Verlagsvertrag mit dem Leiter des Cotta'schen Verlages, K. Kröner, unterzeichnet, und nun konnte die Arbeit beginnen. Da Bismarck selbst nicht schreiben wollte, galt es, ihn zum Erzählen zu bringen, womöglich in einer gewissen planmäßigen Ordnung und Folge. Das war Buchers Aufgabe, der die Erzählungen Bismarcks mit Kurzschrift festhielt, aber sie war nicht immer leicht und angenehm. Oft brach die Erzählung nach Buchers Mitteilungen an Busch beim Wichtigsten ab und gab nur Bruchstücke, oft ließ Bismarck den Faden ganz fallen, ohne ihn später wieder aufzunehmen, oft schweifte er ab und sprang von der Vergangenheit zur Gegenwart über, oft zeigte sich auch das Gedächtnis des Fürsten unzuverlässig, oder es fehlte an den nötigen Aktenstücken. Bucher, der damals schon ein kranker, übellauniger Mann war — er starb im Oktober 1892 —, klagte viel über das Unbehagliche seiner Tätigkeit. Vielleicht erschien sie ihm auch darum besonders unbefriedigend, weil ihm etwas ganz anderes vorschwebte als dem Fürsten. Bucher dachte an eine Art von Darstellung der

Zeitgeschichte, Bismarck wollte nie etwas anderes als persönliche Erinnerungen, als ein Memoirenwerk geben. Nichtsdestoweniger war der treue Gehilfe Bismarcks eifrig bei der Sache. Er zerschnitt die Masse der Diktate, fügte sie zu zusammenhängenden Abschnitten und Kapiteln mosaikartig zusammen, füllte die Lücken im Anschluß an seine Aufzeichnungen, ergänzte Unvollständiges nach Angaben des Fürsten und übergab diesem das Ganze zur Überarbeitung. Diese bestand in stilistischen Verbesserungen und in Einfügung von oft seitenlangen Ergänzungen. Nachdem so einzelne Kapitel drei bis viermal überarbeitet waren, konnte das Werk bis 1893 im wesentlichen als abgeschlossen gelten, und die schwere Erkrankung des Fürsten in Kissingen gab im Sommer 1893 Veranlassung, das Ganze zu setzen und in Druck zu geben. Die Fahnen dienten nun, wie Horst Kohl in seinem Wegweiser zu den Gedanken und Erinnerungen mitteilt, dem Fürsten als Unterlage für weitere Umarbeitungen. Aber zur Einfügung neuer Kapitel und zur Ausfüllung von Lücken, die auch der Fürst als solche empfand, wie das Fehlen eines Abschnitts über die äußere Politik in den Jahren 1866—1870, kam es nicht mehr. Zu solchen größeren Änderungen und Ergänzungen fehlte seit Buchers Tod die treibende Kraft. Dazu traten beim Fürsten allerlei Abhaltungen und Hemmungen durch Massenbesuche und Einzelempfänge, durch Briefwechsel und Beschäftigung mit der Tagespolitik, durch den Tod der Fürstin und eigene Altersleiden. Trotzdem wurden zahlreiche Einzelheiten geändert, Versehen und Irrtümer berichtigt, politische Betrachtungen eingefügt, scharfe Ausdrücke, besonders in der Beurteilung einzelner Persönlichkeiten abgemildert. Es wäre für den Bismarckverehrer von hohem Reiz, diese Entstehung des Werkes im einzelnen verfolgen zu können an der Hand einer Ausgabe, die die verschiedenen Stufen der Bearbeitung erkennen läßt. Aber auch ohne ein derartiges Hilfsmittel läßt die vorliegende Gestalt der Gedanken und Erinnerungen deutlich feststellen, daß wir kein Werk aus einem Guß, keine völlig fertig und schriftstellerisch abgerundete, lückenlos in sich geschlossene Arbeit vor uns haben. Wenn Marcks davon redet, daß der greise Staatsmann sein Erinnerungsbuch als Torso hinterlassen habe, so mag dieses Urteil freilich vielleicht zu hart erscheinen, eher dürfte Meinecke das Wesen der Sache treffen, wenn er darauf hinweist, daß das ganze Werk

wie ein natürlich gewachsener Wald, nicht wie ein wohl komponierter Park zustande gekommen sei. Jedenfalls steht fest, daß nur einzelne Kapitel aus einem Guß sind, wie die Schilderung Kaiser Wilhelms I., der Bericht über den Zusammenstoß mit dem Kronprinzen 1863, die zusammenfassenden Betrachtungen über Dynastien und Stämme, über den Dreibund, über die zukünftige Politik Rußlands usw. Die übrigen fassen unter einem Sammeltitel verschiedenartige Bestandteile zusammen, die nicht immer der Überschrift entsprechen. Marcks weist darauf hin, wie der Fürst manchmal seine Ausführungen an ein Aktenstück oder mehrere anknüpfte, die ihm zur Hand waren, und um diesen Kern herum das übrige gruppierte. So besteht das Kapitel über König Ludwig von Bayern aus dem Briefwechsel Bismarcks mit diesem Monarchen und einer kurzen Einleitung. Auch neue Bücher geben dem Fürsten oft Anregung, wie das Buch Hayms über Duncker. So sind die Lücken, Sprünge, Wiederholungen und Einschübe entstanden, die schon bei flüchtigem Lesen auffallen, und ebenso das Unzusammenhängende, Splitterhafte, Mosaikartige mancher Kapitel.

Der Einblick in das Werden und Entstehen des Werkes muß jedem Unbefangenen deutlich machen, daß die Gedanken und Erinnerungen von ihrem Verfasser in keiner Weise als Selbstbiographie im eigentlichen Sinn des Worts angelegt wurden. Bismarck wollte in dem Werk geben, was der Titel besagt: „Gedanken und Erinnerungen", d. h. ein Erinnerungs- und Memoirenwerk mit stark lehrhaftem Einschlag. Eine Vergleichung der Gedanken und Erinnerungen mit Goethes Dichtung und Wahrheit wird darum in der Hauptsache stets zu einer Feststellung der durchgreifenden Verschiedenheiten beider Werke führen. Goethe geht darauf aus, das Wachsen und Werden der eigenen Persönlichkeit betrachtend und zergliedernd zu verfolgen von den ersten Jugendjahren an. Bismarck geht über seine ganze Kinder-, Knaben- und Jugendzeit mit einigen kurzen Bemerkungen und Andeutungen im ersten Kapitel weg. Das Schwergewicht von Goethes Darstellung fällt auf die dankbare Schilderung der Einflüsse und Einwirkungen, die er erfuhr. Bismarcks Aufzeichnungen erzählen fast ausschließlich von seinem Wirken auf die Welt und von seinen Kämpfen gegen widrige Gewalten und feindselige Gegnerschaften, während von Einwirkungen auf die Entwicklung seiner Persönlichkeit kaum

irgendwo die Rede ist. Die Selbstbiographie des großen Dichters ist mit wohlüberlegter Kunst angelegt, um das Bild eines lückenlosen, stetig fortschreitenden Wachstums zu gewinnen. Die Aufzeichnungen des großen Kanzlers können in ihrer Gesamtanlage und in zahlreichen Einzelabschnitten das Gepräge des zufällig Gewachsenen, Leichthingeworfenen nicht verleugnen. Dem Dichter ist die Beobachtung und Zergliederung der eigenen Persönlichkeit, die Feststellung ihrer Besonderheiten und Bedürfnisse etwas Selbstverständliches. Der Staatsmann lebt nur in seinem Werke und läßt von seinen rein persönlichen Neigungen und Liebhabereien, seinen privaten Beziehungen und Verhältnissen kaum im Vorübergehen etwas ahnen. Wieviel ist von Liebe und Freundschaft in Goethes Dichtung und Wahrheit die Rede, und wie streng beschränkt sich Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen auf den Bereich der staatlichen und politischen Beziehungen und Vorgänge. Wie wohl umhegt, traulich und warm mutet bei aller frischen Regsamkeit und klaren geistigen Rüstigkeit die Welt Goethes an, und wie atmen Bismarcks Denkwürdigkeiten allenthalben die herbe Unerbittlichkeit eines schonungslosen Wirklichkeitssinns. Die beiden Werke weisen in ganz verschiedene Bereiche des Geistes, und im großen und ganzen beruht ihre einzige Ähnlichkeit in der Tatsache, daß wir in ihnen zwei der bedeutendsten Werke der Selbstdarstellung besitzen, die in der lebendigen Veranschaulichung ihrer Helden, die zugleich die Verfasser sind, in ihrem Reichtum an menschlichem und geistigem Gehalt, in dem unnachahmlichen Reiz der Darstellung ihresgleichen suchen im Schrifttum der Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten.

Wie die Gedanken und Erinnerungen keine kunstvoll angelegte Selbstbiographie in der Art von Goethes Dichtung und Wahrheit sind, so lassen sie sich auch nicht ohne weiteres, wie oft geschieht, mit den Kommentarien Cäsars vergleichen, oder mit der Geschichte meiner Zeit, der Geschichte des Siebenjährigen Kriegs und den anderen zeitgeschichtlichen Werken Friedrichs des Großen, noch endlich mit den sogenannten Memoiren Napoleons, wie er sie auf St. Helena seinen Getreuen, einem Gourgaud und Montholon, in die Feder diktierte. Alle diese Werke wollen Geschichtswerke sein, wollen Geschichte erzählen. So stark auch besonders bei Cäsar und noch mehr bei Napoleon bestimmte politische Absichten auf die Ge-

staltung des Stoffs und die Darstellung einwirkten, so unmöglich es ist, als Handelnder allen Mithandelnden und Gegnern Recht widerfahren zu lassen, Werke dieser Art wollen trotzdem auf den Anschein strenger, kühler Sachlichkeit nicht verzichten. Die Tatsache, daß die Verfasser solcher Darstellungen sich nie in der ersten Person einführen, sondern von sich selbst wie von einer dritten, fremden Person reden, bestimmt das Gepräge derartiger Werke viel stärker, als der oberflächliche Leser ahnt. Der Verfasser verzichtet durch diesen Sprachgebrauch von vornherein auf die Möglichkeit, seine Empfindungen und Gefühle, seine inneren Erlebnisse und Kämpfe rückhaltlos und eingehend darzulegen. Er wird auf eine sachliche Darstellung hingewiesen, die in Anordnung und Klangfarbe nach den Errungenschaften wissenschaftlich leidenschaftsloser Geschichtserzählung streben muß. Solche Ziele lagen dem grollenden Bismarck der 90er Jahre durchaus fern, ganz abgesehen davon, daß es seiner vulkanischen Persönlichkeit überhaupt und jederzeit ein tiefempfundenes Bedürfnis war, frei und ungehemmt sein innerstes Erleben und Fühlen auszusprechen und sich mit seiner ganzen Persönlichkeit zu geben und einzusetzen. Er hätte jenen unpersönlichen Stil mit allen seinen Folgerungen als eine Maske empfunden, wie sie der Kultur romanischer Völker oder des Rokokozeitalters vielleicht angemessen war, aber nicht dem Abschnitt der deutschen Geschichte, dem seine Persönlichkeit den Stempel ihres Wesens aufgedrückt hatte. Zudem hätte bei einer Darstellung solcher Art gerade das ungesagt bleiben müssen, was ihm am meisten am Herzen lag, ganz abgesehen davon, daß ihm für eine einigermaßen vollständige Geschichtserzählung die nötigen Akten und sonstigen Unterlagen fehlten. So kann auch die Vergleichung der Gedanken und Erinnerungen mit den genannten Werken nur dazu dienen, die Überzeugung zu vertiefen, daß wir es bei dem Werke Bismarcks mit einem richtigen Erinnerungs- und Memoirenwerk zu tun haben, dem, wie der Titel andeutet, ein stark lehrhaftes Gepräge eigen ist. Den Aufzeichnungen Bismarcks sind alle die Züge eigen, durch die sich Denkwürdigkeiten von wissenschaftlicher Geschichtsdarstellung unterscheiden. Die persönlichen Erinnerungen und Stimmungen bestimmen Form und Inhalt des Ganzen in weitgehendster Weise, und überall haben wir mit den eigentümlichen Gesetzen zu rechnen, die dem Gedächtnis verwehren,

die wirklichen Ereignisse ungetrübt und unverändert widerzuspiegeln. Man wird sich darum nicht wundern dürfen, wenn auch in den Denkwürdigkeiten des großen Kanzlers unbeschadet aller subjektiven Wahrheitsliebe des Verfassers Ungenauigkeiten und Irrtümer mit unterlaufen, wenn die schaffende Phantasie Zusammenhänge verdunkelt, Ereignisse umformt, Gestalten und Begebenheiten in das Licht persönlicher Auffassungen und Vorurteile rückt, Zusammengehöriges trennt, Getrenntes zusammenschiebt und die Vergangenheit vom Standpunkt des Schreibenden aus sieht, der die Stimmungen und Anschauungen bei der Abfassung seines Werks in die rückliegenden Zeitabschnitte zurückträgt.

Die wertvollen Abhandlungen von Marcks und Lenz haben sich zur Aufgabe gemacht, an zahlreichen Einzelheiten solche Irrtümer, Umformungen und Verschiebungen in den Gedanken und Erinnerungen nachzuweisen und im besonderen festzustellen, wie die Stimmungen Bismarcks nach seiner Entlassung allenthalben auf die Darstellung gewirkt haben. Es sei nur an die zahlreichen Seitenbemerkungen erinnert, die auf den neuen Kurs zielen, wie das Wort von den Schwächen und Irrtümern einer politischen Epigonenwirtschaft, oder die bittere Anspielung auf den Versuch Caprivis, seinem Vorgänger das Recht der freien Meinungsäußerung zu unterbinden. Daß neben solchen unverhüllten Ausfällen und Tatzenhieben nicht bloß die ganze Stimmung, die die Gedanken und Erinnerungen erfüllt, sondern auch die Auswahl des Stoffs, die Beleuchtung der Personen und Ereignisse, die Färbung der politischen Betrachtungen aufs stärkste beeinflußt ist von den Erlebnissen der 90er Jahre, bedarf kaum einer besonderen Hervorhebung, zumal da sich auch in anderen Dingen nachweisen läßt, wie der Fürst unbewußt die Beweggründe, Leitgedanken und Gesichtspunkte seiner früheren Jahre im Sinne seiner späteren Entwicklung umfärbt. So ist zweifellos in seiner früheren Politik der deutsche Gedanke viel stärker hinter dem preußischen zurückgetreten, als die Gedanken und Erinnerungen annehmen und voraussetzen. Weiterhin hat dann R. Fester in seiner Arbeit über den historiographischen Charakter von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen gezeigt, wie das Werk nicht bloß durchaus das Gepräge von Denkwürdigkeiten mit allen Mängeln und Vorzügen dieser Gattung aufweist, sondern auch durchaus von praktischen, politischen Ge-

sichtspunkten getragen ist. Politische Rücksichten sind es zu einem großen Teil, aus denen wir uns die Lücken und Verschweigungen des Werks erklären müssen. Das trifft wohl weithin zu auf die vielfach äußerst kurze und unvollständige Behandlung der inneren, besonders der sozialen und wirtschaftlichen Politik, die im Bewußtsein des Fürsten hinter den äußeren Angelegenheiten an Wichtigkeit durchaus zurückstand. Das trifft zu auf die etwas verschwommene Schilderung seiner Stellungnahme zu den Einverleibungen im Jahr 1866, auf die Verschweigung der bayrischen Gelüste nach der badischen Pfalz, die sich im Jahre 1870 bekundeten, auf das kurze Hinweggleiten über die spanische Thronbewerberfrage, die die Vorgeschichte des Krieges von 1870/71 bildete. Auch wenn er über König Ludwig II. sich nur zurückhaltend äußert, und über seine Absonderlichkeiten schonend hinweggeht, wenn er an der falschen Unterstellung festhält, das Tagebuch Kaiser Friedrichs sei gefälscht gewesen, wenn er die diplomatische Unfähigkeit eines Bunsen und Usedom kräftig beleuchtet, so sind nach Festers überzeugenden Ausführungen fast immer irgendwelche praktische, politische Beweggründe hiefür maßgebend. Bald gilt es, bundesstaatliche Empfindlichkeiten zu schonen und peinlichen Erinnerungen auszuweichen, bald kommt es darauf an, Gefahren, die sich zu wiederholen drohen, scharf zu kennzeichnen, oder durch taktvolle Verschwiegenheit die Zuverlässigkeit und Vertrauenswürdigkeit der deutschen Politik ins rechte Licht zu setzen. Besonders offenkundig sind die Äußerungen über das Verhältnis zu Österreich und Rußland, und die Kapitel, die der zusammenhängenden Betrachtung dieser Fragen gewidmet werden, fast überall bestimmt durch die politische Lage der 90er Jahre, wie sie durch den neuen Kurs, die Kündigung des Rückversicherungsvertrags mit Rußland und andere Maßnahmen geschaffen war. Überall ist die Erzählerlust gebändigt und geleitet, das Gepräge der allgemeinen Betrachtungen und Erwägungen beeinflußt durch Zweckmäßigkeitsgründe von politischem Belang, wie ihn denn auch in den früheren Kapiteln nur das beschäftigt, was in der Gegenwart fortwirkt, oder für sie von Bedeutung werden kann. Was abgetan und erledigt war, wie die napoleonischen Ideen, überläßt er neidlos den Geschichtsforschern. Das Einst wird nur erwähnt, wo es in erkennbaren, lehrreichen Beziehungen zum Jetzt steht. So muß die kurze Schilderung von

den Anfängen seiner Beamtenlaufbahn zum Anlaß eingehender Ausführungen über den Bureaukratismus dienen, und verhältnismäßig geringfügige Erlebnisse werden erwähnt, wenn sie zu Erörterungen über allgemeine Fragen einladen, wie über die Ordenssucht der Deutschen, über die Gefahren unzulässiger Hintertreppeneinflüsse bei Hofe usw. Alles einzelne wird ihm zu einem Mittel, um seine Auffassungen zu erhärten, und auch das Urteil über Persönlichkeiten ist nicht bloß von der Nacherinnerung der bestandenen Kämpfe, sondern auch von der Absicht beeinflußt, die betreffenden Gestalten als Träger bestimmter, stets wiederkehrender Richtungen zu kennzeichnen. So gilt auch von diesen Denkwürdigkeiten, daß wir aus ihnen weniger die Dinge kennen lernen, wie sie waren, als wie sie der Verfasser auffaßte und aufgefaßt sehen wollte. Fällt schon jedem Handelnden ruhige, unparteiische Betrachtung schwer, wieviel mehr einer so willensmächtigen, ganz auf Schaffen und Wirken im großen Stil abgestellten Persönlichkeit. Man darf darum „nicht ohne weiteres als Tatsachen hinnehmen, was nur die Aussagen eines gewichtigen Zeugen über diese Tatsachen sind". Denn Bismarck schrieb nicht als unbeteiligter Geschichtsforscher, sondern als gestaltender Staatsmann, der auf Gegenwart und Zukunft wirken wollte. Aber wem wäre nicht Bismarcks Zeugnis tausendmal wertvoller, als das des gelehrtesten Professors, und wer setzte sich nicht am liebsten zu den Füßen des Helden, um aus seinem Munde die Geschichte seiner Taten und Kämpfe zu vernehmen.

Wie fern dem Fürsten der Gedanke lag, eine Selbstbiographie zu schreiben, das zeigt gleich das erste Kapitel der Gedanken und Erinnerungen, das mit kurzen Bemerkungen über die ganze Jugendzeit und die Hochschuljahre hinwegeilt, um erst anläßlich der ersten Berührungen Bismarcks mit Staatsleben und Staatsdienst seine Stellung zur Monarchie, zum Adel und Beamtentum zu kennzeichnen. Diesem ersten Kapitel, das trotz seines mehr persönlichen Inhalts an Ausblicken auf die hohe Politik und an politischen Seitenbemerkungen reich genug ist, folgt die lebensvolle Erzählung der Erlebnisse und Eindrücke Bismarcks im Jahre 1848, und eine Darlegung der preußischen Politik in den Tagen von Erfurt, Olmütz und Dresden. Dann tritt Bismarck als Bundestagsgesandter in Frankfurt in den diplomatischen Dienst, und in einer Reihe von

Kapiteln behandelt nun der Kanzler seine Lehrjahre, die ihn mit den Kämpfen der Parteien, mit dem Monarchen, seinem Hof, und seinen Ministern, vor allem aber mit der äußeren Politik immer vertrauter machen, bis nach der Erkrankung Friedrich Wilhelms IV. der bisherige Bundestagsgesandte als preußischer Gesandter nach Petersburg versetzt wird. In einem leicht und liebenswürdig hingeplauderten Kapitel, das jedoch durch politischen Gehalt weniger ins Gewicht fällt, wird dann von dem russischen Aufenthalt erzählt, worauf im nächsten Abschnitt das Tor zu den politischen Meisterjahren des Kanzlers aufgestoßen wird durch seine Ernennung zum Staatsminister und vorläufigen Vorsitzenden des Staatsministeriums. Eindrucksvoll stehen an der Schwelle dieses neuen Abschnitts im Leben Bismarcks die entscheidenden Unterredungen mit König Wilhelm in Babelsberg und auf der Fahrt von Jüterbog nach Berlin. Mit Bedacht ist außerdem die wichtige Wende im Leben Bismarcks durch zwei betrachtende Kapitel hervorgehoben, die Darlegungen über die Vorgeschichte der preußischen Politik und über Dynastien und Stämme; durch sie eröffnet sich der Ausblick einesteils auf die auswärtigen Aufgaben des preußischen Staats und seine Stellung zu den fremden Mächten, anderenteils auf die Ziele der preußischen Politik innerhalb Deutschlands. Kurz werden hierauf die Mitglieder des Konfliktsministeriums gekennzeichnet nebst den Schwierigkeiten und Gefahren der damaligen inneren Politik und dem Zusammenstoß mit dem Kronprinzen. Sonst aber wendet sich die Darstellung fast ganz der auswärtigen Politik zu. Wie Marcks fein bemerkt, steigen jetzt die Kapitel: die Alvensleben'sche Konvention, der Frankfurter Fürstentag, Schleswig-Holstein, Nikolsburg, der Norddeutsche Bund, die Emser Depesche, Versailles „in fester und stolzer Reihe mit dröhnenden Schritten, Stufe um Stufe bis zu den höchsten Höhen von Bismarcks Lebensarbeit empor". Das Reich ist nun gegründet, und die Darstellung wendet sich mit den Kapiteln: Kulturkampf, Bruch mit den Konservativen, Intriguen, die Ressorts, den inneren Kämpfen und Reibungen zu, bis mit den Abschnitten über den Berliner Kongreß, den Dreibund, die zukünftige Politik Rußlands wieder die betrachtende Darstellung und Erörterung der großen Ereignisse und Entwicklungslinien der auswärtigen Politik einsetzt. Die Auswahl des Stoffes ist gerade bei der Schilderung der

70er und 80er Jahre, wo so wichtige Gebiete wie die Wirtschaftspolitik, die soziale Frage, die Anfänge der Kolonialpolitik teilweise nicht einmal erwähnt werden, sichtlich bestimmt durch die Erfahrungen und Stimmungen der Jahre nach 1890. Wie dem Kanzler bei seiner Entlassung Kränkungen von den verschiedensten Seiten nicht erspart blieben, so klingen in seinen Schilderungen aus den 70er und 80er Jahren die Reibungen und Kämpfe mit höfischen, ministeriellen, parlamentarischen Widerständen am kräftigsten nach, und je mehr ihn in den 90er Jahren die Sorge um die auswärtige Politik seines Nachfolgers beunruhigte, um so eingehender sind diese Fragen in seinem Vermächtnis behandelt. Überall und immer wieder ist die Warnung vor einer Vereinzelung Deutschlands das A und O seiner Darlegungen, und in der Überwerfung mit Rußland zugunsten einer unbedingten Hingabe an österreichische Ziele sieht er die Hauptgefahr für die Politik des neuen Kurses. Schließlich bildet dann die Kennzeichnung der beiden Kaiser, denen Bismarck diente, Wilhelms I. und Friedrichs III., den versöhnenden Abschluß des ganzen Werkes. Zugleich erhebt sich in dem Bildnis Wilhelms I. die Darstellung wieder zu einem Höhepunkt, der hinter den Kapiteln über Nikolsburg, die Emser Depesche und Versailles nicht zurücksteht.

In der Tat, welche Fülle von dramatisch bewegten Szenen, von scharf und lebensvoll gezeichneten Gestalten, von feinen Einzelzügen, von bezeichnenden Anekdoten, von eindrucksvollen Aktenstücken enthalten diese Erinnerungen! Und wenn auch der Fachmann in dem Werke nur wenig völlig neue Kunde finden mag, so kann doch niemand übersehen, wie wertvoll für den Forscher wie für den Laien diese klassische und abschließende Darstellung der Bismarck'schen Auffassung von seinem Lebenswerk sein muß. Wer empfände nicht lebendig die unersetzliche Bedeutung von Aufzeichnungen, in denen der größte Staatsmann, den Deutschland je hervorgebracht hat, der Nachwelt sein Werk erläutert und es im Rückblick überschaut. Und wer freute sich nicht der Fülle an Gedanken von Gegenwarts- und Zukunftswert, die bald die Erinnerungen anmutig und reizvoll umranken und durchflechten, bald in gesonderten Abschnitten, wie in reichen Vorratskammern, aufgeschichtet derer warten, die sie nützen sollen. Kaum ein Gebiet politischer Betätigung und Erfahrung, das der große Kanzler hier

nicht berührte, keines, sei es innere oder äußere Politik, sei es die Kunst der Diplomatie oder des Staatsmanns, für das er nicht unschätzbare Winke und Fingerzeige gäbe, das er nicht durch die Schätze seiner Erfahrung zu bereichern verstände. Durch diesen Reichtum an Gedanken und Betrachtungen nähert sich das Werk, das seinem Hauptinhalt nach zu den Denkwürdigkeiten zu zählen ist, immer wieder dem Stil der politischen Testamente und Vermächtnisse, wie sie z. B. ein Richelieu, ein Friedrich der Große hinterlassen haben.

Was aber an den Gedanken und Erinnerungen, ganz abgesehen von ihrem Gehalt, vor allem fesselt und anzieht, das ist der Reiz ihrer Darstellung, ihre Sprache und ihr Stil. Wenn an den Briefen und Reden Bismarcks ihre lebensprühende, kernhafte Unmittelbarkeit jederzeit besonders gerühmt wurde, so treffen diese Eigenschaften auch auf den Stil der Gedanken und Erinnerungen zu. Immerhin zeigt sich in dem Alterswerk des Fürsten eine gewisse Abdämpfung des Tons, ein Streben nach abgewogenem, gezügeltem Ausdruck, nach beherrschter Sachlichkeit der Darstellung. Das erklärt sich unschwer aus dem Zweck des Werkes. Wer im Angesicht der Nachwelt den Ertrag eines ganzen Lebens zusammenfaßt, der wird sich notwendigerweise in anderen Wendungen bewegen, als wo es gilt, in Briefen augenblicklichen Stimmungen Ausdruck zu geben und in Reden und Ansprachen bestimmte Einzelzwecke zu verfolgen. Tritt uns so der Bismarck der Briefe und der Reden vielfach ungehemmter und urwüchsiger entgegen, so ist doch auch in den Gedanken und Erinnerungen die Sprache ganz von dem Mark seiner eigensten Art genährt, auch da, wo sie, wie besonders in den mehr lehrhaften Kapiteln, mannigfach an den Stil der politischen Denkschrift und des diplomatischen Berichts erinnert. Von dem, was E. Marcks die „sachliche Wucht" von Bismarcks Sprache nennt, zeugen die Aufzeichnungen seines Alters ebenso wie von der weltmännischen Knappheit, der anschaulichen Frische seines Stils. Nicht zum mindesten aber liegt der Reiz der Darstellung in den scharfgeprägten, sinnspruchartigen Wendungen, und in dem schlagkräftigen Gebrauch sprichwörtlicher Redensarten und geflügelter Worte. Man vergißt die Aphorismen und Epigramme, die solcherweise immer wieder die Darstellung beleben, nicht so leicht. Wie fein verspottet er die preußische Politik in der

Zeit der Dresdener Konferenzen, die ihre Tatenscheu mit schönen Redensarten zu verbrämen suchte: „Man nannte das später moralische Eroberungen. Es war die Hoffnung, daß andere für uns tun würden, was wir selbst nicht wagten." Wie kurz und treffend bemerkt er anläßlich der Kennzeichnung des Generalpostmeisters v. Stephan: „Das Bedürfnis hoher Anerkennung ist eines der Passiva, die auf den meisten ungewöhnlichen Begabungen lastet." Dabei spürt man überall durch, daß dem Fürsten der Witz, die geistreiche Spitze, die Anführung eines Sprichworts keineswegs Selbstzweck ist. Sie müssen immer der Sache dienen und stehen wie mit innerer Notwendigkeit da in ihrer treffenden Kürze und Nachdrücklichkeit. Dies gilt auch von den Bildern und Vergleichungen, die der Sprache Bismarcks ihre herbe Frische und die gesunde Farbe ungebrochener und unangekränkelter Natürlichkeit geben. Nie ist da ein Bild, ein Vergleich bloß als rednerischer Schmuck, als zierliche Stilblüte verwendet, immer müssen sie dazu dienen, das was gesagt werden will, zu verdeutlichen und zu veranschaulichen. Und so entnimmt der Fürst diese Bilder und Vergleiche auch jederzeit den Lebensbereichen, in denen er sich heimisch fühlt und auskennt. Besonders das Landleben gibt ihm da reichen Stoff an die Hand: „Es ist, als ob unsere Staatsmänner wie die Bäume in den Baumschulen zur vollen Wurzelbildung der Versetzung bedürften." (Kap. 1.) „Weiber, Höflinge, Streber und Phantasten legen dem Monarchen Scheuklappen an, die ihn hindern, seine monarchischen Aufgaben zu übersehen." (Kap. 1.) „Friedrich Wilhelm IV. sah in mir ein Ei, das er selbst gelegt hatte und würde bei Meinungsverschiedenheiten immer die Vorstellung gehabt haben, daß das Ei klüger sein wolle als die Henne." (Kap. 4.) Die Jagd schwebt dem Fürsten vor, wenn er von Frankfurt als dem „Fuchsbau des Bundestags spricht, dessen Ein- und Ausgänge er bis auf die Notröhren kennengelernt hat." (Kap. 19.) Die Sorge vor der „Manöverkritik" der öffentlichen Meinung, die er bei Wilhelm I. oft beobachtet hat, führt wie manches andere Bild auf das Gebiet des Militärlebens. Außerdem blicken Zirkus und Rennsport, Küche und Keller in den verschiedenen Bildern durch, die er anwendet. Aber auch wo der Fürst sich auf das Gebiet einer Wissenschaft, wie der Chemie begibt, packen seine Vergleiche durch ihre lebendige Anschaulichkeit wie in dem Wort: „Die

internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt." (Kap. 29.)

Am lebendigsten und fesselndsten wird seine Darstellung da, wo er einzelne Szenen vorführt, die sich in ihrer Gegenständlichkeit seinem Gedächtnis sicher eingeprägt und durch mehrfache mündliche Wiedergabe schon feste Formen angenommen haben. Hier wie auch in anderen Abschnitten zeigt sich die ungewöhnliche Erzählergabe und Plauderkunst Bismarcks, von der seine Zeitgenossen nicht genug zu rühmen wissen! So schreibt Crispi: „Der Fürst ist ein unvergleichlicher Plauderer. Was er sagt, ist voll Schattierungen und Färbungen, Anspielungen, Nebenbedeutungen, Feinheiten, welche nichts wiederzugeben vermag." Auch Beust stimmt in dieses Lob mit ein und bemerkt, bei dem Fürsten als Gesellschafter werde die Originalität der Gedanken nur von der Originalität des Ausdrucks übertroffen. Nicht minder begeistert äußert sich der Deutschamerikaner Schurz, der hervorhebt, wie der Fürst durch Witz, Sarkasmus, Anekdoten und Erzählungen von geschichtlichem Interesse zu fesseln und dabei Menschen und Verhältnisse blitzartig zu beleuchten verstand. Daß Bismarck ein Erzähler von unwiderstehlichem Zauber war, das bezeugen Gegner und Verehrer des Kanzlers übereinstimmend, und das lassen auch die erzählenden Abschnitte seiner Gedanken und Erinnerungen deutlich erkennen. Als geborener Erzähler erweist sich der Fürst schon durch die Art, wie er gleich mit den ersten Sätzen mitten in die Sache hineinführt und die richtigen Töne anzuschlagen versteht. Hier sind einige seiner Kapitelanfänge besonders bezeichnend. Wie wird in dem Kapitel Nikolsburg durch die kurze Andeutung der Gefahr, der 1866 nach der Ansicht des Kanzlers das Hauptquartier in Reichenberg und der König ausgesetzt war, auf die erregte und gereizte Stimmung während der folgenden Verhandlungen fein vorbereitet. Wie rückt er das ganze Kapitel „Intrigen" durch die schneidende Kennzeichnung des Grafen Harry Arnim zu Anfang von vornherein in die beabsichtigte Beleuchtung. Wie unvergleichlich wird in dem Kapitel über Wilhelm I. durch die Voranstellung des Berichts von seinem Sterben der richtige Gefühlston angeschlagen. Dazu weiß der Fürst durch Beschränkung auf das Wesent-

liche, durch Herausarbeiten der bezeichnenden Züge solche Szenen abzurunden und schlagkräftig zu gestalten. Besonders aber trägt seine Vorliebe für die Verwendung der unmittelbaren Rede in den Berichten über Verhandlungen und Unterredungen viel zur dramatischen Wirkung mancher Auftritte bei. Aus dem Gedächtnis oder in freier Formung wiederholt er den wirklichen oder vermutlichen Wortlaut der verschiedenen Äußerungen und versteht sie geschickt abzutönen, bald steigernd, bald abdämpfend, so daß teilweise Kabinettstücke der Erzählungskunst entstehen, wie der Bericht über die Begegnung mit Friedrich Wilhelm IV. in Sanssouci nach den Ereignissen von 1848, wie das Kapitel, das die Unterredung Bismarcks mit König Wilhelm in Schloß Babelsberg erzählt, wie die wundervolle Schilderung von der seelisch so belangreichen Besprechung Bismarcks mit dem König auf der nächtlichen Eisenbahnfahrt zwischen Jüterbog und Berlin, wie die so phrasenlosen und schlichten und doch so wuchtigen und dramatischen Abschnitte über die Nikolsburger Verhandlungen, über die Emser Depesche, über die Vorgänge in Versailles. Neben solchen Höhepunkten des Werks mit ihrer körnigen Gedrungenheit der Darstellung nehmen sich so reizvoll und sprühend hingeplauderte Abschnitte wie die Schilderungen der russischen Gesellschaft in der Zeit nach dem Krimkrieg oder des französischen Hofes unter Napoleon III. zwar weniger gewichtig aus, aber sie bilden anmutige Zwischenstücke zwischen den Berichten und Erörterungen hochpolitischer Art. Hier wie dort ist besonders die Kunst bewunderungswürdig, womit Bismarck die Menschen oft nur mit einigen Strichen oder durch Anführung von wenigen anschaulichen Einzelzügen zeichnet, die aber das innerste Wesen des Geschilderten offenbaren. Sine ira et studio sind diese Bilder nicht entworfen, und der große Kanzler macht auch gar keinen Versuch, dem Leser kühle Sachlichkeit und Leidenschaftslosigkeit vorzuspiegeln. „Er zeichnet, wie Meinecke sagt, die Menschen fast ausnahmlos unter dem Gesichtspunkt, ob sie seinem Zwecke dienten oder sich ihm entgegenstemmten." Und da er wie viele große Männer uneingeschränkte Ergebenheit und Gefolgschaft verlangte, ist die Zahl derer, die er freundlich und günstig beurteilt, erheblich kleiner als die der abfällig und schroff Gekennzeichneten. Nicht ohne Zuneigung steht er einer Gestalt wie der des Zaren Nikolaus I. gegenüber, von deutschen Fürsten ist besonders das

Bild König Ludwigs von Bayern in sehr freundlichen Farben gehalten, mit einzelnen Vorbehalten werden Roon und Stephan anerkannt, rückhaltlos E. v. Manteuffel, Falk, und von ausländischen Staatsmännern und Diplomaten Andrassy und Schuwalow. Reichere und kräftigere Farben weist seine Palette bei der Zeichnung der Gegner auf. Friedrich Wilhelm IV. und sein Kreis ist schon mehr in geschichtliche Ferne gerückt. Hier ringt bei der Beurteilung persönliche Anhänglichkeit vielfach mit der Abneigung gegen die politische Richtung, und das Streben nach unparteiischer Sachlichkeit bestimmt das Urteil. Wo es sich um Persönlichkeiten aus späterer Zeit handelt, da zittert fast überall die bittere Erinnerung an heftige Kämpfe und Zusammenstöße in der Seele des Kanzlers nach und beeinflußt die Pinselführung. So finden sich neben kurzer schneidender Abfertigung derer, die er als politische Faselhänse und Windmacher ablehnt, ausgesucht überlegene und boshafte Steckbriefe, wie der dem Grafen Harry v. Arnim gewidmete, oder bitter scharfe Beurteilungen wie die Gortschakows. Dagegen spürt man in der Behandlung seiner größten Gegnerin, der Kaiserin Augusta, neben der unverhüllten Bitterkeit und Schonungslosigkeit der Schilderung einen Unterton von Achtung durch, und stets von neuem erneuert er hier den Versuch, zum seelischen Verständnis ihrer Beweggründe und ihres Standpunkts durchzudringen. Wie er zu beobachten, zu zergliedern, zu erklären verstand, das zeigen besonders die Bemerkungen über die Herkunft ihrer internationalen Neigungen und Abneigungen sowie über die Art ihres Einflusses auf den Gemahl in „kalter Durchsichtigkeit". Aber so beredt hier Zorn und Bitterkeit den großen Kanzler machen, das Juwel seiner Menschenschilderungen ist doch das Kapitel, in dem er das Bild seines Herrn und Königs Wilhelm I. entworfen hat. Mannigfach mag hier bewußt oder unbewußt die Wahl der Farben beeinflußt sein von den Erfahrungen, die Bismarck in der Zeit Wilhelms II. machte, aber es war doch aufrichtige Liebe und Verehrung, die ihm bei seinem Bildnis Wilhelms I. die Hand führte. Im Jahr 1857 schrieb Bismarck an Gerlach: „Die Fähigkeit, Menschen zu bewundern, ist in mir nur mäßig ausgebildet, und es ist vielmehr ein Fehler meines Auges, daß es schärfer für Schwächen als für Vorzüge ist." In dem Kapitel über Wilhelm I. kann aber doch nur Voreingenommenheit den echten Herzton ver-

kennen, der durch alle Ausführungen hindurchklingt und dieses Porträt des ersten Hohenzollernkaisers zum liebevollsten Bildnis seines Wesens und seiner Persönlichkeit macht, sowie zum schönsten Denkmal, das ihm je errichtet worden ist. Freilich von höfisch untertäniger Verherrlichung, von empfindsam flauer Schönfärberei ist in diesem Bildnis Wilhelms I. nichts zu finden. Bismarck schildert die Persönlichkeit seines Herrn ohne übertreibendes Rühmen. Er zieht die Umrißlinien seines Wesens mit festem Stift und arbeitet die ganze Gestalt mit Licht und Schatten kräftig und rund heraus. Weit entfernt, die Schranken und Grenzen, die Schwächen und Einseitigkeiten des Kaisers in einem gefälligen Nebel verschwinden zu lassen, bleibt er auch hier immer der scharfe Beobachter und Zergliederer menschlicher Eigenart. Aber doch ist die ganze Schilderung durchseelt und getragen von einem Geist warmer Hingabe und Herzlichkeit, der den menschlich schönen und großen Zügen des Kaisers, seiner Ritterlichkeit, seinem hohen Ehr- und Pflichtgefühl, seiner Treue und Neidlosigkeit gegenüber dem großen Diener in ergreifender Weise gerecht wird. Wir haben hier in der Tat ein Meisterwerk historischer Bildniskunst vor uns, und es kommt dem Gesamteindruck des ganzen Buchs ungemein zugut, daß dieses Kapitel nebst dem kürzeren, minder reichen und gewichtigen, aber in ähnlichem Geist gehaltenen über Kaiser Friedrich an den Schluß gestellt ist. So klingen die Gedanken und Erinnerungen doch versöhnlich aus, obgleich das Grundgepräge des Werks bestimmt ist durch den tiefen Groll des gestürzten Titanen, der unter leidenschaftlichen Kämpfen für sein Lebenswerk das Herzblut hergegeben hat und sich nun in der Verbannung in grimmiger Sorge um seinen Fortbestand verzehrt.

Am treffendsten hat unmittelbar nach dem Erscheinen der Gedanken und Erinnerungen G. v. Schmoller unter dem frischen Eindruck des Werkes sein Grundgepräge gekennzeichnet. Er führt den ungeheuren dramatischen Eindruck, den Bismarcks Gedanken und Erinnerungen machen, darauf zurück, daß es bei aller Schlichtheit und Realistik, bei dem gänzlichen Mangel jedes Posierens und jeder Deklamation die innere Tragik des weltgeschichtlichen Helden erzähle, der alles Große für sein Vaterland nur erreicht durch innere Erregungen und äußere Kämpfe so bitterer und so heftiger Art, daß all seine Macht, sein äußerer Glanz ihn nicht über seine

Einsamkeit und die Nichtanerkennung trösten können. So tritt nach Schmollers Eindruck seine ganze politische Tätigkeit in die Beleuchtung eines aufreibenden Kampfes und eines Martyriums. Dabei ist aber das, was an seinem Herzen nagt, was seine Nervenkraft erschöpft, nicht die Reibung mit seinen Feinden; die belebt, erfreut und erfrischt ihn. Nein, die Losreißung zuerst von Gerlach, Stahl, Wagener, später von der ganzen konservativen Partei, von seinen Verwandten, Kleist Retzow, seinem Freund Blanckenburg und halb auch von Roon. Die Kämpfe mit den Generalen, die ihn, den Begründer all ihres Ruhmes, 1870 von jeder Beratung ausschließen, die Reibungen und Kämpfe mit den andern Ministern, der erschöpfende Kampf gegen die Hofkamarilla, über die er nie ganz Herr wurde, die bittere Empfindung, daß bei seiner Entlassung 1890 durch alle Ministerien die Stimmung einer Befreiung von schwerem Joch laut durchbricht, und zuletzt freilich am meisten, daß er auch mit seinem vielgeliebten Kaiser nur durch Kämpfe der erschütterndsten Art hindurch auskommt, daß dieser z. B. nach der Kaiserproklamation in Versailles ihn ignoriert, weil König und Kanzler die Tage vorher sich über die Art des Kaisertitels nicht hatten einigen können, das sind die bittersten Tropfen eines Leidenskelchs, den er dann zuletzt mit der Entlassung bis auf die Hefe leeren muß. Daß er seine eigene innere Geschichte so empfand, daß er die ungeheuren Erfolge, die große Volkstümlichkeit, die seltene Macht weniger sah, als die vielfach kleinen Kränkungen, lag vielmehr in seinem innersten Wesen begründet, als in seinem äußeren Schicksal. „Es bäumt sich in ihm der Prometheus auf, der das Schicksal zwingen will, und wo er es nicht zwingen kann, mit den Göttern hadert." In der Tat, das Bild des einsam kämpfenden und sich aufreibenden Riesen, das uns aus den Gedanken und Erinnerungen in eherner Größe entgegentritt, nimmt den Leser so gefangen, daß er die mangelnde Zeichnung der geistigen, sozialen und politischen Strömungen und Zustände in der Zeit Bismarcks in keiner Weise vermißt. Diese Zustände und Strömungen können uns auch andere zeichnen, aber ein Selbstbildnis konnte nur er uns geben, und so ruht die Hauptbedeutung der Denkwürdigkeiten Bismarcks in erster Linie in dem Bild, das wir darin von seinem Werk und Wesen, seiner gewaltigen Gesamtpersönlichkeit bekommen. Steht er doch in seinen Gedanken und

Erinnerungen vor uns in der ganzen ursprünglichen und urtümlichen Eigenart, der überragenden Mächtigkeit und Wucht seines Wesens, das ausschließlich auf die Belange von Staat und Volk, ganz auf Willen und Tat gerichtet ist. Wir sehen die Rastlosigkeit seines leidenschaftlichen Geistes, dem das politische Ringen Glück und Qual zugleich ist, wir sehen seinen Riesenwillen, der wie eine Naturkraft wirkt, wir sehen die ganze kühne und furchtbare Erhabenheit dieses gewaltigen Deutschen.

Es liegt nahe, die Denkwürdigkeiten zweier deutscher Staatsmänner des 19. Jahrhunderts zum Vergleich mit Bismarcks Werk heranzuziehen, die zu den beachtenswertesten Werken dieser Gattung gehören. Es sind die Erinnerungen des Grafen Beust und die Denkwürdigkeiten Metternichs. Aber wie kleinlich nimmt sich neben der großen, aufs Sachliche und Wesentliche gerichteten Art Bismarcks die unruhige Eitelkeit seines Gegenspielers in der sächsischen und österreichischen Politik der 60er und 70 Jahre aus, dem das wichtigste Anliegen ist, seine Persönlichkeit ins rechte Licht zu setzen, sich auf den weltgewandten Tausendkünstler hinauszuspielen, und unter steten Seitenblicken auf Bismarck sich und der Welt die eigene Bedeutung vorzurechnen. Wie selbstsicher und groß wirkt gegenüber dem Geist eines solchen Werkes, das sonst nicht ohne Reiz ist, die Darstellung der Gedanken und Erinnerungen in ihrer ruhigen Männlichkeit. Und nicht minder tritt das Wesenhafte in Bismarcks Art, seine Phrasenlosigkeit und innere Ehrlichkeit mächtig ins Licht gegenüber Metternichs Memoiren. Die Diplomateneitelkeit, die bei Beust nicht ohne liebenswürdige und erheiternde Züge ist, hat in Metternichs Aufzeichnungen das Gepräge steifleinener Überheblichkeit und pharisäischer Selbstzufriedenheit angenommen. Er will alles durchschaut und überschaut haben, er fühlt sich unfehlbar und erhaben über alle anderen Staatsmänner, er will den Leser glauben machen, daß er von den Kinderschuhen an ein unendlich verständiger, ernsthafter, weiser Mensch, gleichsam, wie Bailleu spöttisch bemerkt, ein mit erhabenen Grundsätzen beklebtes Gerüst, eine Art Verkörperung des Prinzips der Gegenrevolution gewesen sei. Wie sticht gegenüber solchen künstlichen und unwahren Geschichtsklitterungen die großartige Unbefangenheit, Natürlichkeit und Offenheit ab, die dem Selbstzeugnis eines Bismarck ihr Gepräge gibt. Seine Art hat eben vermöge

dieser Eigenschaften manche Ähnlichkeit und Berührung mit den großen Persönlichkeiten der Renaissance, deren Ich-Bewußtsein in sich selbst ruht, und deren Selbstgefühl keiner Krücken und Stelzen bedarf, mit jenen selbstherrlichen Naturen von ungehemmter Kraft und unverkümmertem Eigenwuchs. Einem Politiker von solcher Art begegnen wir in den Denkwürdigkeiten des Kardinals von Retz. In der Tat weisen diese Aufzeichnungen manchen Zug auf, der an Bismarcks Buch erinnert. In beiden Werken zittert noch die Leidenschaft der gelieferten Schlachten mächtig nach, und das Kampffieber lebt fort in einer Darstellung voll Nerv und federnder Kraft. Beide Werke zeugen von der scharfen Menschenbeobachtung, von der durchdringenden Menschenkenntnis ihrer Verfasser, die für die zahlreichen, scharf umrissenen Bildnisse von Zeitgenossen in ihren Aufzeichnungen die sichere Unterlage bilden. Beiden Werken ist ferner auch gemeinsam die geistvolle Zusammenfassung politischer Urteile und Erfahrungen in gedrungenen, fein zugespitzten, sinnspruchartigen Sätzen. Ein besonderer Reiz liegt aber in der Vergleichung der Verfasser und Helden beider Werke, wie sie uns aus ihren Aufzeichnungen entgegentreten: Bei beiden jene ungehemmte Tatkraft, jene schnelle Entschlossenheit, jenes heroische Feuer, jenes Leben und Weben in politischen Dingen. Bei beiden jene innere Genugtuung über die Lagen, in denen der Wille sich bejaht und mächtig reckt, bei beiden der beherrschende Eindruck einer in sich geschlossenen, ihren eigenen Gesetzen folgenden, durch Empfindsamkeiten nicht zu beirrenden Persönlichkeit von hinreißendem dramatischem Gepräge. Freilich an wahrhaft menschlicher und sittlicher Größe überragt ein Bismarck den ränkesüchtigen und skrupellosen Politiker der Fronde um ein Gewaltiges. Die listenreiche, unwahrhaftige Eitelkeit und Betriebsamkeit des Kardinals steht unendlich tief unter der Heldengröße eines Bismarck und seiner tief sittlichen Hingabe an seine geschichtliche Sendung.

Leider sind die Werke, die unter dem Namen der Memoiren und des Testaments Richelieus auf uns gekommen sind, in der Hauptsache nicht viel mehr als Vorarbeiten und Stoffsammlungen zu einem Memoirenwerk, keine fertiggemachten Bücher. Nur an einzelnen Stellen verrät sich der Geist und die Hand des großen Meisters der Staatskunst, wie in Gutachten, Berichten, Urteilen,

die auf seine Urheberschaft zurückweisen. In ihnen ist alles „Nerv, männlicher Gedanke, durchdringender Verstand". Man erkennt die Pranke des Löwen in der entschiedenen, kurzen, festen Sprache, in der harten, scharfen Prägung der Urteile, die noch oft genug Haß, Verachtung, Zorn, Rachegefühl atmen, in der stolzen Überlegenheit des Selbstgefühls. Wer könnte die wie granitene Quader gefügten Sätze in monumentalem Latein vergessen, die den Entwurf zu einer Widmung des Testaments bilden. Und doch so wundervoll der Erzklang dieser Stimme aus dem Grabe, dieses Nachrufs auf sich selbst tönt und dröhnt: solche Feierlichkeit und Getragenheit des Tons wäre einem Bismarck immer unbehaglich gewesen. Hier tritt der Gegensatz zwischen deutscher und romanischer Art deutlich zutage, und wir empfinden mit doppelter Stärke, daß es das Bild eines nordischen Recken ist, das uns in Bismarcks Gedanken und Erinnerungen entgegentritt. Alles weist in dieser Richtung: der gewaltige Wille, die heiße Leidenschaft, der bis zum Haß sich steigernde Zornmut, ebenso wie die Unerbittlichkeit, die jede Blöße des Feindes erspäht, die Macht der Phantasie, die von Menschenverachtung nicht freie heroisch-tragische Lebensauffassung und die unerschütterliche Hingabe an seinen Herrn, dem er in freier Liebe dient. Es sind die stolzen, harten Recken des Nibelungenliedes, an die wir zuerst unter dem Eindruck der Gedanken und Erinnerungen denken, oder die Gestalten Shakespeares mit ihrer ungebrochenen Naturhaftigkeit, die dem erkünstelten Heldentum stilisierter Schönheit durchaus fernsteht. Wie bei Shakespeares Menschen die abgeleiteten Gefühle nur eine untergeordnete Rolle spielen und ihr Handeln mit der Unwiderstehlichkeit und Selbstverständlichkeit eines Naturereignisses sich vollzieht, so steht auch bei Bismarck, so wie er selbst sich schildert, im Mittelpunkt seines Wesens die ungebrochene, mit sich selbst einige Kraft, die erbarmungslos alle Hindernisse niederwirft, nie an sich selbst irre wird und so ganz und gar in der Tat lebt, daß sie nie das Bedürfnis spürt, sich selbst zum Gegenstand grübelnder und richtender Betrachtung zu machen. Die literarische und künstlerische Bedeutung der Denkwürdigkeiten unseres großen Kanzlers beruht auf diesem Selbstbildnis, dessen gewaltiger Wirkung niemand sich entziehen kann. So nehmen Bismarcks Gedanken und Erinnerungen unter den Selbstdarstellungen aller Zeiten und Völker einen der ersten Plätze ein, denn schließlich

ist es immer der menschliche Gehalt, der den Wert solcher Aufzeichnungen ausmacht.

Die Gedanken und Erinnerungen führen bis an das Ende des 19. Jahrhunderts heran. Wenige Jahre darauf, fast genau 100 Jahre nach Bismarcks Geburt, machte die Weltgeschichte unter die bisherige Entwicklung und durch die Zukunftshoffnungen des deutschen Volkes einen dicken Strich. Die Wandlung aller Verhältnisse, die seit dem Krieg von 1914—1918 eingetreten ist, wird wohl auch das Gebiet der Selbstbiographie nicht unberührt lassen. Was seit Kriegsende an Erinnerungen, Denkwürdigkeiten, Memoiren erschienen ist, kann freilich weniger den Erzeugnissen der Selbstdarstellung zugezählt werden. Meist haben wir es bei diesen Veröffentlichungen von Heerführern, Staatsmännern, Politikern mit Verteidigungs- und Rechtfertigungsschriften zu tun. Zudem ist die Zeit für ihre sachliche Würdigung noch nicht gekommen. Über das, was die Zukunft bringen kann, ließe sich manches bemerken. Zweifellos herrscht in der Geschichte der deutschen Selbstbiographie ein deutlich erkennbarer Lebensrhythmus: Ein Wechsel zwischen Zeiten der Vertiefung und Zeiten der Ausweitung, zwischen Epochen, die auf Verinnerlichung, und solchen, die auf Eroberung neuer Lebensgebiete ausgehen. Die Entwicklung der deutschen Selbstdarstellung pendelt mit bemerkenswerter Regelmäßigkeit zwischen einem subjektiven und einem objektiven Pol hin und her, zwischen einer mehr selbstbiographischen und einer mehr memoirenhaften Form. Der Gegensatz zwischen Suso einerseits und den Götz, Krafft und Sastrow andrerseits, zwischen den Aufzeichnungen der Pietisten, der Stürmer und Dränger hier und den Denkwürdigkeiten aus der Zeit der Befreiungskriege dort, zwischen den Jugenderinnerungen der Jean Paul, Goltz, Kügelgen, Richter, und den Memoiren von K. Schurz, J. Fröbel, Prinz Kraft zu Hohenlohe, zwischen Goethes Dichtung und Wahrheit und Bismarcks Gedanken und Erinnerungen ist ein urbildlicher, und wiederholt sich stets von neuem. Trotzdem wäre es vermessen, den Propheten spielen zu wollen. Das geschichtliche Leben ist in stetem Fluß begriffen, und es gelingt nur selten einmal, der Zukunft in die Karten zu sehen oder vorauszusagen, welche Trümpfe sie ausspielen wird. Das gilt auf allen Lebensgebieten und darum auch auf dem der Selbstbiographie.

Neuntes Kapitel.

Tagebücher als Urkunden geschichtlichen und persönlichen Lebens.

Unter den schriftlichen Urkunden persönlichen Lebens und den Hauptformen der Selbstdarstellung nimmt das Tagebuch eine bedeutsame Stellung ein. Gegenüber der Beschreibung des eigenen Lebens und den Denkwürdigkeiten hat es die größere Unmittelbarkeit des Zeugnisses voraus und ist in dieser Hinsicht an die Seite des Briefes zu stellen, der ebenfalls aus der Stimmung und Lage des Augenblicks heraus entstanden ist. Nur wird freilich beim Brief der Inhalt, der Ton, die Beurteilung von Menschen und Ereignissen jederzeit beeinflußt sein von der, wenn auch oft unbewußten, Rücksicht auf den Empfänger. Ein und dieselbe Angelegenheit wird sich in der Mitteilung an einen Rechtsbeirat anders darstellen als in einem vertraulichen Schreiben an Freunde und Angehörige, eine und dieselbe Persönlichkeit wird in der Regel verschieden geschildert werden, je nachdem es sich um ein Empfehlungsschreiben oder eine beiläufige briefliche Erwähnung handelt. So könnte das Tagebuch, das der Gegenwart des Berichteten am nächsten steht, auf Dritte keine Rücksicht zu nehmen hat und von Nebenabsichten unbeschwert sich aussprechen kann, als eine der vertrauenswürdigsten biographischen und seelischen Urkunden erscheinen. Gegenüber dieser hohen Einschätzung des Tagebuchs als einer lauter und klar sprudelnden Quelle für unser Wissen um geschichtliches und persönliches Leben erheben sich freilich manche Einwände. Um zu einem wohlbegründeten Urteil über diese Fragen zu gelangen, ist eine nähere Betrachtung der verschiedenen Formen und Arten des Tagebuchs in ihrer Besonderheit nicht zu umgehen.

Die verbreitetste Art des Tagebuchs ist aus dem regelmäßigen Aufschrieb bemerkenswerter äußerer Tatsachen, Begebenheiten und Eindrücke entstanden. Vielfach liegen dieser Übung allerlei praktische Zwecke und Absichten wenigstens anfänglich zugrunde. Bald beziehen sich solche Vermerke vorwiegend auf das häusliche Leben

und die persönlichen Angelegenheiten ihres Urhebers, auf Einnahmen und Ausgaben, Käufe und Verkäufe, Geschäfte und Vergnügungen, Reisen und Familienereignisse, bald spiegeln sich in diesen Einträgen zugleich auch das öffentliche Leben und die geschichtlichen Vorgänge. Jedenfalls sind solche oft nur in Namen, Zahlen und Schlagworten geführten Haus-, Haushaltungs-, Merk- und Chronikbücher zu allen Zeiten weit verbreitet gewesen und zu einem großen Teil bald aus biographischen, bald aus geschichtlichen Gründen im Druck veröffentlicht worden. Wir begegnen ihnen schon im Mittelalter und im 16. Jahrhundert recht häufig. Statt vieler sei nur eines genannt, das im ersten Kapitel erwähnte Tagebuch, das der Wiener Arzt Hans Tichtl in den Jahren 1477 bis 1494 geführt hat, in dem er die Einnahmen aus seiner ärztlichen Tätigkeit, persönliche Angelegenheiten, Zeitereignisse in buntem Gemisch verzeichnete, und das als beachtenswerte Quelle für die Geschichte Niederösterreichs veröffentlicht wurde. Aus späteren Jahrhunderten sind beispielsweise die Tagebücher eines L. Uhland, eines J. Eichendorff und vieler anderer bezeichnende Urkunden dieser Art von Aufschrieben, in denen die Verfasser ihre täglichen dichterischen, beruflichen und wissenschaftlichen Arbeiten, die gelesenen Bücher, die gemachten und empfangenen Besuche, ihre Reisen und Ausflüge sowie hundert andere Tagesbegebenheiten verzeichnen, meist ohne längere Betrachtungen und Gefühlsäußerungen, knapp, sachlich, trocken, nur hin und wieder durch Bemerkungen, Ausrufe, kurze Darlegungen unterbrochen. Wie aus solchen kurzen Aufschrieben allmählich durch größere Ausführlichkeit und Wärme der Darstellung anziehende, lesbare, farbenreiche Gemälde entstehen können, in denen das persönliche Leben des Verfassers mit den geschichtlichen Hintergründen eng verschlungen und verknüpft erscheint, dafür sind die römischen Tagebücher von F. Gregorovius (herausgegeben von J. F. Althaus 1892) ein fesselndes Beispiel. Wie Gregorovius in Rom die bewegten Jahre der italienischen Einheitskämpfe miterlebte und durch die Fülle der bedeutsamen Weltereignisse ganz von selbst zu eingehenderen Aufzeichnungen veranlaßt wurde, so kommen auch im Leben Anderer Tage und Zeiten, da des Erwähnenswerten mehr geschieht als gewöhnlich, da das Bedürfnis, dem Gedächtnis Stützen und Anhaltspunkte zu geben, stärker hervortritt. In

dieser Tatsache liegen die Wurzeln des Reisetagebuchs, das zu allen Zeiten in unserem Schrifttum eine ungewöhnliche Rolle gespielt hat von den Tagen der mittelalterlichen Rom- und Palästinafahrer an bis zu den Zeiten der Humanisten und der empfindsamen Reisenden des 18. Jahrhunderts. Da sind Aufzeichnungen wie W. v. Humboldts und J. G. Herders Reisetagebücher, welch letzterer sein Reisetagebuch von 1769 zu einem Sammelwerk ausgeweitet hat, das alle geistigen Erträgnisse seiner Reise, alle Gedanken, die während dieser Zeit gereift, alle inneren Erlebnisse seiner Fahrt in ihrem ganzen Umfang und all ihren Verzweigungen umfaßt. Wir sehen dann weiterhin in den 30er und 40er Jahren des 19. Jahrhunderts neben Reisebriefen und Reisebeschreibungen besonders auch das Reisetagebuch üppig gedeihen bis herein in die Zeit der Eisenbahnen und Ozeandampfer der Forschungsreisenden und Weltbummler.

Neben den Reisetagebüchern sind die politischen und Kriegstagebücher besonders belangreiche, auf Vermerk äußeren Geschehens und äußerer Eindrücke bedachte Aufzeichnungen annalistischer Art. Daß die Teilnehmer an wichtigen politischen Vorgängen, an Gesandtschaften, Konzilien, Kongressen, Verhandlungen usw. teilweise schon aus geschäftlichen und praktischen Gründen das Bedürfnis fühlen mußten, regelmäßige Aufschriebe zu machen, kann nicht wundernehmen, so wenig wie die Tatsache, daß diese für den Forscher besonders bedeutsam und wichtig sind. Wer dächte da nicht an U. v. Richentals Tagebuch über das Konstanzer Konzil, an das von Wolrad von Waldeck während des Augsburger Reichstags geführte, an die Tagebücher von Gentz, Frhr. v. Stein, Erzherzog Johann von Österreich und anderer während des Wiener Kongresses, an das Tagebuch Prof. Friedrichs während des Vatikanischen Konzils im Jahre 1870, an die Aufschriebe von Moritz Busch während des Berliner Kongresses und hundert andere nicht minder aufschlußreiche Werke und Mitteilungen. Dazu kommen so gewichtige und für den Forscher unentbehrliche Veröffentlichungen wie die Tagebücher L. v. Gerlachs, des Königs Karol von Rumänien, oder die Aufzeichnungen, die von Hofmännern stammen und höfisches Leben schildern, wie die Tagebücher des Zeremonienmeisters am Hofe des Papstes Alexander VI. Bur-

chardus, in denen dieser geborene Elsässer mit schmuckloser Naivität und leidenschaftsloser Ausführlichkeit die Tage des Hauses Borgia und das Rom der Renaissancepäpste vor dem Auge des Lesers erstehen läßt, oder die wertvollen Niederschriften des Reichsgrafen E. A. v. Lehndorff, der als Kammerherr der Gemahlin Friedrichs des Großen ein lebendiges Bild des preußischen Hofes in den Tagen des großen Königs gibt. Freilich an Zahl werden die politischen weit von den Kriegstagebüchern überboten. Ein flüchtiger Blick in die bekannten geschichtlichen Quellenverzeichnisse genügt, um zu zeigen, wie jeder Krieg vom Schmalkaldischen bis zum Siebenjährigen und weiter bis zu den Revolutions- und Befreiungskriegen sowie den Einigungskämpfen des 19. Jahrhunderts auch Kriegstagebücher von Soldaten und Heerführern, von Offizieren und sonstigen Kriegsteilnehmern in reicher Fülle hervorgebracht hat.

Der Wert aller dieser Aufzeichnungen kann je nachdem mehr ein biographischer oder mehr ein geschichtlicher, insonderheit auch ein kulturgeschichtlicher sein. So hellen die Tagebücher eines Goethe, Eichendorff, Uhland, obwohl meist nur in Schlagworten abgefaßt, manchen bisher noch undurchsichtigen Abschnitt in ihrem Leben, manche noch nicht genügend klargestellte Beziehung, manche dunkle Stelle in ihren Werken auf und geben für eine Reihe von Begebenheiten sichere Zeitangaben, geradeso wie hier und anderwärts die unzähligen kleinen Züge des alltäglichen Lebens, die Warenpreise, die Gewohnheiten des Haushalts usw. unschätzbare kulturgeschichtliche Einblicke gewähren. Andere solche Aufschriebe sind wieder als Quellen für allgemeine geschichtliche Vorgänge von höchstem Wert und geben häufig die Mittel zur Prüfung der Angaben in Denkwürdigkeiten, Aktenstücken, Geschichtsdarstellungen an die Hand. Bei der Entstehungsweise des Tagebuchs kann ja die zeitliche Festlegung der Ereignisse, können die Berichte über das Tatsächliche in den meisten Fällen für zuverlässig gelten, für viel zuverlässiger als die Angaben in Denkwürdigkeiten und Selbstbiographien, die auf Grund der Erinnerung oft lange Jahre nach den Ereignissen gemacht werden. Wenn darum in literarischer Hinsicht das Tagebuch als eine unvollkommene Vorstufe derartiger Werke erscheint, als eine rohe Stoffsammlung, der noch die eigentliche Durcharbeitung und Gestaltung fehlt, so behaupten die Tage-

bücher in bezug auf ihre Zuverlässigkeit unbestritten den Vorrang. Ihre Zeugnisse stammen aus unmittelbarer Zeitnähe, sie sind noch nicht durch spätere Eindrücke und Anschauungen umgewandelt und umgefärbt. Auch ist die Rücksicht auf eine abgerundete, ausgeglichene Darstellung, auf das Urteil der Öffentlichkeit und der Nachwelt bei Tagebüchern lange nicht in dem Maße wirksam wie bei Denkwürdigkeiten und Selbstbiographien. Immerhin ist auch dem Tagebuch und seinen Angaben gegenüber eine gewisse Vorsicht geboten. Je mehr zu den nackten Zeitangaben und Tatsachen eigene Auffassungen und Urteile hinzutreten, je näher der Aufzeichner auf die Einzelheiten, die psychologischen Wurzeln und Zusammenhänge des Geschehens eingeht, desto mehr gilt es, sich gegenwärtig zu halten, daß im Tagebuch eben doch Gefühle, Stimmungen, Urteile des Augenblicks gegeben werden, die über den Augenblick hinaus nur bedingte Geltung beanspruchen können. Wie oft enthüllt eine Begebenheit, eine Persönlichkeit erst nach langer Zeit ihr wahres Gesicht, wie oft erscheint das, was heute in rosigem Licht erschien, morgen grau in grau, wie häufig sind die ersten Eindrücke ungenau und verschwommen, die ersten Empfindungen irreführend. Tagebucheinträge gleichen oft genug den Augenblicksphotographien. Sie können möglicherweise sehr treffende, bezeichnende Bilder geben, sie können aber auch das Zufällige, Gleichgültige, Nebensächliche bis zur Entstellung des Wesentlichen und Bleibenden in den Vordergrund rücken. Häufig gibt auch die mikroskopische Betrachtung der Dinge, wie sie das Tagebuch notgedrungen üben muß, ein unrichtiges Größenmaß. Das Kleine erscheint wichtig, das Große unbeträchtlich und alltäglich, das Ganze verzerrt, weil der große Hintergrund, der weite Gesichtskreis, der notwendige Abstand fehlt.

Dazu wäre es töricht, zu glauben, als spiele beim Tagebuch die Persönlichkeit des Verfassers keine Rolle. Schon in der Auswahl des Stoffs macht sie sich kräftig geltend, nicht minder in den Urteilen, in der Gefühlsfärbung, der Betonung, um so kräftiger, je eingehender die Aufzeichnungen sind. Wie sehr selbst ganz anspruchslose, auf jede literarische Bedeutung verzichtende Urkunden oft in die innerlichste und nächste Berührung mit Art und Leben ihres Verfassers zu bringen vermögen, das zeigt in fesselnder Weise das vor einigen Jahren veröffentlichte Haushaltungsbüchlein

Eduard Mörikes aus den Jahren 1843—1847. Aus seinen trockenen Zahlen, seinen lustigen und bekümmerten Stoßseufzern, seinen köstlichen Randzeichnungen blickt dem Leser der ganze Mörike entgegen mit seiner beschaulichen Laune, seiner innigen Versenkung in ein friedevoll umhegtes Kleinleben, seinem treuen und reichen Gemüt. Wie kommen wir durch die gehaltvollen, an geschichtlichem und politischem Stoff so reichen Tagebücher Th. v. Bernhardis (1802—1887) dem Verfasser selbst nahe mit seinem unersättlichen Lerneifer, seinem klaren Wirklichkeitssinn, seinem beweglichen Geiste, seinem selbständigen Urteil, seiner aufgeschlossenen Vielseitigkeit, seinem unstillbaren Drang, die Führer der Völker und Geister auszuholen und in ihrem Wesen zu ergründen. Und wiederum, wer lernte nicht aus den Tagebüchern von K. A. Varnhagen von Ense (Vierzehn Bände 1861—1870) diesen selbst kennen mit seiner Beflissenheit, auch das Unbedeutende als bedeutend zu nehmen, das Kleinliche neugierig zu vermerken, das Flüchtige und Vorübergehende festzuhalten. Wem gibt nicht diese Mitteilungs- und Aufzeichnungssucht, diese Freude an versteckten Bosheiten, diese heimliche Rachsucht das treue Bild dieses Mannes, der ohne die große Gesellschaft und ihren Verkehr nicht sein kann, sich dabei aber eine jahrelange Lieblingsbeschäftigung daraus macht, ihre Fehler, Mißgriffe, Schlechtigkeiten als hämischer Beobachter in seinen täglichen Aufzeichnungen durchzuhecheln und so in etwas seinem unbefriedigten Ehrgeiz und Tätigkeitstrieb Genüge zu tun. Wie er die Gesellschaft, die er haßt und durchschaut, nicht entbehren kann, so steht er auch keineswegs geistig über ihr, und ist vor allem in seiner gehässigen Klatschsucht womöglich schlimmer als ihr Durchschnitt. Nicht mit Unrecht hat Treitschke diese Tagebücher und ihren Verfasser mit einem Schwamm verglichen, der jedes Schmutzbächlein aufsaugt.

Varnhagens Tagebüchern ähnelt hierin in manchen Stücken das Journal des Goncourts, jene Aufzeichnungen der beiden geistreichen französischen Schriftsteller, Kenner und Sammler, die wohl das an literarischem und kulturhistorischem Stoff sowie an Bildnissen berühmter Zeitgenossen reichste Tagebuch des 19. Jahrhunderts darstellen. Auch dieses Werk leidet an jener schnüffelnden Spürsucht, an jener Neugier für das Allzumenschliche, an jenem Wichtigtun mit dem Unbedeutenden, jenem unzarten und unvornehmen Proto-

kollieren aller Augenblicksäußerungen, jener leisetretenden Gehässigkeit, mit der einzelne Personen, wie Renan, von den Verfassern behandelt werden. So läßt sich auch gerade an Werken, wie denen Varnhagens und der Goncourts, erkennen, wie vorsichtig die Mitteilungen über fremde Äußerungen in derartigen Tagebüchern aufzunehmen sind. Der Hauptinhalt von Varnhagens Aufschrieben besteht ja in dem, was andere, wie ein Alexander von Humboldt, eine Bettina von Arnim, zu ihm gesagt haben, die jahrzehntelang seine genauesten Bekannten waren: „Sie kamen zu ihm und sprachen sich aus über das, was ihnen gerade die Gedanken beschwerte. Sie waren, wie H. Grimm in seiner Würdigung von Varnhagens Tagebüchern ausführt, bald verstimmt, bald erregt, bald auch nur in der Laune, sich recht frei gehen zu lassen, nahmen über Gott, König, Verwandte und Freunde kein Blatt vor den Mund, und sobald sie den Rücken gekehrt, notiert Varnhagen in der Stille, was er gehört, für seine geheime Berichterstattung an die Nachwelt." Wer empfände da nicht, daß die Aufzeichnungen solcher mündlicher Äußerungen von der Meinung und der Persönlichkeit des Redenden ein ganz falsches Bild geben müssen, auch da, wo die Worte getreu und buchstäblich überliefert werden. Beim mündlichen Ausdruck der Gedanken und Gefühle wird noch viel mehr als im Briefe manches stillschweigend fortgelassen und hinzugedacht, was dem Wort oft erst seine eigentliche Bedeutung gibt. Die mündlichen Äußerungen sind meist so sehr Erzeugnisse augenblicklicher Stimmungen, Verstimmungen und Gefühlswallungen, daß man ihren Urheber durch ihr schriftliches Festhalten in ein ganz falsches Licht rückt und ihm oft genug einen üblen Dienst erweist. Denn wie man bei geschriebenen Gedanken stets etwas weniger sagt, als man denkt, so sagt man bei mündlicher Rede leicht mehr, als man gedacht hat, zumal in vertraulicher Aussprache mit Freunden und Bekannten.

All das gilt besonders auch für die Aufzeichnungen, die, aus dem täglichen Verkehr mit berühmten und geistig hervorragenden Menschen hervorgegangen, ihre Gespräche, Worte und Äußerungen in täglichem Aufschrieb überliefern. Sie haben von jeher besonders zahlreiche und dankbare Leser gefunden, sie bieten aufschlußreiche Einblicke in das eigenste Meinen, Gehaben und Wesen der Führer und Helden, sie nehmen im Schrifttum der Tagebücher eine bevor-

zugte Stelle ein. Wer möchte auch Werke missen wie Luthers Tischreden, wie Eckermanns Gespräche mit Goethe, wie die Tagebücher von M. Busch über den großen Kanzler, die für uns so wichtig sind, wie für den Franzosen das Memorial von St. Helena von Las Cases, oder für den Engländer die entsprechenden Werke über Byron. Ist es aber immer das wahre Bild des Helden, das wir da bekommen? Hat nicht Hermann Grimm recht, wenn er anläßlich solcher Schilderer Byrons bemerkt, daß unbedeutende Naturen die Tiefen der Großen nicht verstehen und bedeutende zu sehr in ihr eigenes Leben versenkt seien, um sie richtig zu erkennen. Macht manchen dieser Aufzeichner nicht schon die Eitelkeit, seinen Namen für immer mit dem seines berühmten Gewährsmann verknüpft zu sehen, zu einem fragwürdigen Berichterstatter? Nicht immer sind die beflissenen und eifrigen Verehrer der Großen so reine Spiegel von deren Art und so vornehme Geister wie J. P. Eckermann, von dem Weiße rühmen kann: „Wir haben in Eckermann einen der seltenen Fälle, wo die vollständige Versenkung eines angeborenen Talents in einen fremden Geist, die durchgängige Nachbildung der Art und Weise, des Stils und der Formen dieses Geistes als die Naturbestimmung, als der eigentliche Beruf des Individuums erscheint und ohne allen fühlbaren Nachteil für dessen Geistes- und Gemütsanlagen, für die Treue und Redlichkeit seines Denkens, Tuns und Schaffens erfolgen kann." Oft genug rächen sich die Eckermänner, denen Eckermanns reine Gesinnung fehlt, für die mit ihrer Tätigkeit untrennbar verknüpfte Selbstentäußerung durch kleine Tücken und Bosheiten, die sie weniger gegen ihre Helden als gegen oft harmlose Dritte, die ihr Mißfallen erregten, spielen lassen. Ebenso häufig bewährt sich auch bei solchen Werken die alte Beobachtung, daß jeder Maler in die Persönlichkeiten, die er abbildet, etwas vom eigenen Wesen hineinlegt. Wer erinnerte sich da nicht gewisser Züge in Buschs Aufzeichnungen über Bismarck! Oft mag es auch vorkommen, daß die täglich Belauschten ein wenig den Eindruck berechnen, den ihre Äußerungen machen müssen, wenn sie in die Öffentlichkeit dringen. So schielt manche Bemerkung, die Napoleon auf St. Helena seinen Getreuen gegenüber macht, sehr merkbar nach dem Urteil der Nachwelt hinüber, ebenso wie es ihn und manchen andern zuzeiten gereizt haben mag, die hingegeben Lauschenden durch verblüffende

Auslassungen ein klein wenig zum besten zu haben. Dagegen lassen sich unbeherrschtere und urwüchsigere Naturen wohl gegen ihre lauernden Eckermänner zu derben Ausbrüchen hinreißen, wie Gottfried Keller gegen Bächtold und seine biographischen Bemühungen. Wer Tag für Tag die Großen im Hausgewand sieht und die Schnitzel sammelt, die von der Hobelbank der Geschichte abfallen, der muß schon über ein beachtenswertes Maß innerer Vornehmheit verfügen, um nicht kleinlicher, kammerdienerhafter Klatschsucht zu verfallen, die über der unermüdlichen Verzeichnung des Kleinen und Kleinsten allmählich den Maßstab fürs Große und Wesenhafte völlig verliert.

Neben den Tagebüchern, die vor allem äußere Eindrücke, Erlebnisse und Tatsachen verzeichnen, stehen als eine besondere Gruppe dieser Form der Selbstdarstellung die regelmäßig geführten Aufzeichnungen über das eigene Innenleben, die den Zwecken der Selbstbeobachtung, Selbsterforschung und Selbsterkenntnis dienen wollen. Wie das geschichtliche Tagebuch den Denkwürdigkeiten nahesteht in seinem innersten Wesen, so bildet das psychologische Tagebuch eine Vorstufe der Selbstbiographie, die die Geschichte einer Seele geben will. Der Stoff, der in der Selbstbiographie geordnet, ergänzt, verknüpft, unter umfassende Gesichtspunkte gestellt, zu einem zusammenhängenden Ganzen verarbeitet ist, tritt im Tagebuch noch in seiner bruchstückhaften augenblicklichen Beschaffenheit auf. Dabei ist das Unternehmen, die eigene Persönlichkeit zu ergründen, von erheblich größeren Schwierigkeiten gedrückt, als das Bestreben, über äußere Erfahrungen und Begebenheiten sowie über dritte Personen zuverlässige Kunde zu geben und festzuhalten. Wohl ist die alte Mahnung *Γνῶθι σεαυτόν* griechischen Ursprungs, aber die Welt des Altertums verstand unter solcher Selbsterkenntnis viel weniger die Ergründung der Einzelpersönlichkeit mit ihrem besonderen Gepräge und Gefüge, als vielmehr die Klarheit über das Wesen der menschlichen Vernunft, ihre allgemein gültige Betätigung und die aus ihrer Art erwachsenden praktischen Anforderungen. Die Einzelseele rückt erst durch das Christentum in den Kreis der Betrachtung, und bald beginnt nun vor allem seit Augustin der Blick sich zu schärfen für die seltsamen Widersprüche in der Seele. Der Widerstreit zwischen Erkenntnis und Wollen wird in seiner ganzen Tiefe durchschaut. Der angst-

voll um das Heil seiner Seele Ringende erkennt, wie sein Inneres einem Schlachtfeld gleicht, auf dem höhere Gewalten die Kräfte der Seele gegeneinander zum Kampf führen, er sieht, wie notwendig es ist, die Stärke des Feindes, die Schwäche der eigenen Stellung, die wirksamste Art der Abwehr genau zu kennen, auf sich selbst achtzugeben und alle Regungen der Seele sorgfältig zu beobachten. So hat sich im Laufe des Mittelalters besonders im Mönchtum jene Kunst der Selbstbeobachtung entwickelt, die durch Beichte und Mystik auch in die Kreise der Laien eindrang, und auf protestantischem Boden im Pietismus mit erneuter Kraft erwachte, um dann im Laufe des 18. Jahrhunderts in die weltliche Bildung überzugehen.

Nun wird neben dem Briefe das Tagebuch eines der Hauptmittel zur Pflege des Innenlebens, zur Ergründung der eigenen Seele, zur Beobachtung des rätselvollen Getriebes in der eigenen Brust, und zarte Gewissen verkünden als dringlichste sittliche Pflicht die Führung eines Tagebuchs, das den Pulsschlag der Seele zählt und jede Regung und Bewegung des Innern sorgfältig belauscht und verzeichnet. Wohl mancher hat damals nach dem Beispiel Benjamin Franklins sich sauber linierte Tugendtabellen angelegt und darin Tag für Tag seine Verfehlungen pünktlich eingetragen. Wohl mancher hat mit ängstlich gewissenhafter Beflissenheit sein Tun und Lassen allabendlich vermerkt, durchforscht und geprüft, um das wahre Gesicht seines Selbst zu erkennen. Und nur die wenigsten haben dabei geahnt, daß die größte Gefahr vieler sittlich-religiösen, schöngeistigen Tagebücher, die zur Förderung der Selbsterkenntnis geführt werden, in der Versuchung liegt, sich selbst Sand in die Augen zu streuen. Die Selbsttäuschung ist für schwächere Naturen die gefährlichste Klippe der Selbstbeobachtung. Schon in der wissenschaftlichen Seelenkunde, die die allgemein gültigen Bewußtseinsvorgänge erforscht, stehen zahlreiche Forscher dem Erkenntniswert der Selbstbeobachtung vor allem darum zweifelnd gegenüber, weil die Bewußtseinszustände höchst veränderlich und in beständigem Ausgleich gegeneinander begriffen sind und darum der beobachtete Zustand nicht mehr derselbe ist wie der nichtbeobachtete. Denn durch die auf ihn gerichtete Beobachtung erfährt er das einemal Hemmungen, das anderemal Steigerungen und Verschiebungen. Diese Veränderungen müssen um so stärker

werden, je mehr an den zu beobachtenden Zuständen die Eigenliebe mit ihren Ansprüchen beteiligt ist, und so kann es nicht wundernehmen, daß die Wahrscheinlichkeit der Selbsttäuschung da eine sehr hohe ist, wo es sich um Selbstbeobachtung zum Zweck sittlich-religiöser Selbstbeurteilung handelt. Hier wird das Eigenste und Innerste der Persönlichkeit berührt und möglicherweise in Frage gestellt, und es kann kein Zweifel bestehen, daß der Selbsterhaltungstrieb hier Mittel und Wege findet, auch das Schlimmste zum Besten zu kehren, öde Wüsten des inneren Lebens durch reizvolle Luftspiegelungen zu verschönern und auch das Schmähliche in einen Ruhmestitel zu verwandeln. So trifft für das Tagebuch und seinen Anspruch, Selbstkenntnis und Selbsterkenntnis zu erzielen, häufig genug das Wort Hebbels zu: „Selbstbeschauung wäre freilich sehr schön, aber man verändert sich, während man sich beobachtet." Daß der Tagebüchler, während er schreibt, sich oft innerlich zurechtsetzt, um nicht sein Alltagsgesicht zu verewigen, nach bedeutendem Ausdruck strebt und sich eine wenn auch noch so bescheidene Rolle vorspielt, ist schon den begeisterten Verehrern des Tagebuchs im 18. Jahrhundert nicht entgangen.

Einer von ihnen, der feine Seelenkenner K. Ph. Moritz, schrieb unter dem Titel: „Beiträge zur Philosophie des Lebens" (1791) Beobachtungen über sich selbst, seine Gefühle, Stimmungen und Vorsätze nieder, die im Unterschied von den meisten Tagebüchern seiner Zeit viel Feines und Treffendes enthalten. Aber in der dritten Auflage gab der Verfasser seinem Büchlein einen Anhang über die Selbsttäuschung bei, der darauf hinweist, wie groß bei derartigen Aufzeichnungen die Neigung sei, vor sich selber eine Rolle zu spielen, sich in einer Stellung oder Miene abzubilden, in der man sich selbst gefällt, vor sich selber mehr scheinen zu wollen, als man ist, besonders da, wo Wille und Kraft mit Phantasie und Gefühl nicht im Gleichgewicht stehen. Der ärgste Selbstbetrug, bemerkt dabei Moritz mit Recht, finde bei religiösen Empfindungen statt. Man gebe sich oft Mühe, sie zu haben, und glaube am Ende wirklich, sie zu haben, indem man z. B. bei leerem Herzen in Ergießungen des Dankes und der Ehrfurcht ausbreche, die man zwar nicht für erkünstelt halte, die es aber dennoch seien. Dabei ist er ehrlich genug, zu bekennen, daß auch in seinem kleinen Buch sich häufig dergleichen Ergießungen finden und zum

Beweise dienen, „bei welchem Grad von Frömmigkeit der Mensch dennoch gegen sich selbst ein Heuchler, und bei welchem Grad von Aufrichtigkeit er sich dennoch gegen sich selbst verstellen könne". Häufig leidet auch die Aufrichtigkeit solcher Aufzeichnungen unter den geheimen, wenn auch nicht zugestandenen Gedanken, daß vielleicht doch einmal ein fremdes Auge Einblick in sie bekommen könnte. Ja im 18. Jahrhundert spielte man seine „geheimen" Tagebücher oft geradezu seinen Freunden und Bekannten in die Hände. So mag auf viele zutreffen, was der sich selbst argwöhnisch belauernde F. Grillparzer gelegentlich unwirsch in sein Tagebuch schrieb, das so ergreifend von der inneren Brüchigkeit und Unausgeglichenheit des schwerlebigen Dichters zeugt: „Alles, was ich bisher geschrieben, ist erlogen und bloß in der Absicht geschrieben, damit es einst jemand lese und mich daraus günstig beurteilen möge." Dabei ist es ein der menschlichen Eigenliebe sehr geläufiger Kniff, sich besonders in der schonungslosen Unerbittlichkeit der Selbstbeurteilung zu sonnen. Die Bemerkung Hebbels: „Selbstverachtung ist nur versteckte Eitelkeit" trifft auf solche Selbstentäußerung ebenso zu, wie die durchaus richtige Beobachtung, daß sich mancher nur darum so laut schlimmer Dinge anklagt, um sich dadurch das Recht zu sichern, andere noch schärfer zurechtzuweisen. So kann es keinem aufmerksamen Leser von J. K. Lavaters „Geheimem Tagebuch seiner selbst" (1771—1773) entgehen, daß er auch unbeträchtliche und durchaus harmlose Entgleisungen seines Temperaments vor allem darum mit so lebhafter Zerknirschung und so düsterem sittenrichterlichem Ernst beurteilt, weil so die Zartheit seines sittlichen Empfindens besonders wirksam ins Licht gestellt wird. Der Verfasser selbst, der durch seine Mitteilungen Nutzen stiften wollte, und es zweifellos ehrlich und aufrichtig meinte, hatte freilich wohl von den geheimen Beweggründen seiner unumwundenen Sündenbekenntnisse und seiner Schonungslosigkeit gegen sich selbst keine Ahnung. Aber tatsächlich trübt die Beflissenheit, mit der er jedes Stäubchen vom Spiegel seiner Seele wegzublasen sucht, eben doch dessen ganze Fläche mit dem dichten Hauch einer geschäftigen Eitelkeit.

Außer dem Hang, sich in eine Rolle hineinzufinden, lassen noch andere Umstände die Ergebnisse tagebüchelnder Selbstbeobachtung als ziemlich unzuverlässig erscheinen. So erhält manche Regung

durch die Aufzeichnung und schriftliche Festhaltung eine Bedeutung, die ihr im Zusammenhang des gesamten Seelenlebens in keiner Weise zukommt. Das ist eine Gefahr, die jedem Bekenntnis anhaftet. Die inneren Begebenheiten bekommen, wie Höffding mit dem Blick auf Rousseaus Bekenntnisse ausführt, durch die ausdrückliche Formulierung leicht eine Massivität und eine Schwere, die sie in sich selbst nicht hatten, und die schwarzen Stellen im Gemälde ziehen dadurch die Aufmerksamkeit in unverhältnismäßigem Grade auf sich. Leicht läßt der Versuch, leise Regungen und Antriebe in bestimmte Gedanken und Worte zu kleiden, das Dunkle und Halbbewußte als klares, entschiedenes Wollen hervortreten oder leichte Anwandlungen als dauernde Gemütsbeschaffenheiten erscheinen. Dazu erschwert es der allzu geringe Abstand von den Dingen vielfach, sie nach ihrem wahren Gewicht und ihrer eigentlichen Bedeutung fürs Ganze richtig einzuschätzen, denn „die im täglichen Leben und Wandel sich ereignenden kleinen Vorfälle, Unfälle, Begebenheiten innerer und äußerer Art scheinen uns, solange sie als gegenwärtig vor uns liegen, groß, bedeutend, wichtig, und erregen demgemäß unsere Affekte, Sorge, Leidenschaft, aber sobald der unendliche Strom der Zeit sie nur etwas entfernt hat, sind sie unbedeutend, keiner Beachtung wert und bald vergessen, indem ihre Größe bloß auf ihrer Nähe beruht." So geht uns über unsere Empfindungen und Handlungen oft erst nach vielen Jahren das rechte Licht auf. Dazu kommt, daß die Selbstbeschauung bei aller Bemühung doch nie die Möglichkeiten, die in der Seele schlummern, auch nur annähernd zu erkennen vermag, und meist daneben greift, wenn sie es trotzdem versucht, denn die Kräfte zum Leiden und Tun, die jeder in sich trägt, weiß er nicht, bis ein Anlaß sie in Tätigkeit setzt. Wie man nach Schopenhauers schönem Vergleich, dem im Teich ruhenden Wasser mit glattem Spiegel nicht ansieht, mit welchem Toben und Brausen es vom Felsen herabzustürzen, oder wie hoch es sich als Springbrunnen zu erheben fähig ist.

Es bietet einen besonderen Reiz, zu hören, wie gesunde Naturen auf Grund eigener Erfahrung über die Unersprießlichkeit des Tagebuchwesens urteilen. So berichtet Fanny Lewald ergötzlich in ihrer Lebensgeschichte, wie sie in den Backfischjahren ihre schwärmerischen und elegischen Gefühle abends beim Schimmer eines spärlichen

Talglichts den verschwiegenen Blättern eines Tagebuchs anvertraute, das sie mit großem Selbstgenuß eine ganze Zeitlang führte. Fror es sie abends bei dem Schreiben, was in dem kalten Zimmer sehr natürlich war, so fühlte sie „die Schwingen des Todes über sich wehen". War sie schläfrig und sah bei dem spärlichen Lichte schlecht, so „schloß sich ihr Auge vor dem trügerischen Scheine der Welt". Kurz jedes Wort, so bekennt sie selbst, war eine leere Phrase oder eine Affektation. Nachdem so die junge Fanny, die im Grunde ein durchaus natürliches Mädchen war, sich gerne putzte, dem Vergnügen nachging und ihrer kleinen gesellschaftlichen Triumphe sich aufrichtig freute, zwei Bände mit erhabenen Gefühlen und Redensarten vollgeschmachtet hatte, überkam sie in einer Stunde besonders tiefer Rührung das Verlangen, das Ganze im Zusammenhang zu lesen. Aber bald fiel es ihr da wie Schuppen von den Augen. Sie erkannte, daß kein Wort von dem, was sie seit fünf Vierteljahren zusammengeschrieben hatte, wahr war, daß sie von Seelenleiden geredet, die sie nicht kannte, von einer Sehnsucht, die sie nie gehegt. Sie kam sich widerwärtig und lächerlich zugleich vor in ihrem Aufputz von geborgtem Gefühlsplunder, und fand nicht eher Ruhe, als bis das letzte Wort ihrer Lügenchronik im Ofen verkohlt war. An diese Jugenderinnerung knüpft dann die Verfasserin sehr vernünftige Betrachtungen über die Gefahr, die solche Tagebücher vor allem für junge Mädchen und Frauen mit sich führen. „Das Kleinleben, in dem die meisten Frauen drin stehen, führt sie aus, will möglichst einfach und leicht genommen werden, wenn es erfreulich und vernünftig fortentwickelt werden soll. Hat man sich aber einmal vorgenommen, täglich etwas aufzuschreiben, fängt man erst an, in sich hineinzublicken und auf die andern zu achten, um etwas Besonderes zu finden, so gewöhnt man sich bald, das, was man einfach als Obliegenheit zu tun hat, als eine Pflichterfüllung, das, was die andern uns Angenehmes und Widerwärtiges bereiten, auch als äußerst bedeutende Dinge anzusehen, und es kommt dann regelmäßig darauf hinaus, daß sich gewöhnliche Frauenzimmer in den allergewöhnlichsten Lagen zu unverstandenen Seelen und edlen Dulderinnen hinaufschwindeln."

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt ein Mann, der in ganz anderen Gegenden des Geistes zu Hause war als Fanny Lewald, der schwäbische Dichter Karl Gerok, der in seinen Jugenderinnerungen

schreibt: „Selbstgeschautes und Selbsterlebtes zu verarbeiten war mir Bedürfnis. Ich führte deshalb auch ein Tagebuch, will aber jeden gesunden jungen Menschen davor gewarnt haben. Wenn ein Backfisch oder ein sechzehnjähriger Jüngling sich ein betrachtendes oder beschreibendes Tagebuch hält, so liegt die Verführung zu krankhafter Selbstbespiegelung, empfindsamer Schönseligkeit oder süßlicher Schönmalerei allzu nahe. Auch ich, obwohl ich mich möglichster Wahrhaftigkeit befliß und einige Waldpartien und Sonnenuntergänge nicht übel nach der Natur beschrieb, verfiel doch in ein kleinliches Ausschmücken des Unbedeutenden und Alltäglichen. Und da ich jedesmal den Stil des Schriftstellers nachahmte, den ich gerade las, bald Goethe, bald Jean Paul, bald Fouqué kopierte, so sind mir jene Hefte später vollkommen ungenießbar geworden." Wie Fanny Lewald, so hat auch Gerok zunächst Jugendtagebücher im Auge, aber ein Blick in unser Schrifttum zeigt, daß nicht wenige ihre Entwicklungskrankheiten in die späteren Lebensjahre hinüberschleppen.

Daneben drohen aber dem Tagebüchler der reiferen Jahre, der Bedeutung und Gewicht der Dinge besser abzuwägen vermag als die Jugend, und der der behaglichen, schönseligen Eitelkeit dieser Lebensstufe entwachsen ist, dafür andere Gefahren, die für die Gesundheit des geistigen Lebens kaum minder verhängnisvoll werden können. Das Tagebuch des frommen Ch. F. Gellert aus dem Jahre 1761 ist ein geradezu erschreckender Beweis, wie der bedauernswerte Dichter neben seinem körperlichen Leiden sich auch seelisch zermarterte und sein Gemüt durch die übertriebensten grundlosesten Bedenken und zerknirschtesten Selbstanklagen über Unglauben, Härte, Verstocktheit, Sinnlichkeit usw. kasteite und ängstete. Albrecht v. Hallers „Tagebuch seiner Beobachtungen über sich selbst" (1787) ist ebenfalls ziemlich frei von Eitelkeit und schönseliger Selbstbespiegelung, aber es ist geradeso wie Gellerts Tagebuch ein bezeichnendes Beispiel für die peinliche Selbstquälerei, deren Werkzeug die Tagebücher ernster, aufrichtiger und besonders häufig religiös angelegter Geister zu allen Zeiten geworden sind, vor allem weil sie meinten, durch Vertiefung in sich selbst sich religiöse Gefühle und Stimmungen abzwingen zu können. Dabei entgeht es diesen Selbstpeinigern durchweg, daß gerade der bewußte Vorsatz, der angespannte Wille, die erregte Be-

flissenheit der Entfaltung der erstrebten Empfindungen hemmend im Wege steht. So macht es einen geradezu erbarmungswürdigen Eindruck, wenn Haller mit Gewalt die Empfindungen warmer Liebe zu Gott, religiöser Rührung und Andacht, reuevoller Traurigkeit über seine Sünde sich abzuquälen sucht, an den kirchlichen Festen über das Ausbleiben der vorschriftsmäßigen Festgefühle sich aufregt und sein Tagebuch mit Klagen über seinen Mangel an Liebe, Eifer und Andacht erfüllt. So bieten diese Aufzeichnungen nicht das Bild eines Mannes, der an seinem inneren Aufbau arbeitet, sondern eines Unseligen, der in wilder Selbstzerfleischung gegen sich selber wütet. Dabei sind Hallers und Gellerts Tagebücher keineswegs vereinzelte Ausnahmen, sondern sie stellen auf dem Gebiete des religiösen, im besondern pietistischen Tagebuchs geradezu urbildliche Erscheinungen dar, wenn auch vielleicht in anderen der Jammer über den Zustand des eigenen Herzens weniger echt und leidenschaftlich herauskommen mag. Solche Selbstquälerei, die sich im 18. Jahrhundert nicht bloß auf die pietistischen Kreise beschränkte, sondern mitunter auch von den Empfindsamen der verschiedensten Färbung als Pflicht erachtet wurde, mußte notwendig alle gesunde Schaffensfreude unterbinden, alle innere Spannkraft lähmen, jede Unbefangenheit des Empfindens zersetzen und zerstören. Und wenn diese Selbstbeobachter, denen alles, auch die harmlosesten Natürlichkeiten unter sittlich-religiösen Gesichtspunkten erschien, mit ihrer Zergrübelung des Innenlebens der Menschheit zu nützen und Tugend und Religion zu befördern glaubten, so wissen wir jetzt, daß eine solche Selbstbeobachtung, wie M. Dessoir in seiner Geschichte der neueren Psychologie zutreffend bemerkt, einer gefräßigen Raupe gleich alles grünende Leben zerstört, und daß der geringe Nutzen der Mitteilung kein vollgültiger Ersatz für die Preisgabe der eigenen Seele ist.

Aber auch da, wo die Selbstzergliederung weniger schmerzhaft erscheint und weniger leidenschaftlich ausgeführt wird, muß das Bestreben, fortgesetzt die eigenen Handlungen und Empfindungen sich bewußt zu machen und zu begründen, zu einer Unsicherheit des Lebens- und Kraftgefühls führen, die äußerst bedenklich ist. Eine Seele, die unter beständiger Polizeiaufsicht lebt und weiß, daß über ihr Verhalten sorgfältig und täglich Buch geführt wird, bekommt leicht etwas Verschlagenes, oder sie wird sich immer mehr in sich

selbst zurückziehen und keinen freien Schritt mehr wagen. Umgekehrt stürzen sich dann auch tatenscheue und willensschwache Geister häufig Hals über Kopf in Selbstbeobachtung und Tagebuchwesen, um sich der Nötigung zu einem tätigen Eingreifen ins Leben zu entziehen und durch das Zerpflücken aller Beweggründe zum Handeln ihren Verzicht auf frische Entschlüsse und rüstiges Handeln vor sich selbst zu rechtfertigen. So finden sich viele mit ihrer Trägheit, ihrem Mangel an Tatkraft und Entschlossenheit durch ein Tagebuch ab, indem sie ihre Schwächen zergliedern, auf ihre Ursachen zurückführen, innig beklagen und sich so der Pflicht, sie zu bekämpfen, mit einer schönen Gebärde entziehen. In dieser Luft gedeiht dann jene müde Zweifelsucht, die Feuchtersleben, der seine Diätetiker der Seele in seinen Tagebuchblättern treffend beurteilt, wenn er schreibt: „Der Grundfehler der Menschen ist Trägheit. Er untergräbt in tausend Formen unser Wohlsein. Im Gebildeten verlarvt er sich in jene philosophisch sein sollende, trübe, skeptische Weltansicht, die man Hamletismus nennen könnte, um sie für den Erfahrenen mit einem treffenden Typus zu bezeichnen. Es ist ein Aufgeben seiner selbst, ein freiwilliges Erkranken und Sterben. Gesundheit und Leben ist Selbsterweckung." Ein Zeitgenosse Feuchterslebens, der österreichische Theologe und Pädagoge Michael Enk von der Burg, geht von ähnlichen Erfahrungen aus, wenn er schreibt: „Für viele Menschen ist ihr Tagebuch ein eigentlicher Sündenbock, mittels dessen sie sich jeden Abend mit ihren Schwächen, Fehlern und Torheiten auf bequeme Weise abfinden, ein weiches Kissen der Selbsttäuschung, in welche sie sich jeden Abend ohne viel Mühe aufs neue hineinschreiben, um im Schlaf keine bösen Träume zu haben." Und W. Weigand schließt sich diesen Vorgängern an, wenn er in seinen Essays in dem Drang, die inneren Erlebnisse aufzuzeichnen, oft eine fein versteckte Feigheit erblicken will. Auch der französische Schweizer Amiel mit seinen feinsinnigen Tagebüchern gehört nur zu sehr in die Nähe dieser tatenscheuen Selbstzerblätterer. Wer sich davon überzeugen will, wie die rückhaltlose Hingabe an die Betrachtung, die beflissen gepflegte Zergliederung der eigenen Seelenzustände allmählich unweigerlich zur völligen Zerstörung und Auflösung der Persönlichkeit führt, und ihr Leben in einem unfruchtbaren, trostlosen und schwermütigen Quietismus versanden läßt, der findet in Amiels

Journal intime ein verblüffendes Beispiel einer derartigen Entwicklung. Entzog doch dieses Tagebuch seinem Verfasser alle die Säfte und Kräfte, die seinem Leben und Wirken hätten zugute kommen sollen. Amiels Aufzeichnungen reichen von den 40er bis in die 80er Jahre des 19. Jahrhunderts. In Deutschland hatte das der Selbstschau und Selbstbeobachtung gewidmete Tagebuch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts seine Blütezeit erlebt. Freilich war damals die zarte Stimmungskunst, die geschulte Feinheit der Beobachtung, die Vielseitigkeit der Gesichtspunkte, die Schmiegsamkeit der Einfühlung, die wir an Amiels schwermütigem Bekenntnisbuch bewundern, noch nicht zu der Vollkommenheit in unserem Schrifttum gediehen, wie in dem Werke des 1821 geborenen Schweizers.

Die ganze Geistesart der Selbstpeiniger und Selbstzerstörer fand in dem gesunden Lebensbejaher Goethe einen erklärten Gegner, der nicht müde wurde, die selbstquälerischen Neigungen und die krankhafte Selbstbespiegelung hypochondrischer Geister, die ewige Beschäftigung mit dem eigenen Ich und das übertriebene, ergebnislose Selbststudium kräftig zu bekämpfen. Unter seinen Dichtungen ist es der Tasso, in dem dieser Kampf besonders lebhaft geführt wird; kann doch der Held dieses Dramas als das Urbild weichlicher Selbstverhätschelung gelten, die über das eigene Ich nicht hinauskommt. Darum muß ihn auch Antonio mahnen:

Es ist wohl angenehm, sich mit sich selbst
Beschäft'gen, wenn es nur so nützlich wäre.
Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen, denn er mißt nach eigenem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich selbst im Menschen nur;
Das Leben lehret jeden, was er sei.

Auch sonst spricht sich Goethe in seinen Briefen und Sprüchen mehrfach über diese Fragen aus. Er weist darauf hin, wie das Bedürfnis der Selbstbeobachtung auf Störung der seelischen Gesundheit hinweist. „Solange man wohl ist, beachtet man seinen Körper nicht, erst Übelbefinden zwingt, über die Störungen zu denken; so fordert seelisches Unbehagen Beschäftigung mit sich selbst und Selbstprüfung." Aber auch Goethe weiß, daß solche Selbstschau selten die erwünschten Aufschlüsse über das eigene

Wesen gibt: „Da der Mensch in seinem Innern nur das Schmerzende empfindet, wie am Leib, so kommt er bei der Beschäftigung mit sich selbst zu einem ganz falschen Bild. Wenn der Mensch über sein Physisches und Moralisches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank." So vertritt Goethe mit Nachdruck eine neue Deutung des alten griechischen: *Γνῶθι σεαυτόν*. „Nehmen wir, schreibt er in seinen Sprüchen, das bedeutende Wort vor: Erkenne dich selbst, so müssen wir es nicht in asketischem Sinn auslegen. Es ist keineswegs die Heautongnosie unserer modernen Humoristen, Heautontimorumenen und Hypochondristen damit gemeint, sondern es heißt ganz einfach: Gib einigermaßen acht auf dich selbst, nimm Notiz von dir selbst, damit du gewahr werdest, wie du zu deinesgleichen und der Welt zu stehen kommst. Hiezu bedarf es keiner psychologischen Quälereien, jeder tüchtige Mensch weiß und erfährt, was es heißen soll. Es ist ein guter Rat, der einem jeden praktisch zum größten Vorteil gereicht." Und noch kürzer faßt er seine Meinung zusammen in dem markigen Spruch: „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist. — Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages."

Auch Goethe hat in seinen Tagebüchern gelegentlich Selbstschau gehalten, freilich ohne in die von ihm selbst gerügten Fehler zu verfallen. Denn er war so tüchtig geboren, um ohne Kränklichkeit auf sein Inneres zurückgehen zu können, und er besaß die seltene Gabe, in sich hineinzublicken, ohne sich zu untergraben, und nicht mit Wahn und Fabelei, sondern mit reinem Schauen in die unergründliche Tiefe sich zu wagen. Als er in seinen ersten Weimarer Jahren erkannte, wieviel ihm zu einem reifen und ganzen Menschen noch fehlte, da beschloß er, sich zur Klarheit über sich selbst durchzuringen. Aber wie K. Jahn in seinem Buch über Goethes Dichtung und Wahrheit treffend bemerkt, seine Selbstaufsicht ist nicht ängstlich um nicht lebensbeschränkend, und nicht beständig um nicht erschlaffend zu wirken. Für gewöhnlich enthalten seine Tagebücher nur kurze Vermerke über Äußeres, aber Geburtstage, Jahrestage, wichtige Veränderungen im äußeren Leben nimmt er gern zum Anlaß für zusammenfassende Rückblicke und Betrachtungen. Das hat den großen Vorteil, daß der Blick nicht am Kleinen und

Täglichen hängen bleibt. Auch der rüstige Bergsteiger oder Pflüger bleibt erst stehen und blickt zurück, wenn er eine größere Strecke hinter sich hat. Dann kann er das Geleistete mit dem noch zu Leistenden vergleichen, dann hat er den nötigen Überblick, um beurteilen zu können, ob er seine Sache richtig angefaßt und was er künftig besser zu machen hat. In diesem Geiste sind jene Tagebucheinträge Goethes gehalten. So schreibt er am 7. August 1879: „Zu Hause aufgeräumt, meine Papiere durchgesehen und alle alten Schalen verbrannt. Andere Zeiten, andere Sorgen. Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe. Wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen, wie eine Art von demütiger Selbstgefälligkeit durch alles geht, was ich damals schrieb. Wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Tuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viel Tage vertan, wie wenig mir davon zu Nutz kommen und da die Hälfte nun des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich mir dastehe wie einer, der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt wohltätig abzutrocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin seit Okt. 1775 getrau ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst soviel im Wege stehen. Lasse uns vom Morgen zum Abend das Gehörige tun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge. Daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zuviel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in Mund nehme, immer lichter in mir werden." Welch rüstiger, gesunder Geist weht uns aus solchen Einträgen an! Da ist nichts von müdem Ausruhen auf den weichen Polstern empfindsamer Erinnerungen, nichts von trübsinnigem Wühlen in wehmutsvollen Gefühlen, nichts von lüsternem Belauern der eigenen Blößen, nichts von selbstgefälliger Ausbreitung gleißender Empfindungen. Aber überall spürt man den sachlichen Ernst der Selbstbeurteilung

sowie den reinen und festen Willen, seiner selbst Herr zu werden, und man atmet die herbe Luft frischer Gesundheit und froh sprießenden Lebens.

Die Luft, die uns aus solchen Äußerungen entgegenweht, ist auch das Lebenselement für eine neue Gruppe von Tagebüchern, die jetzt allmählich in den Vordergrund zu treten beginnt. Es sind Aufzeichnungen, die nicht in erster Linie auf den Vermerk äußerer Tatsachen ausgehen und hierauf sich beschränken. Sie pflegen auch nicht die sittlich-religiöse oder schöngeistige Selbstbeobachtung und Selbstzerfaserung. Sie wollen vielmehr vor allem geistige Merk- und Sammelbücher sein für alles, was an bedeutsamen Betrachtungen sich aufdrängt, was an entwicklungsfähigen Einfällen und Gedanken im Geiste auftaucht, was der Tag an bezeichnenden Erlebnissen, Lesefrüchten, Mitteilungen darbietet. Die Verfasser dieser Tagebücher wollen das Anregende, Bedeutsame, das jeder Tag von innen und außen bringt, vor dem Schicksal des Vergessenwerdens bewahren und es in ein Vorratshaus des Geistes sammeln. So sind die „Gedankenbücher" G. Ch. Lichtenbergs (herausgegeben von A. Leitzmann 1902 ff.) entstanden mit ihrer reichen Ausbeute an geistvollen Betrachtungen, Beobachtungen, Einfällen und Aphorismen. „Ich habe, schreibt er einmal, die Gewohnheit, daß ich meine Gedanken über Dinge niederschreibe, keineswegs um sie einmal anzubringen, sondern bloß in der Absicht, ihren Zusammenhang zu probieren. Denn beim Niederschreiben bemerkt man gar Manches, was man beim bloßen Überdenken nicht gewahr wird, wenigstens ist dieses der Fall bei mir." Und ein andermal bemerkt er: „Die Kaufleute haben ihr Waste-book (Sudelbuch glaube ich im Deutschen), darin tragen sie von Tag zu Tag alles ein, was sie kaufen und verkaufen, alles untereinander ohne Ordnung. Aus diesem wird es in das Journal getragen, wo alles mehr systematisch steht . . . Dies verdient nachgeahmt zu werden. Es ist ein Buch, worin ich alles einschreibe, sowie ich es sehe oder wie es mir meine Gedanken eingeben. Alsdann kann dieses wieder in ein anderes getragen werden, wo die Materien mehr abgesondert und geordnet sind." So hat Lichtenberg in diese Bücher viele Jahre hindurch seine Beobachtungen über sich und andere, seine philosophischen Betrachtungen, Einfälle, Vermerke, Auszüge jeder Art eingetragen und so eine Art Geschichte seines Geistes geschrieben.

Hier finden wir jene Gedanken über Welt und Leben, die er zu so witzigen und treffenden Wahrsprüchen auszumünzen verstand, hier jene feinen und wertvollen Beiträge zur Kenntnis des Menschen, die Lichtenbergs Aufzeichnungen den großen französischen Aphoristen ebenbürtig, ja zum Teil überlegen an die Seite stellen, einem Montaigne, Pascal, Larochefoucauld, Labruyère, Vauvenargues, Chamfort.

Auch späterhin hat mancher eine solche Sammeltätigkeit geübt. Zwar A. v. Platens ausführliche Tagebücher (herausgegeben von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler 1896—1900) gehören nicht hierher. Sie stehen in der Mitte zwischen dem historisch berichtenden und dem aus moralisierender Selbstbeobachtung entsprungenen Tagebuch. Er will eine fortlaufende Geschichte seiner Empfindungen geben, vermerkt dabei aber auch eingehend seine äußeren Erlebnisse und läßt seinen durch unglückliche Veranlagung noch gesteigerten Lebensunmut immer wieder so nachdrücklich anklingen, daß das ohnehin an Gedankengehalt ziemlich arme Werk auf den Leser fast bedrückend wirkt. Wie ganz anders ist da der Eindruck von den Tagebüchern eines anderen Dichters, der 14 Jahre jünger als Platen Aufzeichnungen hinterlassen hat, die einen Höhepunkt dieser Gattung bedeuten. Wie die gelegentlichen Lebensrückblicke, die sich in Goethes regelmäßigen Aufschrieben finden, so geben denn auch die Tagebücher Friedrich Hebbels (Sämtliche Werke, herausgegeben von R. M. Werner, 1901—1907, Tagebücher 4 Bände) das Bild einer rastlosen Aufwärtsentwicklung, nur daß der Eindruck der unermatteten Arbeit an sich selbst, der eifrigen Herausbildung des Innersten sich in Hebbels Aufzeichnungen noch lebendiger spiegelt, weil er sich nicht, wie Goethe es meist tut, auf kurze Stichworte und Vermerke beschränkt, sondern von seinem inneren und äußeren Erleben eingehender berichtet. Auch Hebbel kannte die Gefahren des gewöhnlichen Tagebuchwesens mit seiner Selbstbespiegelung und Selbstzergliederung. So schreibt er gelegentlich das Wort nieder: „Der Mensch ist der Basilisk, der stirbt, wenn er sich selbst sieht." Ein andermal bemerkt er: „Es hat viel Bedenkliches, Erlebnisse, die noch in der Blüte, wo nicht gar in der Knospe stehen, aufzuzeichnen, aber auch viel Vorteilhaftes, wozu die Möglichkeit gehört, sich später zu orientieren über die Entstehung." So wägt er mehrfach Vor-

teile und Nachteile eines Tagebuchs gegeneinander ab. Oft kommt ihm das Aufzeichnen seiner Gedankenarbeit vor, als wollte die Schlange ihre abgeworfenen Häute sammeln, anstatt sie den Elementen zurückzugeben. Dann tröstet er sich wieder mit dem Gedanken: „Man sieht so doch einigermaßen, wie man war, und das ist sehr wichtig, wenn man erfahren will, wie man ist." Schließlich eröffnet er dann seine Aufzeichnungen, die durch 26 Jahre, von der Befreiung aus dem Wesselburener Frondienst bis zum Tode im Jahre 1863 reichen, mit dem Vorsatz: „Dies Buch soll ein Notenbuch meines Herzens sein und diejenigen Töne, welche mein Herz angibt, getreu zu meiner Erbauung in künftigen Zeiten aufbewahren. Wer kann gleichgültig so manche tausend Welten in sich versinken sehen und wünscht nicht das Göttliche, sei es Wonne oder Schmerz, welches sich durch sie hinzog, zu retten." Und nun steigt mächtig und groß vor dem Leser das Bild Hebbels auf, wie es diese Aufzeichnungen weben, in denen sich Geständnisse mit Lesefrüchten, flüchtige Einfälle mit Ergebnissen grübelnden Nachdenkens, zusammenfassende Rückblicke und Betrachtungen mit erregten Gefühlsausbrüchen, kernige Wahrsprüche mit kurzen Vermerken über schadhafte Hosen und selbstgestopfte Strümpfe, spaßhafte Geschichten mit innigen Gebeten aufs seltsamste mischen. Aber alle diese so verschiedenartigen Bestandteile sind zusammengehalten von einem Geiste, der alles erfüllt und allem sein Gepräge gibt, von dem Geiste eines Mannes, der in heißem Ringen mit dem Schicksal nie seinen hohen Beruf und sein hohes Ziel aus dem Auge verlor, sich zum Dichter und darum zum Menschen heranzubilden. Wohl hat seine rücksichtslose Kraft der Selbstbehauptung fast etwas Erschreckendes, wenn er das Mitleid als die wohlfeilste aller menschlichen Empfindungen bezeichnet und sich selbst zuruft: „Schüttle alles ab, was dich in deiner Entwicklung hemmt, und wenn's auch ein Mensch wäre, der dich liebt, denn was dich vernichtet, kann keinen andern fördern." Daneben stehen aber die Zeugnisse eines tiefen innigen Empfindens, wie in den Urteilen über Vater und Mutter, in den leidenschaftlichen Schmerzergüssen beim Tode seiner Kinder, in dem echten und tiefen Wohlwollen allem wahrhaft Menschlichen gegenüber. Überall spürt man jene Herbheit der Kampfesstimmung durch, die stets in schwerer Rüstung einherschreitet und „selbst die Messe mit dem Schild am Arm hört" und

doch eine rührende Dankbarkeit für die harmlosesten Lebensgüter nicht ausschließt, die andere als ein selbstverständliches Recht beanspruchen. Schließlich geht eine hellsichtige Klarheit des Urteils in der Bewertung geistiger Erscheinungen bei ihm Hand in Hand mit unbestechlicher Ehrlichkeit der Selbstbeurteilung. Und all dies bewegte reiche Innere spricht sich aus mit der selbstverständlichen Unbefangenheit des inneren Drangs. Nirgends stört ein Schielen nach gewollten Wirkungen, ein Augenspiel mit dem Leser, ein Zurechtstutzen der eigenen Zustände des vorteilhaften Eindrucks wegen.

Als Hauptbeweggrund steht hinter den Tagebüchern Hebbels der Gedanke, daß soviel wertvoller Stoff von Erlebnissen, Eindrücken und Einfällen ungenützt versinkt, wenn er nicht aufgezeichnet und aufbewahrt wird. „Durch den Kopf, sagt er einmal, fliegen allerlei Gedanken, mit denen man nichts anzustellen weiß, und man legt sich dann ein Herbarium von solch zudringlichen Schmeißfliegen an." Viele haben seither ähnlich gedacht. Auch ein Geist, der das Entblößen von inneren Vorgängen, das Aufwühlen von dem, was die Natur zu verhüllen pflegt, das Zerlegen und Zergrübeln der Erscheinungen so stark als Verletzung der Unschuld und Bescheidenheit empfand wie Gottfried Keller, kam auf diesem Wege zur Führung eines Tagebuchs. (Ermatinger, G. Kellers Briefe und Tagebücher 1916.) Er glaubte, sich das schuldig zu sein, weil ihm so viele Gedanken und Ideen, wie sie „Sonne und Mond" ihm brachten, verloren gingen und so viele Erlebnisse und Erfahrungen keinen oder nur wenig Nutzen für ihn hatten, weil er sie sich nicht genugsam einprägte. „Wie viel poetische Motive und künstlerische Erscheinungen, ruft er aus, gingen wie Traumbilder, auf die man sich beim Erwachen nicht mehr besinnen kann, an mir vorüber. Und wie viele reizende und bedeutungsvolle Geschichten, Vorfälle und Anekdoten verweben sich dem sinnigen Menschen in sein tägliches Leben, aus denen er oft die schönsten Geistesbäume ziehen könnte, und die meist spurlos verloren gehen, wenn er nicht einen gehaltvollen Briefwechsel oder ein Tagebuch führt." So zeichnete Keller, wie auch Hebbel tat, fleißig seine Träume auf.

Sichtlich stehen die Tagebücher A. Pichlers (Ges. Werke 1904—1908) unter dem Eindruck des Hebbel'schen Werkes. Auch hier findet man neben Mitteilungen aus dem äußeren Leben

allerlei Betrachtungen, Anekdoten, Merkwürdigkeiten, drollige Züge und Äußerungen, die dem Verfasser zu Ohren kamen, er nennt sie Tiroler Knödel, Kernworte usw., und das Ganze gibt zugleich ein lebendiges Bild von der kraftvollen, ausgeprägten Persönlichkeit des Dichters. Während sodann O. E. Hartlebens 1906 erschienene und durch Hebbels Tagebücher angeregte Aufzeichnungen, sein „Tagebuch", ziemlich oberflächlich anmuten und dem Bild Hartlebens nichts Neues zufügen, es vielmehr eher ins Flache und Gewöhnliche herabziehen, sind die Tagebücher von E. Gött und von A. Schafheitlin anregende Urkunden von geistvollen und eigenwüchsigen Persönlichkeiten, die sich in Bruchstücken und Wahrsprüchen bereitwilliger aufschließen als in anderen Formen der Selbstdarstellung. Steht so diese ganze Gruppe von Tagebüchern der persönlich gefärbten Essay- und Aphorismensammlung im Stil Montaignes näher als den Denkwürdigkeiten und Selbstbiographien, so ist sie eben dadurch dem modernen Empfinden näher verwandt als das Tagebuch der empfindsamen und pietistischen Richtung.

Daß die Tagebuchform gelegentlich auch für Zwecke der künstlerischen Darstellung verwandt wird, sei nur im Vorübergehen erwähnt. Manche geschichtliche Darstellung, die sich als eine Reihenfolge täglicher Aufzeichnungen darstellt, ist wie Goethes Kampagne in Frankreich keineswegs die Wiedergabe tatsächlich geführter Tagebücher, sondern eine kunstvolle Ausarbeitung, zu der wohl Tagebücher mitbenutzt worden sein mögen, der aber auch noch andere Quellen zugrunde liegen. Sehr beliebt war auch jederzeit die Tagebuchform für den Roman. Schon die Titel zahlreicher Romane zeugen für diese Vorliebe vom „Tagebuch eines neuen Ehemanns" an, das der Theologe und Kirchenhistoriker G. J. Planck 1797 als junger Repetent in Tübingen erscheinen ließ, bis zu F. Gaudys „Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen" und dem vielgenannten „Tagebuch einer Verlorenen" aus der neuesten Zeit. Noch häufiger dienen im Roman Einlagen in Tagebuchform dazu, um dadurch das Innenleben einer der Hauptgestalten zu schildern. Es sei hier nur Ottiliens Tagebuch in Goethes Wahlverwandtschaften genannt, sowie die Tagebucheinlagen in Auerbachs „Auf der Höhe", in Vischers „Auch Einer", in Heyses „Merlin." Immerhin handelt es sich hier um ein Auskunftsmittel,

das nicht ohne Bedenken ist. Oft genug wirken diese Tagebücher nicht so echt und überzeugend, wie der Dichter hofft, und hinter der Maske blickt allzu deutlich sein eigenes Antlitz hervor. Kein Wunder, daß Immermann in seinem „Münchhausen" und F. Mauthner in seinen „Berühmten Mustern" diese Übung einem nicht unverdienten Spott preisgegeben haben. Jener durch sein köstliches Tagebuch des Bedienten Karl Buttervogel, dieser durch die altklugen Aufzeichnungen der taufrischen Amme Walpurga.

Ob freilich dem Tagebuch eine Zukunft beschieden ist? R. M. Meyer in seinen Studien über die Geschichte des Tagebuchs glaubt die Frage verneinen zu sollen. Er fürchtet, daß die Unbefangenheit der neueren Tagebuchschreiber zerstört sei durch das Vorbild der früheren berühmten Tagebücher. Er meint, es sei fast unmöglich, für solche Aufzeichnungen eine natürliche, vom Gedanken an die spätere Veröffentlichung unbeeinflußte Haltung zu finden. Vielleicht behält er für die nächste Zukunft recht mit seinen Befürchtungen, vielleicht aber wird schon jetzt allabendlich von einem bislang noch Unbekannten eifrig an einem Tagebuch der Zukunft geschrieben, das seinen größten Vorgängern nicht nachsteht. Schleiermacher bemerkt einmal in seinen ethischen Rhapsodien: „Es gibt Menschen, die kein Interesse an sich selbst nehmen. Einige weil sie überhaupt keines, auch nicht an anderen fähig sind. Andere weil sie ihres gleichmäßigen Fortschrittes sicher sind, und weil ihre selbstbildende Kraft keiner reflektierenden Teilnahme mehr bedarf, weil hier Freiheit in allen ihren höchsten und schönsten Äußerungen gleichsam Natur geworden ist." Die Mehrzahl der geistig regsamen Menschen ist zwar wohl über den ersten Zustand hinausgewachsen, ohne aber jedoch im zweiten völlig heimisch zu sein: Ihnen ist es darum nach wie vor Bedürfnis, an sich selbst Interesse zu nehmen. Da ein Hauptmittel hiefür die Führung eines Tagebuchs ist, dürfte auch in Zukunft das Tagebuch, das Ergebnisse des Innenlebens festzuhalten sucht, nie ganz aussterben. Daß geschichtliche Tagebücher und Merkbücher immer wieder entstehen, ist schon durch Gründe der Zweckmäßigkeit bedingt.

Zehntes Kapitel.

Rückblicke und Ergebnisse.

Glich die deutsche Selbstbiographie in ihren Anfängen einem schmalen Bächlein, das aus bescheidenen Rinnsalen gespeist wird, so ist sie im Lauf der Jahrhunderte zum breiten Strom geworden, in dessen Fluten das ganze Leben des Volkes sich spiegelt. Es gab Zeiten, da schien es, als wollte der Fluß, der seinen Lauf so verheißungsvoll angetreten, wieder versanden und versickern in der Dürre unseliger Zeitläufte, aber immer wieder quoll neues Leben aus der Tiefe, durchfeuchtete belebendes Naß von oben die ausgedörrten Fluren, strömten neue Zuflüsse herzu. Seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts sind die Gefahren wohl für immer überwunden, die ein Eintrocknen und Verebben des Schrifttums der Denkwürdigkeiten und eigenen Lebensbeschreibungen befürchten ließen. Viel eher droht ein Übermaß der Schaffensfreude auf diesem Gebiet, eine Überflutung und Überschwemmung mit wohlgemeinten Aufzeichnungen, denen höchstens mitunter geschichtlicher, niemals aber literarischer Wert zukommt. Immerhin herrscht jedoch an gewichtigen und anziehenden Werken keineswegs Mangel, und es entbehrt nicht der Großartigkeit, daß das ganze Volk in allen seinen Ständen und Schichten schaffend und selbsttätig am Schrifttum der Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten beteiligt ist. Überall gibt es Persönlichkeiten, die das Bedürfnis fühlen, sich selbst und der Welt Rechenschaft von ihrem Leben zu geben, und wenn sie es auch nur versuchten im Stile harmloser Kindheits- und Jugenderinnerungen oder sachlich trockener Berichterstattung. Unter den Selbstbiographen und Memoirenschreibern finden wir den Staatsmann ebenso wie den Dichter, Generäle und Heerführer nicht minder als Künstler und Schriftsteller; Philosophen und Theologen, die die Straße weltentrückter Gedanken ziehen, ebenso wie die klugen und umsichtigen Vertreter der modernen Technik und des neuzeitlichen Unternehmertums, Bauern so gut wie Lohnarbeiter, Frauen wie Männer. Freilich wird von vielen diesem ganzen Schrifttum eine gewisse Geringschätzung entgegengebracht.

In vielen Köpfen spukt immer noch das alte Vorurteil, als wäre in allen Fällen die Abfassung einer eigenen Lebensbeschreibung, eigener Lebenserinnerungen ein Zeichen sträflicher Eitelkeit. Wie wenn nicht unsere besten Selbstbiographien und der Geist, der sie erfüllt, die schlagendste Widerlegung dieser altmodischen Meinung wären! Oft mag auch die große Zahl unbedeutender und nichtssagender Erzeugnisse der Selbstdarstellung die Mißachtung des ganzen Schrifttums verschuldet haben. Dazu kommt, daß viele Denkwürdigkeiten und eigene Lebensbeschreibungen auf die Erregung von Aufsehen ausgehen und durch ihre geschmacklose Selbstverherrlichung, durch absichtliche Verschleierung der Wahrheit, durch schwächliche Selbsttäuschungen berechtigten Anstoß erregen. Auch die behagliche Altersgeschwätzigkeit vieler Verfasser geht zahlreichen Lesern auf die Nerven. Aber was besagen alle diese Bedenken und Anstöße gegenüber der überwältigenden Fülle von erprobtem Lebensgehalt und von geistigen Werten, die das Schrifttum der Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten in sich birgt. Nicht umsonst haben unsere tiefsten und feinsten Geister immer wieder auf die literarische und menschliche Bedeutung dieses ganzen Gebiets schriftstellerischer Betätigung hingewiesen. Wie hoch ein Herder und Schiller den Wert von Aufzeichnungen über Selbsterlebtes einschätzten, ist bekannt, auch wenn sie nur gelegentlich sich über diese Dinge aussprachen. Auch Goethe wurde nie müde, immer und immer wieder bei den verschiedensten Anlässen zu betonen, wie hoch er alle derartigen Selbstzeugnisse werte. Welch rege Teilnahme hat er den bedeutendsten wie den bescheidensten Erzeugnissen der Selbstdarstellung von Cellinis und Cardanos Selbstbiographien an entgegengebracht bis zu den Aufzeichnungen eines Götz von Berlichingen und Hans von Schweinichen, und weiterhin bis zu Johannes von Müllers Selbstbiographie, dem „Deutschen Gil Blas" und den „Erinnerungen eines Feldjägers". Wie verfolgt er die Gesetze und Bedingungen dieser schriftstellerischen Gattung bis in ihre feinsten Wurzeln und Verästelungen, und weist unermüdlich auf den erzieherischen, psychologischen und kulturgeschichtlichen Wert solcher Werke hin. Während sodann für einen K. Ph. Moritz ebenso wie einen Fr. Hebbel die Bedeutung der Selbstbiographie für die Seelenkunde im Vordergrund steht und zu den tiefgrabendsten Bemerkungen Anlaß gibt, lassen

Schopenhauer und G. Keller wieder mehr den erziehlichen Wert der eigenen Lebenszeugnisse zur Geltung kommen. Der erstere möchte der Jugend das Lesen von Romanen am liebsten ganz verboten sehen. Als Ersatz schweben ihm angemessene Biographien vor, und er nennt ausdrücklich Franklins Selbstbiographie und den Anton Reiser von Moritz. Gottfried Keller hinwiederum verkündet als den geistigen Ertrag, den seine Luzie im „Sinngedicht" aus der Beschäftigung mit ihrer Bücherei von Memoiren und Selbstbekenntnissen schöpft, die Fähigkeit, „in der Freiheit über den Dingen zu leben, die Schicksale zu verstehen und jegliches bei seinem Namen zu nennen". In ähnlicher Weise hat schon Goethe von seiner Aurelie im Wilhelm Meister berichtet, daß sie ihr trotziges, heftiges Wesen ablegte, nachdem sie die Bekenntnisse einer schönen Seele gelesen hatte.

In der Tat, der erzieherische Wert, der der Mehrzahl unserer besten Selbstbiographien zukommt, ist kaum hoch genug einzuschätzen. Ihr reicher Gehalt an wahrhafter, von sittlich-religiösen Gedanken erfüllter Lebensweisheit kann auch vom flüchtigsten Beobachter nicht übersehen werden. Wie werden immer wieder die französischen Denkwürdigkeiten, vor allem aus der Zeit des Königtums, gepriesen mit ihrer Kunst, über die Nachtseiten des Lebens sorglos wegzublicken, dem Gang der Dinge mit heiterer Ruhe und schöpferischer Neugier zuzusehen, in behaglicher Mitteilsamkeit und sicherer Haltung das Bild und die Ergebnisse einer geistreichen, auf Form und Eleganz gestellten Kultur widerzuspiegeln. Und diesen Werken werden dann die deutschen Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten gegenübergestellt mit ihrer schwankenden Unsicherheit in der Selbstbeurteilung, mit ihrem Unvermögen, sich selbst in eine gewisse Ferne zu rücken, mit ihrer oft unausgeglichenen Haltung, mit ihrer vielfach schwerfälligen Formlosigkeit. Zugegeben, daß die deutsche Selbstdarstellung nur allzuoft unter solchen Fehlern leidet, aber sind diese Schwächen nicht häufig nur die Kehrseiten schätzenswerter Vorzüge? Ist jene Schwerfälligkeit und Unausgeglichenheit, jene tastende Unsicherheit der Selbsteinschätzung, die die Formanbeter so sehr beklagen, nicht der Ausdruck eines nach tieferen Einsichten, Erlebnissen und Erfahrungen grabenden Gemütes, eines um die Lösung der geheimnisvollsten Lebensrätsel bemühten Geistes? Jene französischen Memoiren ver-

hallen leicht in der Seele gleich einem anregenden und unterhaltenden, aber inhaltsleeren Geplauder, die besten deutschen Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten lassen den Leser nachdenklich zurück, wecken hundert Betrachtungen in ihm auf, wirken auf Gemüt und Willen, fordern zu erneuter Durchprüfung der überkommenen Anschauungen auf, und üben oft genug erzieherische Wirkungen im weitesten und höchsten Sinne aus. Neben der Freude am Erzählen um des Erzählens willen, an der behaglichen Mitteilung, ist beim Deutschen immer auch ein starkes Bedürfnis vorhanden, innere Erfahrungen, Ergebnisse seines sinnigen und grüblerischen Nachdenkens zu übermitteln, und jener lehrhafte Zug, der durch die deutsche Roman- und Erzählungsliteratur hindurchgeht, ist auch in der deutschen Selbstbiographie kräftig ausgeprägt. In der Tat, der erschiene uns leer und nichtig, dem nicht der Überblick über das eigene Leben eine Aufforderung wäre zu ernsten und nachdenksamen Betrachtungen, unter denen der Gedanke einer gewissen Zielstrebigkeit und Planmäßigkeit der menschlichen Lebensschicksale obenansteht. Wie spricht sich der Glaube an eine höhere Leitung des eigenen Lebens wie der Geschicke seines ganzen Volkes bei E. M. Arndt aus mit einer wahrhaft lutherischen Kraft, einer ungekünstelten Unbefangenheit und Urwüchsigkeit, einer kernhaften Zuversicht! Mit welch unbeirrbarem Ernst gehen daneben Geister anderer Art, wie z. B. Goethe, der Folgerichtigkeit und dem zweckmäßigen Zusammenhang alles Geschehens nach, um hierin die unerschütterliche Vernunft des Weltganzen verehren zu können! Aus solcher Lebenszuversicht, mag sie eine Farbe tragen welche sie will, fließt dann auch jene Ausdauer in den Kämpfen mit all den Hemmungen persönlicher Entwicklung, von denen unsere Selbstbiographien so zahlreiche Kunde geben, fließt die Lebenstapferkeit, die keine Entbehrungen und Mühe scheut, um zu ihrem Ziele zu gelangen, fließt der frische, rührige, vorwärts strebende Sinn, der den Leser aus unseren besten Selbstbiographien anweht. Wer könnte die erziehliche Kraft mißkennen, die von den Jugendgeschichten eines Klöden, eines Nietschel, eines J. Weitzel, eines A. Pichler ausgeht. Welch erhebendes Bild ruhigen, unermüdlichen Bildungsstrebens gewährt Goethes Dichtung und Wahrheit! Da sehen wir, wie dem Strebenden alles zum besten dienen muß, wie sich ihm der Schaden in Gewinn verwandelt, wie seine

tüchtige Natur alle Einflüsse, die seine Entwicklung und sein Wachstum zu stören und zu hemmen drohen, überwindet und unschädlich macht. Wie gewaltig tritt dem Leser von Hebbels Tagebüchern die Gestalt des Dichters gegenüber, der wie auf selbstgehauenen Stufen von Erkenntnis zu Erkenntnis emporsteigt, in allem nur die Mittel zu vertieftem Verständnis der Welt und seiner Kunst sieht, keine Mühe und Qual des Erkennens scheut, und so das Bild des unermüdlich ringenden Wahrheitskämpfers darstellt. Wie liebenswürdig mutet in den Memoiren einer Idealistin die Bereitwilligkeit der Verfasserin an, umzulernen und zuzulernen, und wie gibt ein ähnlicher Idealismus so manchem dunklen und engen Leben einen Schimmer von hinreißender Schönheit, von bleibendem Werte!

Sich zu bilden und sich zu entwickeln, zu wachsen, sein eigenes Sein zu erweitern und zu vertiefen, das war immer ein Hauptanliegen der deutschen Seele, von den Erlebnissen dieser Art spricht auch der deutsche Selbstdarsteller am liebsten, und so ist es leicht verständlich, daß die deutsche Selbstbiographie eine reiche Fundgrube für die Seelenkunde geworden ist, zumal für die Seelenkunde des jugendlichen Alters, des Kindes. Zwar stellen die wissenschaftlichen Vertreter der Kinderpsychologie die Quellen dieser Art nicht sehr hoch. Es sind ja keine geschulten Beobachter, die sich hier zum Wort melden. Aber darüber kann doch wohl kein Zweifel bestehen, daß die Teilnahme für das Seelenleben des Kindes, seine besonderen Erscheinungen und Fragen, ebenso wie für die Aufgaben der Kinderforschung und die inneren Nöte des Jugendalters vor allem durch Selbstbiographien wie der Anton Reiser und zahlreiche andere aufs wirksamste gefördert worden ist. Wenn diesen Dingen heutzutage mitfühlendes Verständnis in weitesten Kreisen entgegengebracht wird, so ist das weniger ein Verdienst der wissenschaftlichen Psychologie, als der schönen Literatur, und nicht zum mindesten des Schrifttums der Selbstbiographien, der Jugend- und Kindheitserinnerungen. Sie bilden einen steten Prüfungsmaßstab für das jeweils erreichte Verständnis der Jugendseele und für die Probehaltigkeit der geläufigen Erziehungsweisen. Denn über Erziehung, Erziehungsgrundsätze und Erziehungsfehler finden sich die treffendsten, gediegensten Betrachtungen und Winke, die anschaulichsten, lehrreichen Beispiele und Gegenbeispiele in den Aufzeich-

nungen über das eigene Leben von Moritz, Gervinus und Zschokke an bis zu K. Immermann, Fanny Lewald und unzähligen andern.

Daneben eröffnen sich in dem Schrifttum der eigenen Lebensbeschreibungen reiche Einblicke in eine Welt, die die Wissenschaft der Seelenkunde kaum mit dem Saum ihres Mantels streift und die in der schönen Literatur vorab im Roman oft nur oberflächlich oder einseitig geschildert wird: es ist die Welt der niederen Schichten des Volkes, der kleinen Leute, der Bauern und Handwerker, der Taglöhner und Arbeiter, ihre Freuden und Leiden, ihr Seelenleben. Sie werden in den Selbstbiographien getreu nach dem Leben, aus eigenster Kenntnis der Verfasser heraus gezeichnet, die zum Teil solchen Kreisen entstammen, zum Teil auch ihr Leben darin verbracht haben. Wem prägte sich angesichts solcher Schilderungen von schweren, unausgesetzten Entbehrungen, von beklemmender Enge, von unverdienten Demütigungen nicht doppelt tief die Mahnung Goethes ein, zur „Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist". Wer verstände da nicht das Wort von B. Goltz in seinem Buch der Kindheit: „Wer mit Tieren, mit Kindern, mit Dienstboten, mit gemeinen Leuten nicht in herzlichem Rapport steht, der ist nicht der beste, der ist kein unverfänglicher, kein natürlicher, kein frommer, kein liebenswürdiger Mensch." So schärft die Selbstbiographie in ganz besonderem Maße auch den Blick für persönliche Eigenart, für sittliche Tüchtigkeit, für opferfreudiges Heldentum, auch wenn es in Knechtsgestalt einhergeht.

Wie sodann zahlreiche Aufzeichnungen über das eigene Leben an poetischem Wert und Reiz hinter eigentlichen Dichtungen in keiner Weise zurückstehen, so gewährt uns auch die Selbstbiographie über das Wesen und die Eigenart dichterischen Schaffens wertvolle Aufschlüsse. Von Goethes Dichtung und Wahrheit bis Fr. Nietzsches Ecce homo, von Ch. D. Schubarts Selbstbiographie bis zu Spielhagens „Finder und Erfinder" strömen die Mitteilungen über dichterisches und jegliches geistige Schaffen so voll und reich, wie sonst nur in Tagebüchern und Briefen. Immerhin muß man auch hier wie bei allen Zeugenaussagen über weit Zurückliegendes mit Selbsttäuschungen rechnen, geradeso wie auf dem Gebiete der geschichtlichen Vorgänge. Hier spielen ja Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten als Urkunden und Quellen eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Welche Bedeutung kann sodann die Selbstbiographie, können Memoiren als Geschichtsquellen beanspruchen? Das ist eine der umstrittensten Fragen der Geschichtsforschung, deren Lösung für die Beurteilung des ganzen Literaturzweigs von höchster Bedeutung und deren nähere Betrachtung hier nicht zu umgehen ist. Friedrich Schiller, der als Stoffsucher für seine geschichtlichen Dramen zeitlebens ein eifriger Leser von Memoiren und Denkwürdigkeiten war, hat auch selbst eine „Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom 12. Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten" herausgegeben. Das Unternehmen, auf dessen Ertrag der Dichter seine junge Haushaltung gründen wollte, brachte u. a. Übersetzungen von der Alexias der Anna Komnena, von Otto von Freisings Gesta Frederici, von den Denkwürdigkeiten Sullys und des Kardinals Retz. In seinem Vorbericht zu der Sammlung bemerkt Schiller: „Daß es ein Augenzeuge, ein Zeitgenosse ist, welcher die Aufzeichnungen niederschrieb, daß diese sich auf eine einzige Hauptbegebenheit oder auf eine einzige Hauptperson beschränken und nie den Lebensraum eines Menschen überschreiten, daß sie ihrem Gegenstand durch die kleinsten Nuancen folgen, Begebenheiten in ihren geringsten Umständen und Charaktere in ihren verborgensten Zügen entwickeln, gibt ihnen eine Miene von Wahrheit, einen Ton von Überzeugung, eine Lebendigkeit der Schilderung, die kein Geschichtsschreiber, der Revolutionen im großen malt und entfernte Zeiträume aneinander kettet, seinem Werk mitteilen kann." Schiller legt hier klar und bündig die Hauptgründe dar, vermöge derer Denkwürdigkeiten und Selbstbiographien zu allen Zeiten eine so starke Anziehungskraft ausgeübt haben, und deutet zugleich auch an, warum der naive Leser den geschichtlichen Quellenwert dieser Urkunden für die Ermittlung von Einzeltatsachen und Einzelvorgängen meist zu überschätzen geneigt ist. Ihn besticht die Tatsache, daß ein Augenzeuge und Mithandelnder Selbstgeschautes und Selbsterlebtes berichtet, ihn blendet der Reichtum solcher Aufzeichnungen an Einzelzügen und bisher unbekannten Einblicken und Aufschlüssen, und wenn er auch Ausnahmen zuzugeben geneigt ist, so wird ihm doch der Wille und die Fähigkeit der Memoirenschreiber, zuverlässig und wahrheitsgetreu zu berichten, als die überwiegende Regel erscheinen.

Anders der kundige Geschichtsforscher. Er steht den Berichten

und Mitteilungen in Denkwürdigkeiten und Selbstbiographien, besonders über Einzeltatsachen und -vorgänge, mit weitgehendem Mißtrauen gegenüber. So stellt Schiller selbst an einer andern Stelle seines Vorberichts die Denkwürdigkeiten und Memoiren in die Mitte zwischen Roman und historische Schriften. Ein neuerer Forscher bezeichnet das ganze Schrifttum der Selbstbiographien schlechtweg als psychologische Poesie, und andere Vertreter der Geschichtswissenschaft, die sich solcher allgemeinen Urteile enthalten, gehen in jedem Einzelfall mit mißtrauischer Behutsamkeit an die Prüfung und Beurteilung solcher Werke heran. Nicht aus nörgelnder Zweifelsucht, sondern auf Grund zahlreicher Erfahrungen, die ihnen größte Vorsicht zum Gebot machen mußten und die Zuverlässigkeit der Einzelangaben in solchen Aufzeichnungen recht fragwürdig erscheinen ließen.

Unter den Umständen, die den geschichtlichen Quellenwert von Darstellungen eigener Erlebnisse beeinträchtigten, steht obenan die Tatsache, daß jeder, der über sich selbst schreibt, doch sehr stark Partei ist. Er sieht die Personen und Begebenheiten von seinem Gesichtswinkel aus und wird, da niemand aus seiner Haut heraus kann, auch bei dem ehrlichsten Streben nach Sachlichkeit und Unparteilichkeit doch eine mehr oder minder einseitige Darstellung geben. Besonders die Männer der Tat, deren Leben sich in heftigen Kämpfen abspielt, die ihr Ziel nur in angespanntem Ringen mit Hindernissen und Gegnern aller Art erreichen, werden bei der Schilderung ihrer Taten und Erlebnisse selbst am Abend ihres Lebens nur schwer jene Ruhe der Betrachtung aufbringen können, die einem heute lebenden Darsteller der Diadochenkämpfe oder der Samniterkriege nicht allzu schwerfallen dürfte. Dazu kommt, daß vielfach das Streben nach Sachlichkeit bei den Darstellern eigener Schicksale und Erlebnisse keineswegs so ausschlaggebend ist, wie sie selbst oft versichern. Häufig genug überschreiten in solchen Werken die Verschiebungen, Verschleierungen und Verschweigungen von Tatsachen alles erlaubte Maß, wie etwa in den Denkwürdigkeiten Talleyrands mit ihrer vielbemerkten Lückenhaftigkeit und Unzuverlässigkeit. Zahlreiche Denkwürdigkeiten sind überhaupt nichts anderes als offene oder geschickt verhüllte Verteidigungs- und Streitschriften, in denen der Verfasser seinen eigenen Sachwalter spielt und von der glücklichen Lösung seiner Aufgabe über-

zeugt ist, wenn es ihm gelingt, sich und seine Freunde als Engel des Lichts, seine Feinde aber als eine Bande von Schurken und Dummköpfen hinzustellen. Dazu gibt es nicht wenige Geister, denen es bei aller sonstigen Begabung, zumal da, wo sie selbst handelnd oder leidend beteiligt sind, überaus schwerfällt, die Ereignisse festzuhalten, wie sie sich zugetragen haben, doppelt schwer, wenn ihnen, wie z. B. der Schwester Friedrichs des Großen, Wilhelmine, in ihren Denkwürdigkeiten wohlbewahrte Rachegefühle die üble Nachrede als ein besonderes Vergnügen erscheinen lassen. Sodann wird eine zuverlässige Berichterstattung auch nicht wenig da erschwert, wo es dem Berichterstatter an einem weiten Gesichtskreis sowie an höherer geistiger und schriftstellerischer Begabung fehlt. Das trifft u. a. auch auf die durch Goethes Dichtung mit einem unvergänglichen Schimmer umkleidete Selbstbiographie des Götz von Berlichingen zu, deren naiver und treuherziger Ton noch heute den Leser gefangen nimmt. Wenn seine Darstellung an den entscheidenden Punkten seines Lebens, besonders wo sich dieses mit der allgemeinen Geschichte berührt, vielfach mit den zuverlässigen Zeugnissen in nachweisbarem Widerspruch steht oder die Tatsachen in ein falsches Licht rückt oder sie aus dem richtigen Zusammenhange reißt, so darf man die Hauptursache dieser Verschiebungen und Verdunkelungen einmal in dem einseitigen Rechtsgefühl des Ritters erblicken, dann aber auch in seiner Unfähigkeit, sachlich zu urteilen, und in einer allgemeinen Beschränktheit seines Geistes.

Aber auch da, wo Zwecke der Rechtfertigung weniger im Vordergrund stehen und wo von Verleumdungssucht oder geistiger Beschränktheit keine Rede sein kann, müssen die Einzelangaben in Denkwürdigkeiten und Selbstbiographien mit aller Vorsicht aufgenommen werden. Vor allem dann, wenn der Verfasser, wie es häufig geschieht, ohne urkundliche Unterlagen, rein aus dem Gedächtnis seine Erinnerungen aufzeichnet. Schon die Erinnerungen, an deren Inhalt wir in keiner Weise persönlich beteiligt sind, werden durch umgestaltende Kräfte überall verändert und vermögen sich selten von Täuschungen und Irrtümern ganz freizuhalten. Auch wo von schuldhafter Lüge, grober Fahrlässigkeit, krankhaften Gedächtnisstörungen keine Rede sein kann, sind die Auslassungen von Erheblichem, die Zutaten, Umgestaltungen und Umstellungen, die in mangelhafter Aufmerksamkeit, in Einmengung

der Phantasie usw. ihre Ursache haben, so stark, daß L. W. Stern in seiner lehrreichen Studie über die Psychologie der Aussage die Fehlerhaftigkeit von vornherein als das übliche Merkmal auch der nüchternen, ruhigen, selbständigen und unbeeinflußten Durchschnittserinnerung bezeichnet und die fehlerlose Erinnerung nicht als Regel, sondern als Ausnahme gelten lassen will. Bei Erinnerungen, an deren Inhalt der einzelne beteiligt ist, machen sich jene Trübungen darum besonders stark geltend, weil sich hier die Erlebnisse im Gedächtnis mit Vorliebe in dem Sinn umbilden, daß die Erinnerung die eigene Person in einem vorteilhafteren Lichte erscheinen läßt, als es der Wirklichkeit entspricht. Man erzählt eine Äußerung und Begebenheit so, wie man sich am besten darin ausnimmt, man macht aus dem Alltäglichen etwas Anziehendes, man behauptet, vorhergesagt zu haben, was man erst aus dem Erfolg kennengelernt hat, man verschönt in dem einen, verschleiert in dem andern Fall sein Verhalten und seine Beweggründe und hat in der Regel kein Auge dafür, daß man die Geschichte verfälscht, indem man sie so umbildet. Eduard Zeller belegt in seinem Aufsatz: „Wie entstehen geschichtliche Überlieferungen?" diese Tatsachen mit einem bezeichnenden Beispiel: „In meinen jungen Jahren — berichtet er — erzählte mir ein alter Prediger, sonst ein braver und verständiger Mann, der aber allerdings sein lebhaftes Naturell noch als Achtzigjähriger nicht verleugnete, wie einmal während der Kriegszeit am Ende des 18. Jahrhunderts die Bauern seines Dorfes einen österreichischen Unteroffizier beinahe umgebracht hätten, weil er einen Transport Ochsen auf ihre Wiesen getrieben hatte. Und — setzte er bei — wenn ich nicht das Volk beschwichtigt hätte, hätten sie dem armen Menschen ein Leid zugefügt." In Wahrheit verhielt es sich so, daß der Amtmann des Orts eben noch dazugekommen war, wie ein Bauer die Art gegen den Österreicher erhoben hatte und der Pfarrer das Volk mit den Worten beschwichtigte: „Schlagt die Kanaille tot." „Ich nehme durchaus nicht an — bemerkt Zeller dazu —, daß der würdige alte Herr bei seiner Darstellung des Vorfalls sich einer Unwahrheit bewußt war, nehme vielmehr an, er habe sich wirklich mit der Zeit eingebildet, so gesprochen zu haben, wie er hätte sprechen sollen." Ähnliche Gedächtnisfehler sind in Aufzeichnungen über das eigene Leben häufig genug. In besonders grellen Fällen dieser Art

mögen auch krankhafte Störungen vorliegen wie bei König Georg IV. von England. Von ihm erzählt Max Müller in seinem Erinnerungsbuch, er habe die Schlacht von Belle-Alliance so oft beschrieben, bis er sich schließlich einbildete, er sei selbst dabei gewesen, habe die Franzosen mit der Leibbrigade angegriffen und die Schlacht so entschieden. Vorsichtige Selbstbiographen kennen jene Eigenart des Gedächtnisses selbst und treffen die nötigen Maßnahmen gegen die daraus entspringenden Irrtümer. So schreibt Karl Schurz in seinen Lebenserinnerungen: „Ich weiß, daß uns das Gedächtnis zuweilen schlimme Streiche spielt, indem es uns glauben macht, tatsächlich Dinge selbst gesehen und gehört zu haben, von denen wir nur haben reden hören oder mit denen unsere Einbildungskraft lebhaft beschäftigt gewesen ist. Ich habe mich daher ernstlich bemüht, meinen eigenen Erinnerungen nicht zu viel zu trauen, sondern sie, wenn möglich, mit den Erinnerungen von Verwandten und Freunden zu vergleichen, sowie alte Briefe und zeitgenössische Veröffentlichungen über die dargestellten Tatsachen zu Rate zu ziehen."

Am häufigsten sind wohl die Gedächtnisirrtümer, die dadurch entstehen, daß die spätere Entwicklung ihren Schimmer auf frühere Entwicklungsstufen zurückwirft und die Empfindungen, Anschauungen und Erfahrungen der späteren Zeit umgestaltend auf die Erinnerungen einwirken, die Stoffauswahl beeinflussen und den früheren Beweggründen spätere Erwägungen beimischen. So deutet Metternich in seinen Denkwürdigkeiten die Richtlinien und Grundsätze seiner Tätigkeit in der Zeit der napoleonischen Kämpfe ganz im Sinne seiner späteren Altersphilosophie um, und legt sich für seine Frühzeit Erwägungen und Anschauungen bei, die dem 30jährigen wohl völlig fernlagen. So macht sich mancher Verfasser von Denkwürdigkeiten ein Idealbild der eigenen Persönlichkeit zurecht, nach dem er die Tatsachen der Wirklichkeit und besonders die eigene Vergangenheit stilisiert und dabei selbst vor groben Entstellungen des Tatbestands nicht zurückschreckt. H. Glagau in seiner Studie über „Die moderne Selbstbiographie als Geschichtsquelle" weist der bekannten Madame Roland in ihren Denkwürdigkeiten ein ähnliches Verfahren nach. Die berühmte Girondistin trägt in ihrer Selbstbiographie, wie sich an der Hand ihrer Briefe nachweisen läßt, die heroische Grundstimmung, die sie in den letzten Monaten vor ihrem Tode erfüllte, in ihre ganze frühere Vergangen-

heit, der eine solche Haltung völlig fernlag, unbewußt zurück und stutzt ihre Lebensgeschichte im Sinn dieses Ideals zurecht, ohne zu ahnen, welche Gewalt sie dabei den Tatsachen und der geschichtlichen Wirklichkeit antut. Besonders nahe liegen solche Übertragungen späterer Anschauungen und Erfahrungen auf frühere Lebensabschnitte auf dem Gebiete des religiösen Lebens, und so wird, wie G. Misch in der „Geschichte der Autobiographie im Altertum" bemerkt, die Selbstbiographie ein Feld der Selbsttäuschungen, weil sie doch von nichts anderem zeugen kann, als von dem jeweils vollendeten Bewußtsein der Persönlichkeit von sich selbst. In dieser Hinsicht sind die an seelischem Gehalt wie an Bedeutung für die Entwicklung der Selbstbiographie unüberbotenen Konfessionen Augustins ein äußerst bezeichnender Beleg für die Tatsache, daß auch der wahrheitsliebendste Verfasser seine Vergangenheit immer nur im Lichte seiner späteren Entwicklung zu sehen vermag. Dem Kirchenvater läßt das große innere Erlebnis seiner Bekehrung seine ganze frühere Entwicklung ausschließlich im Lichte des scharfen Gegensatzes zwischen einst und jetzt erscheinen. Er beklagt die Pfade, die er früher gegangen, als Wege des Irrtums, der Finsternis und der Knechtschaft, während der sachliche Beobachter schon vor der Bekehrung sein Streben nach Wahrheit würdigen wird, ebenso wie er aus Augustins unmittelbar nach der Bekehrung geschriebenen Schriften entnehmen kann, daß sein Bruch mit den Anschauungen und Lebenszielen der früheren Zeit zunächst kein so vollständiger war, wie es nach den zwölf Jahre später geschriebenen Konfessionen erscheinen muß. Vieles von dem, was in Augustin erst während der Zeit nach der Bekehrung zur Reife kam, trägt er in seinem Werk unbewußt in den Zeitpunkt des Umschwungs zurück.

Als ein weiterer Umstand, der bei der Darstellung von Selbsterlebtem die rein geschichtliche Zuverlässigkeit gefährdet, ist der Einfluß literarischer Vorbilder zu bewerten, mögen nun diese Vorbilder auf dem Gebiet der Selbstbiographie oder dem der Dichtung, vorab des Romans und der Novelle, zu suchen sein. Sie beeinflussen die Auswahl, die Anordnung, den Aufbau, die Färbung des Stoffs in weitgehendster Weise, und mancher Lebenslauf erhält so unmerklich ein ganz verändertes Gesicht, das mit der geschichtlichen Wirklichkeit nur wenig mehr zu tun hat. So hat die Bekenntnishaltung Augustins in seinen Konfessionen zu zahlreichen

Lebensbeichten Anlaß gegeben, denen man anspürt, daß hier eigentlich gar nichts zu bekennen war, und daß der Verfasser seine bescheidenen inneren Erlebnisse gewaltsam recken und strecken mußte, um seiner Vorlage einigermaßen zu genügen. So rückt Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten seine Kindheits- und Jugendgeschichte zweifellos in vielen Punkten sehr stark zurecht, weil er sie der Jugendgeschichte Goethes in Dichtung und Wahrheit angleichen will. Nicht minder hat zu allen Zeiten die zeitgenössische Dichtung den Selbstdarstellern Züge und Kunstmittel an die Hand gegeben, die mit Eifer, aber nicht immer zum Vorteil der geschichtlichen Genauigkeit benutzt wurden. Es sei nur an die Verwendung von Zügen aus dem zeitgenössischen englischen Roman in Jung-Stillings Jugend und Goethes Dichtung und Wahrheit erinnert, oder an die Bedeutung, die der Abenteurer- und Schelmenroman für zahlreiche Selbstbiographien gewann, an die nahen Zusammenhänge zwischen Selbstbiographie und Bildungsroman usw. Nicht immer wird ja das Bedürfnis, künstlerisch abzurunden und zu fesseln, so weit geführt haben wie bei Rousseau. Er bekennt in seinen Rêveries, bei seinen „Bekenntnissen" habe ihn häufig das Gedächtnis im Stich gelassen oder nur unvollkommene Erinnerungen gegeben, worauf er die Lücken mit erfundenen Einzelheiten ausgefüllt habe. Auch habe er die glücklichen Stunden seines Lebens, über die er sich gern ausführlicher verbreitet habe, zuweilen durch Ausschmückungen verschönert, die ihm ein zärtliches Bedauern eingegeben habe. Natürlich stehen diese Einschiebungen und Ausschmückungen durchaus unter dem Einfluß der zeitgenössischen Novellistik. — Den erwähnten Einwirkungen sind selbst die gewichtigsten Werke selbstbiographischen Gepräges unterworfen. Auch einem so sachlichen Geiste wie Goethe sind in seiner Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit" neben den üblichen Gedächtnisfehlern mehrfach Verschiebungen des Tatbestandes mit untergelaufen, die den Wert des Werkes als Quelle für Einzeltatsachen erheblich beeinträchtigen. Und in dem Werk, das Fürst Bismarck seinem Volk als Vermächtnis hinterlassen hat, bedürfen die Einzelmitteilungen immer wieder genauer Prüfung.

Es ist zuzugeben, daß eine genauere Zergliederung solcher Werke geeignet ist, die Unbefangenheit, mit der man gemeinhin an sie herantritt, erheblich zu erschüttern, und das so erweckte Miß-

trauen muß noch wachsen angesichts der zahlreichen Selbstbekenntnisse und Selbstdarstellungen, denen jener Geist innerer Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit fehlt, der aus den Werken eines Augustin, Goethe und Bismarck zu jedem unbefangenen Leser spricht. Die Schleichwege, auf denen eine ihrer selbst nicht klar bewußte Eitelkeit und Eigenliebe sich selbst und andere zu hintergehen sucht, die Kniffe, durch die menschliche Schwachheit ihre Mängel zu verhüllen und in Tugenden umzudeuten sich bemüht, mögen oft all diesen Selbstzeugnissen gegenüber jene Ratlosigkeit entstehen lassen, von der die schöne Luzie in G. Kellers „Sinngedicht" angesichts ihrer kleinen Memoirenbibliothek befallen wird. „Es kommt mir zuweilen vor, läßt sie Keller sagen, wie wenn ich durch einen Wald ginge und das Gezwitscher der Vögel hörte, ohne ihrer Sprache kundig zu sein. Manchmal scheint mir, daß jeder etwas anderes sagt als er denkt, oder wenigstens nicht recht sagen kann, was er denkt, und daß dieses sein Schicksal sei. Was der eine mit lautem Gezwitscher kundgibt, verschweigt der andere sorgfältig, und umgekehrt. Der bekennt alle sieben Todsünden und verheimlicht, daß er an der linken Hand nur vier Finger hat. Jener zählt und beschreibt mittelst einer doppelten Selbstbespiegelung alle Leberflecke und Muttermälchen seines Rückens, allein, daß ein falsches Zeugnis, das er einst aus Charakterschwäche oder Parteilichkeit abgelegt, sein Gewissen drückt, verschweigt er wie das Grab. Wenn ich sie alle so miteinander vergleiche mit ihrer Aufrichtigkeit, die sie für kristallklar halten, so frage ich mich, gibt es einen wahrhaftigen Menschen und kann es ihn geben?" Die schöne Luzie sieht in dem Mangel an echter Aufrichtigkeit das Haupthindernis, um zur geschichtlichen Wirklichkeit durchzudringen; der Geschichtsforscher wird wohl mehr in den eigentümlichen Gesetzen der Rückerinnerung und den anderen oben dargelegten Punkten die größte Gefahr für die Zuverlässigkeit selbstbiographischer Darstellung erblicken.

So sind die Gründe, die bei der Benutzung von Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten als Quellen geschichtlicher Einzeltatsachen und Einzelvorgänge zur Vorsicht mahnen, immerhin zahlreich und schwerwiegend genug, aber darum diese Werke in Bausch und Bogen als unbrauchbare Geschichtsquellen abzulehnen, hieße denn doch das Kind mit dem Bad ausschütten. So gut wie

aus anderen Urkunden wird sich auch aus diesen Zeugnissen der Vergangenheit geschichtlich Wertvolles herausschälen lassen. Denen, die von vornherein Denkwürdigkeiten und ähnliche Aufzeichnungen als „unzuverlässig" und „unglaubwürdig" abtun möchten, sei das Urteil Fourniers in seiner Biographie Napoleons I. entgegengehalten. Er würde von einer solchen Stellungnahme einen schweren Nachteil für die Geschichtschreibung erwarten und bemerkt über diese Frage: „Wir dürfen von den Mitteilungen der Memoirenschreiber nicht schon von vornherein verwerfen, was nicht an sich unhaltbar oder durch andere maßgebende Zeugnisse als unwahrscheinlich oder unwahr erwiesen ist. Die strenge Gelehrsamkeit hat daher unrecht, wenn sie die Memoiren der Zeitgenossen geringer bewertet, als es bisher der Fall gewesen ist. Allerdings wird man auf sie allein sich nicht stützen dürfen, wenn man Geschichte schreiben will. Aber ebensowenig liegt nur in den Archiven und ihren Staatsurkunden das Heil des Historikers, und wer sich etwa dabei bescheiden wollte, bloß aus behördlichen Akten seine Kenntnis vergangener Zeiten zu schöpfen, würde wohl das Beste und Reizvollste entbehren. Denn das warme, pulsierende Leben mit seinen Wünschen und Hoffnungen, seinen Wagnissen und Kämpfen, seinen Siegen und Enttäuschungen bucht doch nur der einzelne, der die Welt, die ihn umgibt, sei es als Handelnder oder als Zuschauer, auf sich wirken läßt, und sich und andern von dieser Wirkung Rechenschaft gibt. Das Menschlichste am Gedächtnis verflossener Geschlechter lernen wir nur von Menschen, nicht von Ämtern kennen. Man wende nicht ein, daß derlei persönliche Aufzeichnungen viel Unrichtiges, von der Eitelkeit und dem Bestreben des Verfassers, seine Rolle in der Welt möglichst bedeutsam erscheinen zu lassen, Diktiertes in die Geschichte einzuschmuggeln vermögen. Das mag sein und ist auch schon oft genug dagewesen. Aber die historische Kritik, deren Fortschritte wir doch nicht leugnen wollen, ist in den allermeisten Fällen imstande, derartige Versuche abzuwehren. Es ist Metternich, Napoleon, Hardenberg nicht gelungen, der Welt die Meinung aufzudrängen, die sie durch ihre Denkwürdigkeiten über sich und ihren Anteil an den großen Dingen in Umlauf setzen wollten. Man hat den einen durch seine Depeschen, den andern durch sein Tagebuch, den Dritten durch seine Briefe widerlegt. Gleichwohl enthalten ihre autobiographischen Mit-

teilungen vieles, das dem prüfenden Urteil standhält und worauf wir nicht verzichten möchten."

Auch wenn man die Verschiebungen und Umformungen der Wirklichkeit in Denkwürdigkeiten und Selbstbiographien höher einschätzt als es hier Fournier offenbar tut, so wird man doch zugeben müssen, daß solche Umgestaltungen wenig ins Gewicht fallen, sobald man diese Werke in erster Linie nimmt als Urkunden für die Zeit, in der der Verfasser lebt. Auch der verlogenste Memoirenschreiber wird ohne seinen Willen ein wertvoller Zeuge für die inneren und äußeren Zustände, für die Stimmungen und Anschauungen seiner Zeit. Um das tägliche Leben eines ganzen Zeitabschnitts mit seinem Fühlen und Streben, seinem Leben und Leiden genau kennenzulernen, gibt es kein besseres Mittel, als die Vertiefung in Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten, denn die Aufschlüsse über diese Zustände werden hier absichtslos wie etwas Selbstverständliches gegeben. So kommt es, daß das geschichtlich Wertvollste an Beschreibungen des eigenen Lebens vielfach nicht das ist, was der Verfasser geben will, sondern was er ohne bewußte Absicht von Gewohnheiten und Anschauungen seiner Zeit erwähnt und verrät. Indem jene Werke einen Einblick in das Leben eines einzelnen gewähren, geben sie wie in einem Spiegel das Leben der ganzen Zeit. „Keine derartige Schrift — führt Goethe in seiner Besprechung des jungen Feldjägers aus — dürfte völlig mißzuachten sein, denn alle Menschen, die nebeneinander leben, erfahren ähnliche Schicksale, und was dem einzelnen begegnet, kann als Symbol für Tausende gelten." In dieser Tatsache ist vor allem die Bedeutung der Selbstbiographie für die Erforschung der kulturgeschichtlichen Zustände begründet, die besonders durch G. Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" den weitesten Kreisen einleuchtend geworden ist. Auch er erkennt, daß das Einzelleben bezeichnend ist für die Art des ganzen Geschlechts, der ganzen Zeit. Wie jede Lebensäußerung eines fremden Mannes, sein Gruß, seine ersten Worte das Bild einer geschlossenen Persönlichkeit geben, ein unvollkommenes, unfertiges Bild, aber doch ein Ganzes, so hat nach Freytag auch jede Aufzeichnung, in der das Treiben des einzelnen geschildert wird, die Wirkung, uns mit plötzlicher Deutlichkeit ein farbiges Bild von dem Leben des Volkes zu geben, an welches eine Menge von Anschauungen und Kenntnissen,

die wir in uns tragen, blitzschnell anschießen, wie die Strahlen um den Mittelpunkt eines Kristalls. Wenn es daher gilt, den geschichtlichen Hintergrund einer großen Persönlichkeit lebendig vor Augen zu führen, wenn es darauf ankommt, die Lebenshaltung und Lebensanschauung eines Zeitalters mit all den kleinen Zügen seiner Eigenart in Sitte, Verkehr und Empfindung dem Leser zu veranschaulichen, wenn der Eindruck wiedergegeben werden will, den die Großen des Volkes auf ihre Zeitgenossen machten, immer greift da Freytag mit Vorliebe zu Denkwürdigkeiten und selbstbiographischen Aufzeichnungen, und man kann es ihm nur danken, daß er dadurch Schilderungen, wie die Platters von seinen Erlebnissen als fahrender Schüler, oder Keßlers von seinem Zusammentreffen mit Luther im schwarzen Bären zu Jena zum Gemeingut des deutschen Volkes gemacht hat. Und wie uns Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten den „Geist der Zeiten" verraten, so nicht minder den Geist der Völker. Wie lebendig wird dem Leser italienische Art aus Cellinis und Casanovas Erinnerungen, wie eindringlich zeugt B. Franklins Selbstbiographie von echt angelsächsischer Geistesverfassung, wie vernehmlich spricht der französische Geist aus dem französischen Memoirenschrifttum, und wie blickt man in das Innerste der deutschen Seele hinein, wenn man in Goethes Dichtung und Wahrheit, in Arndts, L. Richters, Kügelgens Erinnerungen sich vertieft.

Kaum bedarf es eines besonderen Hinweises, wie wichtig die Selbstbiographien auch dann als Quellen sind, wenn es gilt, das Leben einzelner Bevölkerungsschichten und Berufsstände im Wechsel der Zeiten, die Entwicklung bestimmter Einrichtungen und Lebensbeziehungen zu schildern. Wo entrollt sich ein lebendigeres Bild vom Leben am Hofe Ludwigs XIV., als in den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon, wo lernen wir den Hof Napoleons I. besser kennen, als aus den Aufzeichnungen der Frau von Rémusat. Welch packende Bilder vom Treiben der deutschen Fürsten auf den Reichstagen des 16. Jahrhunderts gibt B. Sastrow, wie anschaulich beschreibt Klöden in seiner Selbstbiographie die hochnäsige Kleingeistigkeit des Berliner Bürgertums vor dem Zusammenbruch bei Jena, die trübe Schwüle unter Friedrich Wilhelms II. Regierung. Welch köstliche Schilderung des äußeren Lebens in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gibt

F. Eberty in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Berliners". Kaum irgendwo ist die stille Luft der Biedermeierzeit so treffend geschildert wie hier, und wer ermessen will, welche Riesenschritte die Entwicklung des technischen und wirtschaftlichen Lebens, der Lebenshaltung und der Lebensbequemlichkeit in den letzten 80 Jahren gemacht hat, wird immer wieder auf diese Beschreibung zurückgreifen, die zeigt, wie man im Berlin der 30er und 40er Jahre lebte, als noch die Straßenlaternen beim Winde trübselig in ihren Ketten quiekten, die Friseure im Zuckeltrab durch die Straßen rannten von oben bis unten mit Mehl bestäubt, Brenneisen, Scheren und Kämme in den weiten Taschen, als die Familie sich noch am runden Tisch um das Talglicht scharte und die Lichtputzschere ihre Rolle spielte, als man noch an das Palais der Prinzessin Karl wallfahrtete, um die vielbewunderten großen Fensterscheiben zu beschauen, als noch Charlottenburg der übliche Sommeraufenthalt des Bürgerstandes war, wo die Wohlhabenden eigene Sommerwohnungen bezogen.

Je größer sodann der Nachdruck ist, den die deutschen Selbstbiographien auf die liebevolle Schilderung persönlicher Entwicklung und Bildung legen, um so reicher sprudeln in ihnen die Quellen für die Geschichte unseres Erziehungs- und Bildungswesens von den Tagen des Humanismus bis zu den Fröbel'schen Gründungen. Es sei nur an die Aufzeichnungen von Semler und Bahrdt, von K. Ph. Moritz und F. X. Bronner, von K. Schurz und J. Fröbel erinnert. Welch reicher Stoff wächst sodann der Geschichte des Hochschullebens und des Studententums aus Selbstbiographien zu, wie aus den Aufzeichnungen von Lauckhardt, D. Elster, H. Leo, W. Menzel, K. Hase, H. Laube und zahlloser anderer. Daneben fällt gerade in Selbstbiographien auf manche Bevölkerungsschicht, die sonst im Dunkel lebt, auf manchen unbeachteten Winkel des öffentlichen und privaten Lebens ein helles Licht. Kein Zweifel, daß über das Verhältnis von Eltern und Kindern, von Herrschaften und Dienstboten, über die Lebenshaltung und das Seelenleben der niederen Stände, über Geselligkeit, Lesestoff, Naturssinn vergangener Zeiten u. a. das Schrifttum der Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten eine Fülle wertvollsten Stoffes bietet, der noch dadurch an Bedeutung gewinnt, daß alle diese Beobachtungen in anschaulichster, unmittelbarster Darstellung geboten werden. Gegen-

über dieser Fülle einwandfreien Stoffs schrumpft denn doch die Bedeutung der Bedenken, die gegen den Wert der Selbstbiographien und ähnlicher Aufzeichnungen für die Geschichtsforschung erhoben werden, erheblich zusammen.

Diese Bedenken verlieren noch weiter an Gewicht durch die Tatsache, daß die Selbstbiographie trotz aller Trübungen ihres Wirklichkeitsgehalt durch innere Vorgänge verschiedener Art dennoch auch für die Ergründung der Persönlichkeit ihres Verfassers und Helden, eine unschätzbare Quelle bedeutet. Wo wäre ein Biograph, der nicht Selbstbekenntnisse seines Helden nach Kräften benützte, denn vielfach sind sie eben doch fast das einzige Hilfsmittel, um in das Innenleben einer Persönlichkeit einen Einblick zu erhalten, und so erstreckt sich das Wort, daß die unerläßliche Vorbedingung einer Biographie selbstgeschriebene Aufzeichnungen seien, auch auf Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten. Wie reich ist ja doch selbst die unzuverlässigste Selbstbiographie an Einzelheiten, durch die sich der Verfasser, ohne es zu wissen und zu wollen, selbst kennzeichnet, an Geständnissen, die ihm unbewußt entschlüpfen, an Einräumungen, deren Tragweite ihm entgeht und die darum oft tiefer in die innersten Beweggründe hineinblicken lassen als feierlichste Geständnisse, die oft nur zur Irreführung des Lesers gemacht werden. Das Wort Emersons: „Ein Mann kann nicht sprechen ohne sich selbst zu kennzeichnen", gilt auch von der Selbstbiographie. Mit seinem Willen oder gegen seinen Willen entwirft jeder mit jedem Wort, das er niederschreibt, ein Bildnis seines Wesens für den Kundigen. Wem blickte nicht die Eitelkeit und der pharisäische Zug in Rousseaus Wesen aus hundert Zügen seiner „Konfessionen" entgegen, trotz der Büßergeberde dieses Werkes. Wem verriete nicht Varnhagen durch die ganze geistige Haltung seiner Denkwürdigkeiten die leisetreterische Kleinlichkeit seiner Natur, auch wenn er sich in dem Werk als weitblickender Staatsmann und als Statthalter Goethe'schen Geistes zu gebärden sucht. Ganz kann ein Mensch sein Wesen selten verhüllen, und die volle Bedeutung der Selbstbiographie als Geschichtsquelle wird sich nur dem erschließen, der sie nicht auf Einzeltatsachen und geschichtliche Sachlichkeit hin verhört, sondern sie als Urkunde einer Gesamtpersönlichkeit nimmt, die sich hier ganz unmittelbar mit ihren Idealen, ihrer Lebensauffassung, ihrer Bewertung der Zeitgenossen,

ihrer Selbsteinschätzung offenbart. Weil die Selbstbiographie aus dem persönlichsten gegenwärtigen Leben des einzelnen quillt, das in sich die ganze Vergangenheit gleichsam zusammenhält, kommt ihr unter allen Selbstzeugnissen eine besondere Stellung zu, und führt eine gute Selbstbiographie tiefer in das Wesen einer Persönlichkeit hinein, als die oft nur aus der Stimmung und Lage des Augenblicks geborenen Briefe. Wer in Augustins innere Welt eintauchen, den Hauch seines Geistes spüren will, wird am besten zu seinen „Konfessionen" greifen, ohne daß ihm dabei die ungeschichtliche Zeichnung seiner Entwicklung hinderlich wäre. Goethes „Dichtung und Wahrheit" wird nach wie vor eine der wichtigsten Quellen für Goethes Leben sein, auch wenn dem Werk noch mehr Irrtümer und Abweichungen von der aktenmäßigen Wirklichkeit nachgewiesen würden, als es schon bisher der Fall ist. Denn es ist für uns von unendlicher Wichtigkeit, zu erfahren, wie sich der Verlauf und die Bedeutung des eigenen Lebens im Geiste des alternden Dichters spiegelt, wie er an der Schwelle des Greisenalters vom Leben, von den Genossen der Jugend, von der Entstehung der eigenen Dichtungen dachte. Bismarck mag in seinen „Gedanken und Erinnerungen" oft die geschichtlich kühle Sachlichkeit vermissen lassen, aber eben deshalb spricht die ursprüngliche Wucht und Ausschließlichkeit seines Willens um so unmittelbarer zum Leser, und auch der Geschichtsforscher wird es sich zum Gewinn rechnen, daß wir in diesem Werk ein Selbstbildnis des großen Kanzlers besitzen, das die heldenhaften Züge seiner Persönlichkeit, das Löwenmäßige seiner Art, das grimme Kämpfertum seiner Haltung eindrucksvoller und unmittelbarer zu empfinden gibt, als irgendeine andere Urkunde.

Eine solche Betrachtungsweise rückt alle selbstbiographischen Bekundungen in ein neues Licht. Besonders auch die Bildnisse von Zeitgenossen in der Selbstbiographie, die meist von einem einseitigen Standpunkt und selten ohne Parteilichkeit aufgefaßt sind, erscheinen jetzt in erster Linie als Urkunden für das Verhältnis des Verfassers zu seinen Feinden, Freunden und Weggefährten und können mit diesem Vorbehalt nun erst recht in ihrer lebendigen Unmittelbarkeit und Gefühlsfrische genossen werden, zumal da die Prägung dieser Kennzeichnungen äußerst häufig das Bild bestimmt, das von dem Abgebildeten auf die Nachwelt übergeht. So ist uns Herder in der Hauptsache eben der, den wir aus der lebensvollen Kennzeich-

nung in „Dichtung und Wahrheit" als den Führer und Freund Goethes in der Straßburger Zeit kennen. Wenn uns die Helden und Staatsmänner der Freiheitskriege, vor allem der Freiherr von Stein, in allen Einzelzügen ihrer Art noch heute deutlich vor Augen stehen, so danken wir das zu einem guten Teil den Erinnerungsbüchern von E. M. Arndt, in denen wir sie als Gestalten mit Mark und Knochen, mit kecken, scharfen Strichen umrissen vor uns erblicken. Das Bild, das unser Geschlecht von Kaiser Wilhelm I. in sich trägt, ist vor allem durch Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" geformt. Kein Biograph Lasalles wird sich die Schilderung entgehen lassen, die L. Pietsch in seinen an wohlgetroffenen Bildnissen von Zeitgenossen so reichen Erinnerungsbüchern von dem Begründer der deutschen Sozialdemokratie gibt, und wer Geibels Leben schreiben will, wird immer wieder gern das Bild zu Rate ziehen, das Heyse in seinen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen" von dem Freunde entwirft. Die starken persönlichen Antriebe, die bei der Entstehung solcher Bildnisse wirksam sind, heben sie ebenso wie das Selbstbildnis des Verfassers in vielen Fällen über die gewöhnliche Wirklichkeitstreue hinaus in den Bereich der höheren dichterischen Wahrheit. Um solche Bilder zu formen nimmt die gestaltende Phantasie zwar, wie schon gezeigt, Verschiebungen vor, auf die einen Stellen läßt sie helles Licht fallen, andere drängt sie in den Schatten zurück, hier unterstreicht sie, um dort zu verwischen, aber das alles geschieht doch vor allem auch, um den Sinn und das Wesen der betreffenden Persönlichkeiten und ihrer Lebensschicksale rund und lebendig herauszubringen. So hat Goethe in Dichtung und Wahrheit das „Grundwahre", das in seinem Leben waltete, in Wirklichkeit dargestellt und ausgedrückt, auch da, wo er gelegentlich ein Erlebnis erzählerisch umformte oder eine sich abhebende Gestalt frei erfand. In solcher Weise arbeitet jeder Selbstdarsteller von Gewicht bewußt oder unbewußt, denn er ist kein photographischer Kasten, sondern ein Künstler, und wer wollte bezweifeln, daß ein gutes Gemälde, auch wenn es von der zufälligen Wirklichkeit erheblich abweicht, eine Persönlichkeit oft treffender und wahrer widergibt als eine Photographie, die über die Einzelheiten nicht hinauskommt.

Schopenhauer, der bekanntlich von der Zuverlässigkeit geschichtlicher Überlieferungen sehr gering denkt, schreibt in seinem philo-

sophischen Hauptwerk: „Ich muß in Hinsicht auf die Erkenntnis des Wesens der Menschheit den Biographen, vornehmlich den Autobiographen einen größeren Wert zugestehen als der eigentlichen Geschichte, wenigstens wie sie gewöhnlich behandelt wird. Auch hat man unrecht, zu meinen, die Selbstbiographien seien voller Lug und Verstellung. Vielmehr ist das Lügen, obwohl überall möglich, dort vielleicht schwerer als irgendwo, und in einer Selbstbiographie sich zu verstellen ist so schwer, daß es vielleicht keine einzige gibt, die nicht im ganzen wahrer wäre, als jede andere geschriebene Geschichte." Richtig verstanden birgt dieses scheinbar kühne und gewagte Wort doch einen sehr beachtenswerten Wahrheitsgehalt.

Register

Abeken, B. R. 120.
Abenteurer-Lügen-Reiseromane 63. 340.
Adam, A. 131 f.
Alexis, W. 132.
Alfieri 107.
v. Alvensleben, K. 274.
Amiel, H. F. 318 f.
Andreä, Joh. V. 56. 58 ff.
v. Angeli, M. 272.
Anschütz, H. 175 f. 185.
Anton, P. 67.
v. Arneth, A. 276.
Arndt, E. M. 133. 135 ff. 184. 331. 344. 348.
Arnold, Gottfr. 65.
Auerbach, B. 268. 326.
Aufklärung 69 ff. 106.
Augustin 2. 5. 8. 11. 28. 64. 109. 119. 310. 339. 347.

Bachem, J. 277.
Baczko, L. 78.
Bärsch, G. 162.
Bahrdt, K. Fr. 72. 345.
Bailleu 298.
Baldinger, Dorothea Fr. 77.
Bamberger, L. 278. 280.
v. Barsewich 39.
Bartels, A. 203.
Bauer, Karoline 174.
Bauernfeld, E. 220.
Bebel, A. 270.
v. Beguelin, Amalie 138.
v. Berlichingen, Götz 20 f. 107. 301. 329. 336.
Bernd, A. 68 f. 105.
v. Bernhardi, Th. 203. 307.
v. Bernstorff, Elise 133.
Bertsch, H. 271.
Beseler, G. 277.
v. Beust 276. 293. 298.
Beyschlag, W. 267.
Biedermann, K. 277.
Biedermeierzeit 183. 186 f.
Bihlmeyer, K. 10.
Bischoff, Charitas 196.
v. Bismarck, H. A. 160.
v. Bismarck, Otto 144. 216. 279 ff. 301. 340. 341. 347. 348.
Bluntschli, J. K. 277.
Bodenstedt, F. 263.
Böttiger, K. A. 120.
Bötzinger, M. 56.
Bogatzky, K. H. 67.
v. Bohlen, P. 181.
Boisserée, S. 118, 181.
Boos, M. 180.
v. Boyen, H. 141 ff. 184.
Braeker, U. 18. 93 ff.
Brandes, J. Ch. 171.
v. Brandt, H. 131. 274.
v. Brandt, M. 272.
Braun, Lily 258 ff.
Breithaupt, J. J. 67.
Bretschneider, K. G. 79.
Bronner, F. X. 90 f. 188. 345.
Bucher, L. 281.
Büchsel, E. 267.
Büsch, J. G. 76.
Büsching, A. Fr. 71. 76.
Burchardus 304 f.
Burckhardt, J. 27.
Busch, M. 277. 280. 304. 309.
Butzbach, J. 16 f.
Butze 12.
Byron 309.

Cäsar 47. 284.
Cardanus 27. 107. 109. 116.
Carus, K. G. 181. 268.
Casanova 156 f. 344.
Castelli, J. F. 182.
de Catt, H. A. 39.
Cellini 27. 107. 119. 344.
Chamfort 323.
v. Chezy, Helmine 182.
v. Chezy, W. 183.
Christ, J. A. 171.
Clefeld, E. 178.
Corvin, O. 240 ff.
Cottanerin, Helene 13.
Creuzer, F. 181.

Dahn, F. 263.
Dankelmann, N. B. 37.
Dante 10.
Daudet 215.
Dauthendey, M. 263.
Delbrück, R. 277.
Dessoir, M. 317.
Devrient, Thereſe 203.
v. Dieſt, G. 206.
Dietmar, B. 55.
Dietz, Joh. 60 ff.
Dickens 215.
v. Dingelſtedt, F. 219.
Dinter, G. F. 80.
Ditters v. Dittersdorf, K. 267.
Döpler, K. E. 176.
Dohna, Chr. 36.
Dominik 272.
Dominikus 38.
Dorow, W. 181.
Dove 118.
Droſte-Hülshoff, A. 243.
Dümouriez 118.
Dürck 265.
v. Dürckheim-Montmartin, F. E. 278 f.
Dürer, A. 21.

Ebers, G. 263.
Eberty, F. 183. 345.
Ebner, Margarethe 5.
v. Ebner-Eſchenbach, Marie 197. 198.
v. Eckardt 277.
v. Eckenbrecher, Margarethe 272.
Eckermann, J. P. 119. 309.
Edelmann, Joh. Ch. 72.
Eichendorff, J. 303. 305.
Eickemeyer 128.
Eilers, G. 151 f.
Eliſabeth v. Schönau 5.
Elſter, D. 165 ff. 345.
Emerſon 346.
Engel, Regula 161.
Enck v. d. Burg, M. 318.
Ernſt II. v. Koburg 277.
Ernſt, K. 270.
Ernſt, O. 215.
v. Eſchſtruth, Nataly 259.
v. Eyb, L. 13.
Eylert 151.

Faber, C. 272.
Fabri, F. 14.
Falk, Joh. 119, 187.
Falke, G. 263.
v. Falke, J. 206.
Familienchroniken 12. 23. 26.
Feder, J. G. H. 78.
Federmann 21.
Felder, F. M. 200.
Feßler, J. A. 72 f. 90.
Feſter, R. 42. 44. 286.
v. Feuchtersleben, E. 318.
Feuerbach, A. 266.
Fielding, H. 85. 92. 98. 105.
Fiſcher, K. 270 f.
Flaiſchlen, C. 215.
Fleck 131
Fontane, Th. 202 f.
Formey 39.
Fournier 342.
Francke, H. A. 67.
v. François, K. A. 157 f.
Franklin Benj. 171. 237. 311. 330. 344.
v. Franſecky, E. 275.
Franzöſiſche Memoiren 330.
Frauenmemoiren 242.

v. Freising, O. 334.
Freytag, G. 13. 18. 65. 67. 222. 264. 343.
Friederich, J. K. 155 ff.
Friedrich d. Große 32. 37. 44 ff. 84. 127. 284. 291.
Friedrich, Prof. 304.
Friesen 276.
Fröbel, J. 226 ff. 242. 261. 301. 345.
Frommel, E. 203.
Führich, J. 182.
Funke, O. 267.

v. Gagern, H. 129.
Ganghofer, L. 263.
Gans, E. 224.
v. Gaudy, F. 326.
Geizkofler, L. 23.
Gellert, J. F. 316.
Genast, E. 175. 184.
Genée, R. 264.
Gensichen, O. F. 176.
Gentz, Fr. 304.
Gerbergeselle, Der reisende 60.
v. Gerlach, L. 304.
Gerok, K. 203. 204. 315 f.
Gervinus, G. 225 f. 333.
Glagau, H. 26. 338.
v. Glümer, Claire 254.
Göhre, P. 269.
Görres, J. 8.
Goethe, Joh. W. 20. 21. 28. 84. 95. 98. 105. 106. 107 ff. 144. 146. 184. 188. 196. 209. 210. 212. 213. 214. 226. 283 f. 301. 305. 319 f. 326. 329. 330. 331. 333. 340. 341. 343. 344. 346. 348.
Goethe, Th. 162.
Gött, E. 326.
Goldsmith, O. 85. 98.
Goltz, B. 190 ff. 301. 333.
Goncourt, Gebr. 307.
Gottschall, R. 220.
Gregorovius, F. 303.
Gresbeck, H. 20.
Grillparzer, F. 219 f. 313.
Grimm, E. L. 188.
Grimm, H. 124. 308. 309.
Grimmelshausen 63. 214.
Grosse, J. 264.
Gründorf v. Zebegeny 272 f.
Gubitz, J. W. 220.
Guericke, L. 37.
Gutzkow, K. 219. 220.
v. Guyon, Frau 64.

Haase, Fr. 177.
Hackländer, J. W. 223 f.
Hagenbeck, K. 269.
Hahn, Ph. M. 67.
v. Halem, G. A. 120.
v. Haller, A. 67. 316 f.
Hamann, J. G. 88. 191.
Hamerling, R. 263.
Hansjakob, H. 200.
Hanslick 267.
v. Hardenberg, Fürst 129. 342.
Harleß, A. 206.
Harms, Cl. 180.
Harring, H. P. 170.
Hartleben, O. E. 326.
v. Hartmann, J. 274.
Hartmann, M. 238.
v. Hase, K. 163 f. 345.
Haugwitz 129.
Haun, E. 79.
Hauptmann, C. 215.
Haym, R. 145. 148. 224 f.
Hebbel, Fr. 82. 106. 113. 181. 191. 201 f. 312. 313. 323 f. 329. 332.
Heiberg, Asta 256 f.
Heine, H. 216. 217. 219.
Heinrich, K. B. 215.
Henckel v. Donnersmarck 129.
Henning, H. 106.
Henrici 276.
v. Herberstein, S. 20.
Herder, J. G. 304. 329.
Herz, Henriette 182.
Hesse, H. 215.
zu Hessen-Kassel, Karl 40 f.
Heyse, P. 263. 264. 326. 348.
Hildegard v. Bingen 5.

Hilgard-Villars 272.
Hillebrand, K. 187. 193.
Hippel, Th. G. 88. 191.
Hocker, J. L. 56.
Höffding, H. 314.
Hölderlin, F. 214.
v. Hoensbroech 277.
Hoffmann, Ch. 180.
Hoffmann, E. Th. A. 191.
Hoffmann v. Fallersleben 220.
v. Hohenlohe, Chl. 279.
zu Hohenlohe-Ingelfingen, Kraft 275 f. 301.
Hohermut 21.
Holl, E. 55.
v. Holtei, K. 63. 172 ff. 222.
v. Hornstein 267.
v. Hoven, J. W. 120.
v. Hübner, A. 276.
v. Hülsen, K. W. 39.
Humanismus 14 f. 16. 19.
v. Humboldt, W. 304.
v. Hutten, Ph. 21.

Jacobs, F. 181.
Jahn, K. 111. 113. 326.
Jean, Paul 106. 188 ff. 198. 202. 214. 301.
Jentsch, K. 277.
Iffland 172.
Immermann, K. 196. 327. 333.
Johann v. Österreich 304.
Jung-Stilling 84. 95. 96. 97 ff. 109. 110. 184. 188. 194. 340.
Junkermann, A. 177.

v. Kalb, Charlotte 121.
Kanne, J. A. 180.
Kant, J. 127.
Karl IV., Kaiser 10 f. 14.
Karol, König von Rumänien 304.
Karsch, Luise 182.
Katharina II. 48.
Keller, Gottfr. 59. 212. 214. 243. 310. 325. 330. 341.
Kerner, J. 203.
Keßler, Joh. 19. 344.
Keudell 277.
Kirchmaier, G. 20.
Klein, Pfarrer 274.
v. Klöden, K. W. 18. 131. 331. 344.
Klopstock 84. 95.
Knapp, A. 180.
Knesebeck 129.
Köhler, K. A. 162.
Kölliker 268.
König, H. J. 203.
Kohl, Horst 280. 282.
Komnena, Anna 334.
Kopf, J. 266.
Korinth, L. 265.
v. Kossak, A. 266.
Kotzebue, A. 121.
Krafft, H. U. 22. 301.
Krille, O. 270.
Krimer, W. 159 f.
Krüger, H. A. 215.
Krummacher, F. W. 180.
v. Kügelgen, W. 116. 192 ff. 301. 344.
Kurz, H. 197.
Kurz, Isolde 254 ff.
Kußmaul, A. 268.

La Bruyère 323.
Lang, H. 274.
v. Lang, K. H. 130.
Lange, J. 67.
de La Motte-Fouqué, F. 181.
de La Motte-Fouqué, Marie 153.
v. Lapiz, A. 13.
La Roche, Sophie 88.
La Rochefoucauld 323.
Las Cases 309.
Laube, H. 176. 222 f. 345.
Lauckhardt, F. Ch. 63. 118. 153 ff. 345.
Laun, Fr. 182.
Lavater, J. K. 67. 69. 95. 313.
v. Lehndorff, E. A. 305.
Lenz, M. 286.
Leo, H. 164. 345.
Lessing, G. E. 84.
Leutwein 272.

Lewald, Fanny 243 f. 254. 314. 333.
v. Leyden 268.
Lichtenberg, G. Ch. 322.
v. Lichtenstein, U. 2 ff.
v. Liliencron, R. 206.
Lindau, P. 264 f.
Liselotte 34. 243.
Litzmann, K. 162.
v. Loë 274.
Löffler, Joh. Fr. 161.
v. Löper 115.
Löwe 267.
Lucä, F. 57 f.
Luden, H. 131.
Lübke, W. 266.
Luthardt 267.
Luther, M. 309.
v. Lyncker, K. 120.

Mahrholz, W. 18. 19. 25.
Maimon, S. 74.
Malberg, Anna 198.
Maler, J. 19.
v. Mannlich, J. Chr. 53 f.
v. Manstein, H. 47.
Marcks, E. 282. 283. 286. 289. 291.
v. Martens, C. 131.
v. d. Marwitz, Fr. A. L. 131.
Massenbach 118. 128.
Matthisson, F. 120.
Mauthner, F. 327.
Max I., Kaiser 14 f.
Mechthild von Magdeburg 5.
Meinecke 143. 282. 294.
Meißner, A. 221 f.
Memoiren, Eigenart der M. 30 ff.
Mendelssohn, M. 106.
Menzel, W. 164. 345.
Metternich 53. 129. 298. 342.
Meyer, K. F. 278 f.
Meyer, R. M. 253. 327.
v. Meysenbug, Malvida 237. 242. 244 ff. 254. 258 f. 261. 332.
Michaelis, J. D. 77.
Misch, G. 339.
Mittnacht 276.
Mörike, E. 307.
Möser 95.
v. Mohl, R. 230. 276.
Moleschott, J. 205.
Moltke, H. 45. 274.
Montaigne, M. 27. 323. 326.
Montgelas 53. 129.
de Montpensier, Mademoiselle 43.
Moritz, K. Ph. 84. 101 ff. 107. 109. 116. 184. 187. 188. 312. 329. 330. 332. 333. 345.
v. Moser, G. 263.
Moser, J. J. 67.
Müffling 128.
v. Müller, Fr. 119. 130.
v. Müller, Joh. 82. 107. 329.
Müller, Max 206. 338.
Münch, Ph. 55.
v. Münnich, E. 48.
Multatuli 215.

Napoleon I. 284. 342.
v. Natzmer, D. G. 38.
Nettelbeck, J. 133. 134 f.
Neumann, A. 267.
Nibelungenlied 300.
Nieritz, G. 132.
Nietzsche, Fr. 101. 186. 216. 252. 333.
Nissel, F. 263.
v. Nostitz, K. 133.
Novalis 214.

v. Oberkirch, Frau 53.
v. Odeleben, O. 129.
Oehlenschläger, A. 181.
v. Ortzen, G. 277.
Oetinger, F. Ch. 67.
Otker, O. 277.
Opitz, M. 222.

Pagenstecher, A. 238 f.
Pahl 151.
Parthey, G. 183.
Pascal 323.
Paulsen, F. 201.
Pecht, F. 266.

Pestalozzi, J. H. 187.
Peters, K. 272.
Petersen, J. Eleonore 67.
Petersen, W. 67.
Petrarca 11.
Pfintzing, M. 15.
v. Pfister, A. 274.
Pfleiderer, E. 273.
Pflug, J. B. 182.
Pichler, A. 200. 325 f. 331.
Pichler, Karoline 182.
Pietismus 64 ff. 70. 97. 105. 311.
Pietsch, L. 265. 348.
Pirkheimer, Charitas 23
Planck, G. J. 326.
v. Platen, A. 323.
Platter, F. 18 f.
Platter, Th. 17 f. 344.
v. Plener, E. 276.
v. Pöllnitz, K. L. 37.
Poschinger 280.
Prell, M. 131.
Prosch, P. 80 f.
v. Przibram, L. 276.
Pütter, St. 76.
v. Putlitz, G. 176. 197.

Radetzky 272.
v. Radziwill, Luise 53.
Rahel (Varnhagen) 243.
Rank, J. 263.
Ranke, F. H. 180.
Ranke, L. 15. 44.
Ratzel, F. 199. 202.
v. Raumer, F. 181.
v. Raumer, K. 132.
Rauwolf, L. 21.
v. d. Recke, Elisabeth 122.
v. Reiche, L. 129.
Reinmann, J. Fr. 56.
Reiseberichte 13 f. 21 f. 304.
Reiske, J. J. 76.
Reitz, J. H. 66.
Rem 12.
v. Rémusat, Frau 344.
v. Retz, Kardinal 299. 334.
Reuter, Th. 63.
Reuter, F. 203. 238.
Reyscher 276.
Richardson, S. 84 f. 86.
Richelieu 291. 299 f.
v. Richental, U. 304.
Richter, L. 116. 192. 194 f. 301. 344.
Riehl, W. H. 263. 264.
Riemer 119.
Rietschel, E. 18. 199. 331.
Ring, M. 263.
Rist, J. G. 140.
Rochlitz 132.
v. Rochow, A. 162.
v. Rochow, F. E. 79.
v. Rochow, Karoline 152.
Rodenberg, J. 221.
Rogge 267.
Rohrer, P. 273.
Roland, Madame 259. 338 f.
Romane, selbstbiographische 207 ff.
Romantik 180 f. 185 ff.
Roos 131.
Roquette, O. 263.
Rosegger, P. 201.
Rosen, E. 272.
Rosenkranz, K. 224.
Rosner, L. 177.
Rousseau 28. 85 ff. 88. 95. 96. 101. 107. 109. 113. 116. 119. 187. 314. 340. 346.
Ruge, A. 224.

Sachse, J. Th. 160.
v. Saint-Simon, Herzog 344.
zu Salm-Salm, Prinz Felix 258.
zu Salm-Salm, Prinzessin 257 f.
Sastrow, B. 24 ff. 27. 301. 344.
v. Schack, Graf 263.
Schad, J. B. 74.
Schäffle 276.
Schärtlin, S. 20.
Schafheitlin, A. 326.
Scharfenstein, Helene 177.
v. Schauenburg, W. 13.
Scheffner, J. G. 89.

Schiller, Fr. 106. 329. 334 f.
Schirmer, J. W. 182.
Schlegel, F. 205.
Schlegel-Schelling, Caroline 243.
Schleiden 276.
Schleiermacher, Fr. 327.
Schliemann, H. 268.
v. Schlitz, Graf 129 f.
Schlögl, J. 176.
Schlosser, W. G. 132.
Schmid, Ch. 79.
Schmidt, F. L. 171.
v. Schmoller, G. 296.
Schneegans, A. 278.
v. Schön, Th. 129.
Schönbach, A. 4.
Schöne, H. 177.
v. Schönfeld 272.
v. Schönhals, K. 272.
v. Scholz, W. 10.
Schopenhauer, A. 106. 314. 330. 348.
Schopenhauer, Johanna 121.
Schubart, Ch. F. D. 91 f. 96. 184. 333.
v. Schubert, G. 274.
Schubert, G. H. 178.
Schücking, L. 221.
Schütze, St. 120.
Schumacher, Toni 203.
Schurz, K. 226. 231 ff. 242. 253. 259. 261. 293. 301. 338. 345.
Schuselka, F. 238.
Schwabe, K. 272.
Schweighofer, F. 177.
v. Schweinichen, H. 24. 329.
v. Schwerin, Sophie 139.
Seidel, H. 263.
Seidler, Luise 122 ff.
Selbstbiographie, Eigenart der 28 ff.
Semler, J. S. 71. 72. 345.
Seume, J. G. 89 f.
Seybold, D. Ch. 58. 88.
Shakespeare 95. 98. 105. 300.
Siemens, W. 269.
Simplizianische Schriften 55. 63.
Smollet, Th. 85.
Sophie, Kurfürstin von Hannover 32. 33 f. 230.
Spener 67.
Spielhagen, F. 208. 211. 212. 215. 333.
Spiero, H. 249. 260.
Spitteler, K. 202.
Spittendorf, M. 12.
Spohr, L. 267.
Springer, A. 266.
Staden 21.
Stagel, Elsbeth 6.
Stecher 98.
Steffens, H. 140 f.
v. Stein, Frhr. 304.
Steinhausen, W. 265.
Stern, L. W. 337.
Sterne, L. 85.
Stickel, B. 20.
Strauch, Ph. 9.
Streicher, A. 120.
Strindberg, A. 107. 215.
Strombeck, J. B. 131.
Stromer, U. 12.
Strauß, D. F. 92.
Strauß, E. 215.
Strohmeyer 268.
Sturm und Drang 84. 97 f. 105.
Sudermann 259.
Sully 334.
Suso, H. 6 ff. 64. 301.
Sybel, H. 280.

Talleyrand 335.
Tanera 273.
Temme 221.
Teuerdank 4. 14 f.
Thiébault 39.
v. Thielen, M. 162.
Thodänus 56.
Thoma, H. 265.
Thomas, E. 177.
Thomas, H. 20.
Thomasius, J. 55.
v. Thürheim, Lulu 53. 133.
v. Thurn und Taxis, A. 162.
Tichtl, H. 12. 303.

Tieck, L. 214.
Tiedemann, Pädagog 187.
Tiedemann 277.
Tischbein, W. 121.
Tolstoi, L. 215.
Torresani 272.
Treitschke, H. 307.
de la Tremouille, Charlotte Amélie 32 f.
v. d. Trenck, Franz 52.
v. d. Trenck, Friedrich 49 ff.
Treytzsaurwein 15.
Trübner, W. 265.
Tucher 12.
Tyrolt, R. 177.

Uhland, L. 303. 305.
v. Unruh, V. 277.

Valdeck, R. 262.
Varnhagen von Ense, A. 116. 126. 137. 141. 145 ff. 234. 307. 308. 340. 346.
Vauvenargues 323.
v. Verdy du Vernois, J. 273.
Vischer, F. Th. 212. 326.
Vitztum v. Eckstädt 276.
Vogt, K. 230.
Voß d. J. 120.
v. Voß, Sophie Marie 138.
Voltaire 45.

Wachenhusen, H. 265.
Wagner, H. 277.
Wagner, R. 267.
v. Waldeck, W. 20. 304.
v. Wallenrodt, E. 121.
v. Warsberg, A. 246. 250.
Wasiliewski 267.
v. Wedel, K. 129.
Wehl, F. 176. 220.
Weigand, W. 318.
v. Weinsberg, H. 12.
Weiße, Ch. F. 78.
Weißkunig 14 f.
Weitzel, J. 199.
v. Werner, A. 266. 331.
Werther, J. 176.
Wette, H. 215.
Wichert, E. 263.
Wider Napoleon 161.
Wilbrandt, A. 96. 263.
Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth 32. 37. 41 ff. 230. 336.
Wilmowski 277.
Wirth, J. G. A. 237 f.
Wißmann, H. 272.
Wit von Dörring 167 ff.
Wochenschriften, moralische 84.
Wolff, Ch. 75.
v. Wolzogen, General 128.
v. Württemberg, Herzog Eugen 129.

Yelin 131.
Young 105.

Zeitz, K. 273.
Zeller, E. 337.
Zimmermann 95.
Zimmern, Chronik der Herrn v. 12.
Zink, V. 18.
Zschokke, H. 200. 333.
v. Zwichem, V. 20.

Goethe-Handbuch

In Verbindung mit zahlreichen Goetheforschern
herausgegeben von Prof. Dr. Julius Zeitler
3 Bände / Lexikon-Oktav / 2050 Seiten
mit rund 2200 Stichworten und ausführlichem Register

Preis in Halbleinen 85 M
in Halbleder 150 M

Die Kultur um Goethe und seinen Kreis spiegelt sich hier wie in keinem andern Werke wider. In ihm fließt alles zusammen, was mit dem Namen Goethe irgendwie sich verbindet. Es ist wertvoll und fruchtbringend weit über seinen literarisch-wissenschaftlichen Charakter hinaus. In ihm wird das Verständnis für Goethe'sches Wesen und Art aufs schönste vertieft und verbreitet.

Die Post: Nicht besser konnte eine Wiederbelebung Goethes angebahnt werden, macht uns doch dieses Werk den Goethe in vielen hundertfältigen Einzelheiten zu einem greifbaren, jedem zugänglichen Besitz. Unser Wissen über Goethe wird hier vertieft und außerordentlich vermehrt. Alle wissenschaftlichen Unternehmungen, die einer umfassenderen Kenntnis Goethes dienen, sind von diesem Werke beinahe aufgesogen worden. Es wird eine Leistung darüber hinaus kaum mehr möglich sein.

J. B. METZLERSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG IN STUTTGART

Die deutsche Dichtung im Mittelalter

VON WOLFG. GOLTHER

Geh. Reg.Rat, ord. Professor an der Universität Rostock

Halbleinen 18 M, Halbleder 35 M

* *

Eine Geschichte der deutschen geistigen Kultur im Mittelalter, bestimmt für die weitesten Kreise unseres Volkes zur Einführung in das erhabene Schrifttum unserer Voreltern

Westermanns Monatshefte: Golther, der Rostocker Universitätsprofessor, fußt überall auf den neuesten Forschungsergebnissen. — Das Wesen der Dinge ist es überhaupt, das in diesem Buche die Herrschaft hat; wie die Eitelkeiten wissenschaftlicher Hypothesenjagd, so überläßt Golther auch die „geistreiche" Darstellung gern andern.

Deutsche Revue: Bei aller Gelehrsamkeit wirkt das Buch nirgends trocken; es verbindet aufs glücklichste wissenschaftliche Gründlichkeit mit allgemein verständlichem Vortrag und wird Studierenden wie Laien eine willkommene Gabe sein.

Deutsche Literaturgeschichte

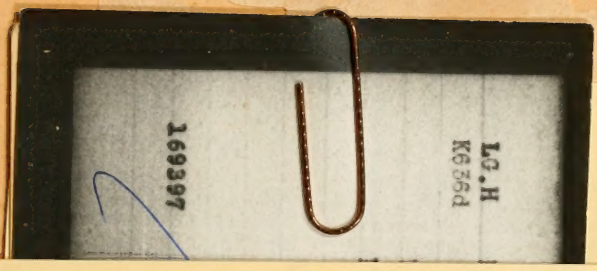
VON DR. KARL STORCK

9. vermehrte und verbesserte Auflage / Gebunden 25 M

In 24000 Ex. ist dieses Buch bereits verbreitet. Der beste Beweis für die Wertschätzung, die es überall gefunden hat. Trotz des für die augenblicklichen Verhältnisse äußerst niedrigen Preises, handelt es sich um einen stattlichen Band von ungefähr 660 Seiten, der sich als Geschenkwerk hervorragend eignet.

Aus einer Besprechung zu einer früheren Auflage: Die Deutsche Literaturgeschichte von Dr. Karl Storck, ein in seiner Art einziges Buch! Auf 600 Seiten wird von der altgermanischen Zeit bis aufs Jahr 1912 alles Nötige gesagt, nichts für die Entwicklung der Literatur Wichtiges übersehen, die ungeheure Masse Material klar und organisch gegliedert und mit knappen Charaktertreffern das einzelne festgestellt. Die neuere und neueste Zeit finden wir in großen Bänden nicht einsichtiger und vollständiger geschildert. Storck ist ein scharfer Prüfer, aber ein gelassener sachlicher Beurteiler. *Heinrich Federer*

J. B. METZLERSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG IN STUTTGART



CT
34
G3K53
1921
c.1
ROBA